

Süddeutsche Zeitung

MÜNCHNER NEUESTE NACHRICHTEN AUS POLITIK, KULTUR, WIRTSCHAFT UND SPORT

WWW.SZ.DE HM2 MÜNCHEN, FREITAG, 9. AUGUST 2024 80. JAHRGANG / 32. WOCHE / NR. 183 / 4,20 EURO

Das Streiflicht

(SZ) In besseren Restaurants gibt es schon vor der ersten Vorspeise was zu essen, nämlich ein Amuse-Gueule. Weil es sich mit dem Klang der französischen Sprache zur deutschen in etwa so verhält wie mit Coq au Vin zu Hühnergeschnetzeltem, heißt dieser Gruß aus der Küche wörtlich übersetzt so viel wie „Freude des Mundes“ oder „Freude des Mauls“; was erklärt, wieso ihn niemand so nennt. Während ein solcher „Gruß aus der Küche“ jedenfalls uneingeschränkt positiv zu bewerten ist, verhält es sich mit dem „Gruß aus dem Urlaub“ durchaus anders. Den gibt es zwar in ähnlich vielen Variationen wie das Amuse-Gueule, aber anders als im Restaurant geht es keineswegs immer darum, dem Empfänger eine Freude zu bereiten. Manchmal hat der Absender anderes im Sinn, zum Beispiel, den eigenen Serotoninspiegel nach oben zu treiben.

Der eine wählt dann – „Liebe Grüße aus dem Paradies“ – in einem halbstündigen Ausschlussverfahren vor den Drehständern am Souvenirladen in Palma die Postkarte aus, die Onkel Thorsten daheim in Bitterfeld am sichersten vor Neid erblasen lässt. Der andere reißt sich brav ein in die Schlange vor dem Selfie-Hotspot aus dem Lonely Planet Thailand, um danach seinem gesamten Adressbuch mitzuteilen: „Ich war jetzt auch hier!“ (und ihr nicht). Und dann gibt es natürlich noch die Menschen, die nur so tun, als würden sie Urlaub machen, in Wahrheit aber heimlich, ohne die Kamera einzuschalten, an der morgendlichen Konferenz teilnehmen und, in besonders schweren Fällen, vom Strand aus E-Mails an ihre Mitarbeiter verschicken, die zwar mit „Grüße vom Strand“ enden, aber kein bisschen so gemeint sind.

Leider muss man nach den vergangenen Tagen konstatieren, dass auch der Kanzler in Sachen Urlaub auch kein wirkliches Vorbild ist. Klar, Olaf Scholz würde jetzt sagen, dass Olaf Scholz ja wohl am besten weiß, wie Olaf Scholz Urlaub zu machen hat. Aber von ernsthaften Urlaubsbemühungen kann ja wohl keine Rede sein, wenn einer seine Ferien erst für einen Geiselaustausch mit Putin unterbricht, um kurz danach schon wieder die Haushaltsdebatte fernmündlich beziehungsweise fernschriftlich aufzumischen. Manch einer mag jetzt einwenden, dass so ein Kanzler nun mal nicht rauskann aus Kanzlerhaut und Amtswürde, denn wer bitte schön, wenn nicht er, solle denn dann den Laden, und so weiter ... Dabei wird genau andersherum eine Sandale draus: In der Aufregtheit der Gegenwart entfaltet sich die Wirkmächtigkeit des Kanzlers natürlich durch nichts so eindrucksvoll wie durch entschlossenes Nichtstun! Und wenn selbst das nichts hilft, fahren Olaf, Christian und die anderen nächstes Jahr einfach zusammen in den Urlaub. Vielleicht schreiben sie dann ja sogar eine Karte. „Entspannte Grüße“, an Friedrich M. c/o Konrad-Adenauer-Haus, Allemagne.

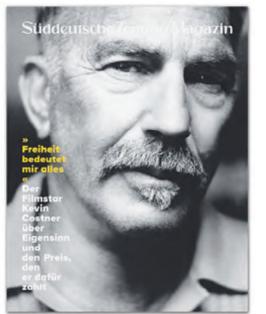


FOTO: FELIX ADLER

„Wer hat euch reingelassen?“

Im Osten werden die Grünen angefeindet wie keine andere Partei. Katrin Göring-Eckardt versucht trotzdem, mit den Leuten zu reden. Haustürwahlkampf in Thüringen.

> Die Seite Drei



Großer Ruhm Der Schauspieler Kevin Costner ist einer der ganz Großen in Hollywood, aber auch er kennt Niederlagen. Im Interview erzählt er, wie er diese aushält und was ihn antreibt.
Großer Schaden Wie in Deutschland Rettungskräfte für den Fall einer Katastrophe vorbereitet werden.
Großer Nachteil Wieso Frauen es nach Gewalterfahrungen noch immer schwer haben, wenn vor Gericht verhandelt wird. Liegt nicht der gesamten Auslandsauflage bei

Puigdemont entwischt Polizei

Gesuchter Separatistenführer taucht nach kurzem Auftritt in Barcelona wieder ab.

Barcelona – Der ehemalige Präsident Kataloniens, Carles Puigdemont, ist für eine kurze politische Ansprache in Barcelona aufgetaucht – und danach spurlos verschwunden. Den Auftritt auf spanischem Territorium hatte er in den vergangenen Tagen angekündigt, dabei war jedoch allgemein vermutet worden, dass Puigdemont mit der Einreise nach Spanien seine Verhaftung in Kauf nimmt. Dort gilt immer noch ein Haftbefehl gegen ihn, den Rädelsführer des katalanischen Abspaltungsverstehens im Herbst 2017. Nach seinem Auftritt vor rund 3000 Anhängern ist es ihm offenbar gelungen, der katalanischen Polizei zu entweichen. Den Zeitpunkt für seine spektakuläre Aktion hatte Puigdemont gewählt, weil das katalanische Parlament am Donnerstag über eine neue Regierung abzustimmen hatte. Die als sicher geltende Wahl des Sozialisten Salvador Illa zum Präsidenten Kataloniens wollte Puigdemont torpedieren. Illa, selbst kein Separatist, war es gelungen, die Unterstützung einer der beiden großen separatistischen Parteien für seine Wahl zu gewinnen. Die Gegenleistung Spaniens für diesen Pakt ist eine weitgehende Finanzautonomie für Katalonien. SZ > Seite 4, 6

Islamist plante Blutbad bei Swift-Konzerten

Wien – Ein 19 Jahre alter Islamist wollte in Österreich bei einem Konzert von Taylor Swift ein Blutbad anrichten. Der IS-Anhänger habe ein volles Geständnis abgelegt, sagte der Generaldirektor für die öffentliche Sicherheit im Innenministerium, Franz Ruf. Auch ein 17-Jähriger war festgenommen worden. Der Plan der beiden jungen Männer war laut dem österreichischen Staatsschutz, entweder am Donnerstag oder am Freitag mit Sprengstoff und Sticheffekten „sich selbst und eine große Menschenmenge zu töten“. Alle drei Swift-Konzerte in Wien wurden vom Veranstalter abgesagt. DPA > Seite 2

Dax ▲	Gaspreis ▲	Gas-Speicher ▲
Xetra Schluss	Börse TTF Schluss	Ø Füllstand
17680 Punkte	40,10 Euro/MWh	90,54 Prozent
+0,37%	+4,29%	+0,20

DAS WETTER

TAGS 30° / 11° NACHTS

Im Süden setzt sich nach Auflösung einzelner Frühnebelfelder heiteres und trockenes Wetter durch. Vom Nordwesten und Norden bis zu den östlichen Mittelgebirgen ziehen später Schauer und Gewitter. 21 bis 30 Grad. > Seite 13 und Bayern

SZ Die SZ gibt es als App für Tablet- und Smartphone: sz.de/zeitungapp

Süddeutsche Zeitung GmbH, Hultschiner Straße 8, 81677 München; Telefon 089/2183-0, Telefax -9777; redaktion@szsueddeutsche.de
Anzeigen: Telefon 089/2183-1010 (Immobilien- und Mietmarkt), 089/2183-1020 (Motormarkt), 089/2183-1030 (Stellenmarkt, weitere Märkte). Abo-Service: Telefon 089/21 83-80 80, www.sz.de/abo
A, B, F, L, NL € 4,60; GR, I € 4,40; SFR, 5,80

Kiews Armee auf russischem Gebiet

Erstmals dringt eine große Zahl regulärer ukrainischer Soldaten ins Nachbarland vor. Der Kreml ist alarmiert, Putin spricht von einer „groß angelegten Provokation“.

Von Silke Bigalke und Sebastian Gierke

Moskau/München – Die ukrainischen Truppen haben sich nach ihrer Offensive in der russischen Region Kursk in dem Gebiet festgesetzt. An mehreren Stellen hatten die Truppen am 6. August die offensichtlich nur schwach bewachte Grenze überwunden, sie drangen weit in die Region Kursk vor und überwandene Minenfelder und eine zweite russische Verteidigungslinie ohne große Probleme. Zum ersten Mal in diesem Krieg war eine größere Zahl regulärer ukrainischer Truppen auf russisches Gebiet vorgedrungen.

Wie viele ukrainische Soldaten beteiligt sind, ist unklar. Von mindestens zwei Brigaden ist die Rede. Bestätigt ist, dass viel mehr Soldaten eingesetzt werden als bei kleineren Angriffen über die Grenze hinweg im Mai 2023 und im März 2024, die von proukrainischen Milizen ausgeführt wurden. In Moskau hat Kremlchef Wladimir Putin seinen Generalstabschef Walerij Gerassimow zum Rapport gebeten, er musste am Mittwochmittag persönlich Bericht erstatten. Den ganzen Tag über hatte das russische Staatsfernsehen bereits über den Angriff berichtet. Es zeigte Videos von vermeintlichen Gegenangriffen der russischen Luftwaffe. Gezeigt wurden zerstörte Häuser in der Grenzregion und Bewohner, die Schlangen stehen, um Blut zu spenden. Am Mittwochmittag wurde in der Region Kursk der Ausnahmezustand verhängt, Zivilisten wurden in Sicherheit gebracht. 34 Menschen sollen laut Gesundheitsministerium bei den Angriffen verletzt worden sein, darunter sechs Kinder. Der stellvertretende Gouverneur von Kursk sprach von vier Todesop-

fern, Stand Donnerstagmittag. Dass Putin sich persönlich mit der Sache befasst und Gerassimow zum Rapport hebt, hebt den Vorfall von anderen ab. Fest steht, dass der Kreml und die russische Militärführung von dem Angriff überrascht worden sind. „Der ukrainische Vormarsch ist das Ergebnis eines völligen Versagens der russischen Aufklärungsarbeit an dieser bis jetzt Nebenfront des Krieges“, sagt der österreichische Oberst und Ukraine-Experte Markus Reisner. Die ukrainische Truppenkonzentration dort wurde von Moskau offenbar nicht als offensives Manöver interpretiert. Russische Militärblogger schreiben von russischen Dörfern, die von ukrainischen Truppen besetzt seien, und berich-

ten, dass die Kleinstadt Sudzha mit einer wichtigen russischen Gas-Transit-Station, von der aus Gas Richtung Westen transportiert wird, eingenommen ist. Eine unabhängige Bestätigung dafür gibt es nicht. Das russische Verteidigungsministerium veröffentlicht vor allem Zahlen zu den angeblichen Verlusten der ukrainischen Seite und einzelne Erfolgsmeldungen wie diese von Donnerstagvormittag: „Versuche einzelner Einheiten, tief in das Gebiet um Kursk vorzudringen, werden vereitelt.“

Die Regierung in Kiew hat sich bis zum Donnerstagmittag nicht offiziell geäußert. Doch mit jedem verifizierten Video, mit jeder Zeugnisaussage, mit jeder Information aus Moskau entsteht ein klareres

Bild. „Der Vorstoß dürfte das Ergebnis sorgfältiger Planungen sein“, sagt Reisner. Bereits in den vergangenen Wochen hat die Ukraine Ziele in der Region verstärkt mit Drohnen angegriffen und russische Kommunikationseinrichtungen zerstört.

Die aktuelle Offensive ist mit früheren Attacken nicht vergleichbar. Die Ukraine konnte in 48 Stunden mindestens 15 Kilometer vorrücken, in einem von Abnutzung geprägten Krieg eine gewaltige Distanz. Videos zeigen den Einsatz von schwerem Pionierrgerät, das nur dann eingesetzt wird, wenn man vorhat, länger in einem Gebiet zu bleiben. Russische Dörfer wurden evakuiert, wichtige Zugverbindungen sind unterbrochen und auf strategisch wichtigen Erhebungen in der Region Kursk haben sich ukrainische Soldaten festgesetzt. Verifizierte Bilder zeigen überdies die Gefangennahme von Russen.

Für Russland ist das eine Niederlage. Welche militärischen Auswirkungen die Offensive hat, wird sich in den kommenden Wochen zeigen. Aktuell stellt sich die Frage, ob es der Ukraine gelingt, für Nachschub zu sorgen. In der Nacht auf den 8. August brachten ukrainische Truppen weitere Reserven, Treibstoff und Equipment über die Grenze, die Flugabwehr wurde verstärkt. Unklar ist, ob Moskau von der Front in der Ukraine Reserven abziehen muss, um den Angriff zurückzuschlagen. Der Kreml hat Gegenangriffe auf russisches Territorium häufig als Terrorismus bezeichnet. Die Sprecherin des russischen Außenministeriums schrieb nun auf Telegram von „blutigen Terrorakten gegen die Zivilbevölkerung“. Putin selbst nannte den Angriff eine „groß angelegte Provokation“. Womöglich ist dies ein Hinweis darauf, dass der Kreml Vergeltung plant. > Seite 4



HEUTE

Meinung
Das Bafög ist fein, aber es verfehlt sein Ziel: Chancengleichheit 4

Politik
In Haifa wächst die Unsicherheit. Die Stadt ist ein Pulverfass – und im Visier der Hisbollah 6

Feuilleton



Die Bassistin Esperanza Spalding hat ein Album mit Milton Nascimento aufgenommen 11

Wissen
Hype um ein neues Mittel gegen Schlaflosigkeit: Wie gut ist Daridorexant wirklich? 14

Wirtschaft
Utz Claassen war ein gefeierter Top-Manager, jetzt haben ihn Ermittler im Visier 15

Medien, TV-/Radioprogramm 21,22
Rätsel 21
Rätsel-Lösungen 22
Traueranzeigen 10

Zank ums Zocken

Computerspiele haben in Südkorea einen hohen Stellenwert. Wer über gesundheitliche Gefahren redet, stört da nur.

richtet, wenn es Gesundheitsdaten sammelt. Normalerweise passt das Amt die Standards denen der Weltgesundheitsorganisation WHO an. Und die deutet es seit 2019 als psychische Störung, wenn das Spielen „trotz negativer Konsequenzen“ wichtiger wird als alles andere. Die WHO stellt klar, dass Computerspielsucht laut Forschung nur wenige, besonders entwickelte Gamer betreffe. Aber in Südkorea macht schon diese vorsichtige Einordnung viele nervös.

Die Nation ist Vorreiter beim Ausbau des Breitbandinternets, gemeinschaftliches Computernetz gehört zur Kultur des Landes wie das Skifahren im Alpen-

standards halten muss. Denn: „Wird Spielsucht als Krankheit eingestuft, schrumpft die Spielindustrie in zwei Jahren voraussichtlich um etwa 8,8 Billionen Won (5,93 Milliarden Euro).“

Das klingt übertrieben. Außerdem: Heiligt das Geld eine mögliche Seelennot? Das Gesundheitsministerium unterstützt jedenfalls die WHO-Linie – zumal diese zu der Politik passt, welche Südkoreas Behörden längst verfolgen. Internetsucht ist deren Thema, ein Leiden, das sich auch in zwanghaftem Computerzocken ausdrücken kann. Staat und Städte investieren in Prävention und Therapiezentren, damit die Menschen lernen, auch mal nicht aufs Smartphone zu schauen. Selbst der berühmte Faker kennt das Problem. Als Lee Sang-hyeok im November seinen vierten WM-Titel gewonnen hatte, sagte er: „Ich bin ziemlich suchtanfällig.“ Der Großmeister des Online-Gamings räumt ein, dass er zu oft auf Youtube und TikTok ver-sumpfe.

Thomas Hahn



Taylor Swift In Wien haben die Veranstalter die drei geplanten Konzerte des Superstars wegen Terrorgefahr abgesagt. Das hat es noch nie gegeben. Die österreichische Polizei nahm zwei junge Männer fest, die offenbar einen Sprengsatz zünden und Fans mit Messern oder Macheten töten wollten. Einer hatte im Internet einen Treueschwur auf den IS hochgeladen.

Von Vivien Götz und Cathrin Kahlweit

Die Nachricht verbreitet sich mit jener sensationellen Geschwindigkeit, mit der sich alle Nachrichten über Taylor Swift in ihrer weltweiten Community verbreiten: Sie kommt nicht. Oder besser: Sie ist zwar schon in Wien, aber sie wird ihre drei ausverkauften Konzerte im Ernst-Happel-Stadion am Rande des Praters nicht geben. Der Grund: „abstrakte Terrorgefahr“. So teilt es die Polizei am Mittwochabend mit. Es habe Hinweise auf möglicherweise geplante Anschläge im Großraum Wien gegeben, heißt es vage bei einer ersten Pressekonferenz, ein „Fokus“ habe sich dabei offenbar auf die Taylor-Swift-Konzerte gerichtet. Der Weltstar hatte auf seiner Eras-Tour nach umjubelten Konzerten in Deutschland auch drei Auftritte in der österreichischen Hauptstadt geplant.

Auch ein 17-jähriger Wiener soll an den Plänen beteiligt gewesen sein

Vor dem Ernst-Happel-Stadion, der Wiener Fußballarena, wo der Weltstar auftreten wollte, sind am Tag nach der Konzertabsage alle Stände für Swift-Merchandising-Artikel und Snacks geschlossen. Die Abbauarbeiten laufen schon: Kleine Laster, Gabelstapler und Traktoren kurven über das Gelände. Swifties sind trotzdem unterwegs: in jeder U-Bahn, an U-Bahn-Stationen, rund ums Stadion und in der Innenstadt vor der Hofburg und am Stephansplatz. Wer extra für die Konzerte nach Wien gekommen war, will sich nicht so schnell trennen. Fotos werden gemacht und die unter Swift-Fans so populären Freundschaftsbändchen getauscht. Man tröstet sich mit Umarmungen. „Es ist gut, dass wir das Geld zurückbekommen. Aber eigentlich geht es nicht um das Geld, sondern um Taylor, wir hoffen sehr, dass es Ersatztermine geben wird“, sagt Katja Tribulowski, die aus Dresden nach Wien gekommen ist.

Mittlerweile ist einiges darüber bekannt, wer die möglichen Täter sind und woher der österreichische Staatsschutz die Informationen hatte. Auf einer Pressekonferenz am Donnerstagmorgen präzisiert der Chef der österreichischen Direktion Staatsschutz und Nachrichtendienst (DSN), Omar Hajjawi-Pirchner, wie ein möglicher Anschlag hätte ablaufen sollen, den Terrorbekämpfer, Kriminalpolizei und Landespolizei – hat nach Polizeiangaben ein Geständnis abgelegt. Demnach wollte er vor dem Stadion mit einem Sprengsatz und Messern oder Macheten eine große Zahl an „Ungläubigen“ töten.

An den Planungen beteiligt soll auch ein 17-Jähriger gewesen sein, der offenbar in der Nähe des Stadions aufgegriffen wurde. Er habe, so Hajjawi-Pirchner, für ein „Facility-Management“ am Stadion gearbeitet und sei den Behörden „aus staatspolizeilichen Zusammenhängen“ bereits bekannt. Ein 15-Jähriger, der offenbar „angehalten“, also polizeilich befragt wurde, lieferte nach Angaben österreichischer Medien weitere Informationen über seine beiden Bekannten und ihre möglichen Pläne. Nach bisherigen Berichten wurde er nicht festgenommen.

Anfangs hatten die Ermittler, auch aufgrund der Hinweise ausländischer Partnerdienste, offenbar an einen Einzeltäter geglaubt. Doch nach einem Großeinsatz der österreichischen Polizei am Mittwoch in Ternitz in Niederösterreich, etwa eine Stunde südlich von Wien, wo der 19-jährige österreichische Staatsbürger wohnte, sah die Lage anders aus. Nun ermittelt man gegen ein mögliches „Netzwerk“.



„Wir können feststellen: Eine Tragödie konnte verhindert werden.“: Die Wiener müssen auf einen Auftritt Taylor Swifts (hier in München) vorerst verzichten. SIMON

Terrorangst und Tränen

Die Gefahr eines Anschlags war offenbar sehr real, doch nach der Festnahme der verhinderten mutmaßlichen Attentäter lassen die Sicherheitsbehörden durchblicken, dass sie die Absage wohl doch etwas voreilig fanden.

Der junge Mann aus Ternitz soll sich laut dem obersten Polizisten des Landes, dem Generaldirektor für öffentliche Sicherheit, Franz Ruf, in den vergangenen Monaten im Internet radikalisiert haben. Erst vor wenigen Wochen habe er einen sogenannten Treueschwur auf den Anführer des IS, der Terrororganisation Islamischer Staat, abgelegt. Der 19-Jährige habe, so die Ermittler, über verschlüsselte Messengerdienste mit IS-Kontaktleuten kommuniziert. In seiner Wohnung seien „chemische Substanzen gefunden“ worden.

Der Einsatz samt Durchsuchung am Mittwoch hatte Stunden gedauert, weil die Beamten aus Sorge vor Sprengsätzen äußerst vorsichtig vorgehen mussten. Hunderte Anwohner waren aus ihren Häusern in Sicherheit gebracht, Straßen abgesperrt worden. Bei der Hausdurchsuchung wurden auch Falschgeld, Anabolika, Hieb- und Stichwaffen sowie ein Blaulich gefunden. Der Verdächtige habe sein Erscheinungsbild „verändert und dem IS angepasst“, so DNS-Chef Hajjawi-Pirchner.

Sein Treueschwur, den er im Internet hochgeladen, aber später wieder gelöscht habe, gelte dem Anführer des IS. Aber er sei offenbar auch Al-Qaida-Fan. Kontakte zu der islamistischen Splittergruppe ISPK (Islamischer Staat Provinz Khorasan) seien ebenfalls nicht auszuschließen, da deren Propaganda auf vielen Kanälen ausgespielt werde, auf denen sich junge Menschen radikalisierten.

Der 19-Jährige soll bei einem Metall verarbeitenden Betrieb in der Kleinstadt Ternitz arbeiten, die als „Stahlstadt“ firmiert. Von dort habe er, vermutet die Polizei, die Chemikalien mitgenommen, die für einen möglichen Anschlag hätten genutzt werden können.

Am Mittwochnachmittag wurde in Wien dann der zweite junge Mann festgenommen, der ebenfalls einen österreichischen Pass sowie kroatische und türkische Wurzeln hat. Weil er am Stadion gearbeitet hatte und nicht auszuschließen gewesen sei, dass dort womöglich vor der Festnahme schon Sprengsätze platziert wurden, so der DNS-Chef, habe man die Anlage mit Spürhunden und Polizisten durchsucht.

Geld zurück

Es ist kein Trost für die enttäuschten Taylor-Swift-Fans, aber immerhin gibt es Klarheit. Das Geld, das sie für die nun abgesagten Wien-Shows des Weltstars bezahlt haben, erhalten sie zurück. Der Konzertveranstalter Barracuda Music teilte noch am Mittwoch mit, dass die Ticketpreise innerhalb von zehn Werktagen erstattet würden. Das Ticketportal Oeticket, über das die Karten für Swifts Konzerte in Österreich verkauft worden waren, verschickte am späten Mittwochabend eine automatisierte E-Mail, die Kunden sowohl über die Absage

der Konzerte als auch die Rückerstattung informierte. Doch die Gespräche enttäuschter Konzertbesucher drehten sich am Donnerstag in Wien um ganz andere Fragen: Wird es Ersatztermine für die abgesagten Shows geben? Lassen sich noch Karten für die vier letzten Konzerte Swifts in Europa ergattern? Die sollen kommende Woche im Londoner Wembley-Stadion stattfinden. Aber wie alle Konzerte der „Eras“-Tour sind auch diese vier Shows: ausverkauft.

Vivien Götz

in einer Mitteilung, aber „aufgrund der Bestätigung durch Regierungsbeamte über einen geplanten Terroranschlag im Ernst-Happel-Stadion haben wir keine andere Wahl, als die drei geplanten Shows zur Sicherheit aller abzusagen“. Das Wiener Unternehmen Barracuda ist ein lokaler Veranstalter; Miteigentümer ist der Branchengigant Eventim.

Die Enttäuschung bei den Fans, die schon seit dem Mittwochmorgen rund um das Stadion vor den Merchandising-Bussen anstanden und teils im Prater campiert hatten, ist riesig. In der Nacht auf Donnerstag sitzen Dutzende junge Frauen auf dem Bürgersteig vor dem Fünf-Sterne-Hotel „Rosewood Vienna“, in dem der 34-jährige Superstar gerüchtweise übernachtet soll. „Wir wollten mit der Nachricht nicht alleine sein“, sagt die 21-jährige Charlotte, die ebenfalls aus Deutschland angereist ist. Die jungen Frauen nennen ihren Sitzkreis scherzhaft „communal crying session“. Gemeinsam zu weinen, sagen sie, helfe über die erste Enttäuschung hinweg.

Charlotte hat am Nachmittag ein paar der anderen Swifties bei einem Fan-Picknick im Prater kennengelernt. Die Gruppe ist dann zum „Rosewood“ gefahren, nachdem auf TikTok andere enttäuschte Taylor-Fans dazu aufgerufen worden waren, sich vor dem Hotel zu treffen. Unter dem TikTok-Video drücken umgehend viele Swifties ihre Enttäuschung aus. Eine Nutzerin schreibt: „Sicherheit geht vor, aber ich wei-

ne mir die Augen aus dem Kopf.“ Doch trotz der Absage ist die Stadt am Donnerstag in Feierlaune: Partystimmung in der Fußgängerzone, Kinos bieten Swifties bei Vorlage ihres Tickets kostenlos Popcorn an, ein Club organisiert Taylor-Swift-Themenpartys.

Österreich ist indes immer wieder im Visier von IS-Gruppen. Im November 2020 waren bei einem terroristischen Amoklauf im Ausgeviertel rund um die Synagoge im Stadtzentrum Wiens vier Menschen getötet und 23 teils schwer verwundet worden. Der 20-jährige Täter wurde in Österreich geboren und besaß neben der österreichischen auch die nordmazedonische Staatsbürgerschaft – seine Eltern stammten aus dem Balkanstaat und gehörten dort der albanischen Minderheit an. Er war IS-Sympathisant und wurde damals von der Polizei erschossen. Er hatte mehrere Helfer im Hintergrund, die zu hohen Haftstrafen verurteilt wurden.

Selbst Österreichs Bundeskanzler äußerte sich zur Absage

Seither hat es immer wieder Terrorwarnungen gegeben. Kurz vor Weihnachten 2023 waren österreichischen Medien zufolge in Wien und in Deutschland mehrere Menschen festgenommen worden, die der IS-Splittergruppe „Islamischer Staat in der Provinz Khorasan“ (ISKP) zugerechnet wurden. Sie sollen, glaubten Ermittler, Anschläge auf den Stephansdom und den Kölner Dom, möglicherweise auch auf den Wiener Prater geplant haben. Mangels Tatverdacht wurden sie jedoch wenig später aus der Untersuchungshaft entlassen und in Abschiebehaft gebracht. Und erst im Juni hat die Polizei nach eigenen Angaben einen möglichen IS-Anschlag auf eine Regenbogenparade der LGBTQ-Community verhindert. Unmittelbar vor der Veranstaltung hatte sie drei Verdächtige festgenommen. Damals sagte Staatschutzchef Hajjawi-Pirchner, es habe „vorbereitende Handlungen“, aber keine „konkrete Gefährdungslage gegeben“. Die drei Tatverdächtigen, ein 14-, ein 17- und ein 20-Jähriger, hätten keine Komplizen gehabt.

Österreichs Bundeskanzler Karl Nehammer (ÖVP) twitterte am Mittwoch, dass Taylor Swift nun nach der Absage der Veranstalter doch nicht in Wien spiele, sei „für alle Fans in Österreich eine herbe Enttäuschung“. Ein wenig klang das so, als hätte die österreichische Polizei ihre Arbeit gemacht, und der Rest liege leider nicht in der Hand der Behörden. Die Stadt hatte sich von den 200 000 Fans, die für Taylor Swift nach Wien kommen wollten, insgesamt Einnahmen von 100 Millionen Euro versprochen. Der Veranstalter hat mitgeteilt, die Tickets würden zurückerstattet, Hotelkosten wohl nicht.

Auch die österreichischen Sicherheitsbehörden lassen durchblicken, dass sie die Absage der drei Konzerte womöglich etwas voreilig fanden. Hajjawi-Pirchner sagte auf der Pressekonferenz am Donnerstag, man habe „zu keiner Zeit darauf gedrängt“, die Veranstaltung abzusagen. Von der Polizei heißt es, man habe die „konkrete Bedrohungslage beseitigt“ und geplant, bei den Konzerten „Zutrittskontrollen und Sicherheitsmaßnahmen“ zu verschärfen. Den Fans habe man mitteilen wollen, dass sich dadurch Wartezeiten beim Einlass verlängern würden. Der Veranstalter habe aber offenbar „seine eigenen Kriterien“ herangezogen.

Der rechtsextreme Wiener FPÖ-Chef Dominik Nepp hingegen nutzte die Absage für einen generellen Angriff auf Geflüchtete: „Auf der ganzen Welt kann Taylor Swift spielen, nur bei uns nicht! Wien ist echt anders! Nur weil wir dieses IS-Gesindel dank der unkontrollierten Willkommenskultur in unserem Land haben!“, schrieb er auf der Plattform X. Ende September wird in Österreich ein neues Parlament gewählt.

„Wir registrieren seit zwei Jahren eine Zunahme von Gefährdungshinweisen“

Die Bedrohung durch die Islamisten war nie gebannt, sagt das BKA. Im Gegenteil. Die Terrorgruppen versuchen mit gezielter Propaganda im Internet, neue Täter zu rekrutieren.

Einen Anschlag auf Taylor-Swift-Fans zu stoppen, ist laut dem österreichischen Innenminister Gerhard Karner nur deswegen gelungen, weil internationale Geheimdienste zusammengearbeitet hätten. Daran war Deutschland zwar nicht beteiligt. Auch die deutschen Kriminalbeamten, die derzeit wegen anderer Fälle in Wien bei der Direktion Staatsschutz und Nachrichtendienst gastieren, waren in diese Ermittlung nicht vorab eingeweiht. Und dennoch ist Deutschland in gleicher Weise von der islamistischen Gefahr betroffen wie das Nachbarland, sagt Sven Kurenbach. Er leitet die Abteilung „Islamistisch motivierter Terrorismus/Extremismus“ beim Bundeskriminalamt. Ein Gespräch über den „Islamischen Staat“ und die aktuelle Terrorgefahr.

SZ: Herr Kurenbach, 2015 das Bataclan in Paris, 2017 der Anschlag auf ein Konzert der Sängerin Ariana Grande in Manchester, 2024 der Anschlag auf ein Konzert der Band „Piknik“ in Moskau, jetzt Taylor Swift in Wien – warum rücken Konzerte scheinbar immer mehr ins Blickfeld von Terroristen?

Sven Kurenbach: Ich würde eher sagen, es sind Großereignisse, auf die die Täter zielen. Es gab aber auch in der Vergangenheit

Anschläge bei Konzerten, auch bei uns in Deutschland 2016, wo es einen Anschlagversuch auf ein Stadtfest mit Livemusik im fränkischen Ansbach gegeben hat. Es scheint den Tätern aber eher nicht wichtig zu sein, dass es ein Konzert ist. Es geht vielmehr darum, sogenannte weiche Ziele und größere Personengruppen zu treffen.

„Wir haben immer gesagt, dass Deutschland im Zielspektrum steht.“

Auch der Täter, der vor wenigen Tagen im britischen Southport mit einem Messer auf Kinder losging, hatte sich als Ziel einen Taylor-Swift-Tanzkurs ausgesucht. Ein Zufall? Das wäre maximal spekulativ. Ich kann hier bislang keine Zusammenhänge zwischen der Tat in Southport und den Ermittlungen in Wien erkennen. **Eine Zeit lang schien das Thema des islamistischen Terrorismus vom Schirm verschwunden zu sein.** Die Öffentlichkeit hat es vielleicht tatsächlich ein bisschen aus den Augen verloren, auch weil sich andere Krisenthemen in den

Vordergrund gedrängt haben. Aber die Sicherheitsbehörden sicher nicht. Und wir registrieren auch seit zwei Jahren eine Zunahme von relevanten Gefährdungshinweisen.

Was ist vor zwei Jahren geschehen? Manche sagen: Der IS ist zurück. Ich würde eher sagen: Der IS war nie weg. Wir haben immer geschrieben und gesagt, dass

Deutschland weiterhin im Zielspektrum von unterschiedlichen Terrororganisationen steht und nun können wir festhalten, dass seit circa zwei Jahren ein Ableger des IS, nämlich der „Islamische Staat in der Provinz Khorasan“ zunehmend eine internationale Agenda verfolgt. Gleichzeitig haben wir aufgrund des russischen Angriffskriegs eine nach Osten durchlässigere

Grenze bekommen, auf diese Weise sind auch Personen aus Zentralasien zu uns gekommen, bei denen wir Verbindungen zur Terrororganisation ISPK vermuten.

„Die Täter sind oft ideologisch nicht so gefestigt.“

Khorasan ist eine Region zwischen Afghanistan und Pakistan, mit einigen Ausläufern in zentralasiatische Staaten ...

...ja, und die dort operierenden IS-Leute betrachten zunächst Russland als ihr Feindbild Nummer eins. Danach folgt Europa als Feindbild Nummer zwei. Die Gruppe erlebt derzeit auch einen erheblichen Verfolgungsdruck durch die Taliban in Afghanistan. Das mag verwirrend und wie ein Treppenwitz der Terrorismusgeschichte klingen. Aber weil der ISPK Anschläge in Afghanistan auch gegen öffentliche Einrichtungen oder auf Marktplätzen verübt, sind diese Islamisten selbst den Taliban ein Dorn im Auge.

Die möglichen Täter, von denen jetzt in Österreich die Rede ist, sind sehr jung. Ist das inzwischen die Regel?

Interview: Ronen Steinke



„Es sind Großereignisse, auf die die Täter zielen.“: Straßensperre während der Razzia der österreichischen Polizei im niederösterreichischen Ternitz. FOTO: HALADA/DPA

Es hat aufgehört zu regnen in Gera, die Feuerbachstraße liegt vor ihr. Sie fängt auf der rechten Straßenseite an, hält kurz inne, bevor sie auf den ersten Klingelknopf drückt, so als denke sie, okay, jetzt geht's los.

„Hallo“, knarrt es aus der Gegensprechanlage.

„Hallo, hier ist Katrin Göring-Eckardt von den Grünen“, sagt sie, etwas zu schnell. „Darf ich Ihnen ein paar Infos zur Stadtratswahl in die Hand drücken?“ Es summt. Treppe rauf, Treppe runter, die meisten Wohnungstüren bleiben zu. Sie hängt Grünen-Flyer, Typ Türhänger, an die Klinke.

Als sie wieder auf der Straße steht, kommt ein Mann aus dem Haus. Klein, sehr kräftig. „Warum hängt ihr was an meine Türklinke?“, fragt er. „Wer hat euch reingelassen?“ Katrin Göring-Eckardt, eine der bekanntesten Grünen, Vizepräsidentin des Bundestags, blickt ihn erst mal schweigend an. Ein grüner Parteifreund aus dem Stadtrat, der sie begleitet, sagt ruhig, dass jemand die Haustür geöffnet habe.

„Ich hab' ein Problem mit euch“, sagt der Hausbewohner. Er drückt die Brust durch und streckt die Arme leicht nach außen ab. Als wolle er sich prügeln. Plötzlich geht er zurück ins Haus, steht aber wenige Augenblicke später wieder da. Er hat die Grünen-Flyer von den Türklinken genommen. Vor den Augen Göring-Eckardts zerreißt er sie und wirft die Fetzen in die Mülltonne auf dem Gehsteig.

In diesem Augenblick hält auf der Straße ein Auto. Der Fahrer hupt, schaut Göring-Eckardt an und zeigt mit dem Daumen nach unten.

Auch nach fast zehn Jahren kennen sie noch ihren Satz über die Flüchtlinge

Im Osten Deutschlands ist Superwahljahr mit Kommunal-, Europa- und Landtagswahlen. Katrin Göring-Eckardt, geboren in Friedrichroda, Thüringen, aufgewachsen in der DDR, später aktiv im Landtag, im Bundestag, beim Kirchentag, hat jetzt viel zu tun in ihrer Heimat. Sie muss sich selbst keiner Wahl stellen, aber sie kämpft für andere. Für Stadträte, Landtagsabgeordnete. Und, so viel steht aus ihrer Sicht auf dem Spiel, für die Demokratie.

Katrin Göring-Eckardt ist in Thüringen eine Einheimische, aber viele hier sehen sie, und die Grünen überhaupt, wie Fremdkörper, die es abzustoßen gilt. Der politische Zustand Deutschlands und besonders des Ostens zeigt sich 2024 auch daran, wie feindselig Göring-Eckardt an manchen Orten empfangen wird in einem Bundesland, das eigentlich das ihre ist. Als sei sie nicht die heimkehrende Tochter, sondern eine, die sich an ihrer Heimat versündigt hat.

Ende April wird Göring-Eckardts Auto im brandenburgischen Lunow-Stolzenhagen blockiert. Laut ihrem Büro schlagen mehrere Personen aggressiv auf das Fahrzeug ein, erst nach 45 Minuten ermöglicht die Polizei die Weiterfahrt. Die Staatsanwaltschaft in Frankfurt (Oder) ermittelt gegen zwei Männer wegen Nötigung.

Göring-Eckardt, 58, gehört bei den Grünen zu den Realos. Sie ist keine radikale Linke, aber ihre christlich-humanistische Art reicht schon, um andere gegen sich aufzubringen. „Unser Land wird sich ändern, und ich freue mich darauf“, sagte sie 2015 während der Flüchtlingskrise. „Jetzt bekommen wir auf einmal Menschen geschenkt.“

Für jene, die einen Kontrollverlust bei der Migration fürchteten, klang das wie Hohn. Der Satz wird immer noch zitiert, auch fast zehn Jahre nachdem sie ihn gesagt hat. Ende Juni zum Beispiel, beim Parteitag der AfD in Essen, redete deren Vorsitzende Alice Weidel über „unsere grünen Weltversteher rund um Frau ‚Wir bekommen Menschen geschenkt‘-Göring-Eckardt“. Göring-Eckardt sagt, sie habe diese Worte damals nicht naiv dahingesagt. „Das war kein Gutmenschenchding. Es gab einen christlichen Kontext, aber es ging mir auch um den Arbeitskräftemangel, dass wir Verstärkung brauchen in den Kindergärten, in der Pflege.“

Auch 2015 bekam sie die Anfeindungen unmittelbar zu spüren. In einem Café sei eine Frau auf sie zugegangen, sagt sie. „Das ist für Ihre Flüchtlingspolitik“, habe die Frau gesagt. Und ihr ins Gesicht gespuht. „Unangenehm“, sagt Göring-Eckardt.

Sie hat damals in einem Video die Hassbotschaften vorgelesen, die in den sozialen Medien gegen sie gerichtet wurden. „Grünes Dreckspack und Ami-Schlampe. Ihr gehört alle am nächsten Baum aufgehängt“, stand dort. „Es war nicht lustig, das nachzusprechen“, sagt sie. „Dass es durch meinen Mund ging, mit meiner Stimme, das hing mir anschließend nach.“

Heute ist die Stimmung im Land noch aufgebrachter, verrohter, die Extremisten noch erfolgreicher. Göring-Eckardt erlebt es unter anderem beim Haustürwahlkampf. Sie hat sich erst überwinden müssen zu dieser Form der politischen Betätigung, für die sie immer Turnschuhe anzieht. „Aber wie alle Konvertiten bin ich jetzt umso mehr davon überzeugt.“ Auch wenn sie dabei mitbekommt, wie unbeliebt ihre Partei gerade ist. In Erfurt hat eine ältere Frau sie gefragt: „Ist es so schlimm, dass Sie jetzt schon selber kommen müssen?“

Gut sieht es ja nicht aus für die Grünen in Thüringen. Bei der Landtagswahl am 1. September könnten sie laut Umfragen an der Fünf-Prozent-Hürde scheitern, beim vergangenen Mal kamen sie gerade noch darüber. Den anderen Berliner Ampelparteien geht es kaum besser – die SPD liegt in Thüringen bei sieben, die FDP bei zwei Prozent.

Im Osten mischt sich das Gefühl, nach der Wiedervereinigung gedemütigt worden zu sein und bis heute nicht gehört zu

Der Hass hinter den Haustüren

Die Menschen pöbeln, zerreißen Flyer vor ihren Augen: Beim Wahlkampf in Thüringen wird Katrin Göring-Eckardt behandelt, als habe sie sich an ihrer Heimat versündigt. Über eine Partei, die zum Feindbild geworden ist, und eine Frau, die das nicht hinnehmen will.

Von Nicolas Richter



Es heißt jetzt oft, die Ampelparteien hätten den Osten verloren, auch weil sie der AfD die Straßen und Marktplätze überlassen würden. Katrin Göring-Eckardt geht raus zu den Leuten, klingelt an Haustüren, auch wenn dahinter oft Menschen wohnen, die eher nicht auf sie gewartet haben. FOTOS: FELIX ADLER

werden, mit Frust über die Ampel und Sorge wegen der Migration. Und immer mehr wächst das Unbehagen über die deutsche Hilfe für die Ukraine im Abwehrkampf gegen Russland. Die AfD und das Bündnis Saha Wagenknecht (BSW) werben für Frieden, ohne zu erklären, welche Zumutungen ein Friede zu russischen Bedingungen für die Ukraine bedeuten würde. In Thüringen steht die AfD bei 30, das BSW bei 20 Prozent.

Es heißt jetzt oft, die Ampelparteien hätten den Osten verloren, auch weil sie der AfD die Straßen und Marktplätze überlassen hätten. Göring-Eckardt immerhin erlebt, dass sich die persönliche Ansprache noch lohnen kann.

Der Widerstand gegen die Grünen sei diffus geworden, grundsätzlicher

„Ich bin ja nicht so ein Fan Ihrer Partei“, sagt ein Mann, als sie in Gera vor seiner Haustür steht. Aber dann scheint er zu begreifen, dass da plötzlich eine echte Prominente steht. „Dass man Sie mal so sieht, ist ja sensationell“, sagt er. „Wenn ich das jetzt erzähle, dass die Frau Göring-Eckardt bei mir geklingelt hat ...“ Er sagt, er sei Rettungssanitäter. „Rettungskräfte werden ja oft angefeindet“, sagt sie. „Nein, das ist nicht so dramatisch“, sagt er. „Aber cool, dass Sie das machen“, sagt Göring-Eckardt, „vielen Dank.“

Haustürwahlkämpfe haben ihre Tücken, viele Menschen wimmeln einen ab. Aber manche schätzen es doch, dass sich jemand die Mühe macht, vier Stockwerke ohne Aufzug auf sich zu nehmen, um für seine Überzeugungen zu werben. Außerdem sind lange im Voraus angekündigte Auftritte auf Marktplätzen und in Einkaufsstraßen zum Sicherheitsrisiko für Politiker und deren Helfer geworden – die organisierten Störer haben dann Zeit, sich vorzubereiten. Vor den Haustüren erscheinen Politiker dagegen wie aus dem Nichts. Der Überraschungseffekt hilft.

Ein Tag im Frühsommer, kurz vor der Europawahl, das Restaurant „India“ in Weimar. Im ersten Stock hat der grüne Kreisverband einen langen Tisch

reserviert, Katrin Göring-Eckardt will von der Basis hören. „Ich hatte in den vergangenen Jahren das Gefühl, die Stimmung wird immer härter, bedrückender, enger“, sagt sie. Seit Jahresbeginn aber habe sie etwas geändert. Nachdem im Januar Planspiele der AfD zur „Remigration“ von Deutschen ausländischer Herkunft bekannt wurden, demonstrierten Hunderttausende gegen rechts, manche traten sogar wieder in Parteien ein.

Göring-Eckardt hat es an sich selbst gemerkt. Nachdem ihr Auto in Brandenburg blockiert wurde, boten ihr manche an, sie zu begleiten, sie zu beschützen. Es hat sie ermutigt. „Ich bin ein optimistischer Mensch“, sagt sie im indischen Lokal. „Ich blicke nicht gerne lange in das Dunkel.“

Eine Stadträtin am Tisch widerspricht. Die Stimmung sei sehr aggressiv. Viele Wahlplakate würden entfernt und zerstört, viele Wahlkämpfer beleidigt. Zwar träten ein paar Menschen in die Partei ein, aber nicht alle seien engagiert. Göring-Eckardt, die eben noch aufheitern wollte, sagt: „Ich stimme absolut zu. Wenn ich allein durch die Stadt gehe, versuche

ich, unerkannt zu bleiben.“ Während der Kellner die Bestellungen aufnimmt, erzählen Stadträte und Mitarbeiter sozialer Einrichtungen vom Alltag in Weimar. Die Montagsdemos, einst gegen die Corona-Maßnahmen gerichtet, seien heute stramm rechts, geprägt von offener Sympathie für die Reichsbürger, heißt es. Ausländische Studenten fürchteten sich vor Übergriffen, sie blieben am Montagmorgen lieber im Wohnheim. Die Runde erinnert an eine Selbsthilfegruppe. Der Kellner verteilt die Gerichte. „Ich habe Brokkoli bestellt“, ruft jemand.

Göring-Eckardt sagt, dass sie den Ernst der Lage erkennt. „Wir haben dazugelernt“, sagt sie. „Wir haben die AfD lange ignoriert, wir wollten unsere Redezeit nicht dafür verschwenden. Das hat sich geändert. Wir benennen jetzt öfter das falsche Spiel der AfD aus Hetze und Lügen.“ Der Widerstand gegen die Grünen sei diffus, grundsätzlicher geworden. „Es ist nicht bloß der Ärger über das Heizungsgesetz“, sagt sie. „Es geht um die Umwälzungen insgesamt. Viele Leute sagen, wir wollen diese Veränderungen einfach nicht.“



Die Stimmung ist aufgeheizt, natürlich merkt sie das. „Wenn ich allein durch die Stadt gehe, versuche ich, unerkannt zu bleiben“, sagt Katrin Göring-Eckardt.

machen wir es schön, jubeln, singen, freuen uns“, sagt sie.

Der Applaus ist verhalten. Katrin Göring-Eckardt weiß selbst am besten, wie rau es geworden ist im Osten. Sie hat keinen Leibwächter, sie wurde nie geschult im Umgang mit aggressiven Gegnern. Sie verlässt sich eher auf ihre Lebenserfahrung, die Feuerwehrtage auf dem Dorf, wo sie aufgewachsen ist. Bei Betrunknen half manchmal ein Spruch: „Wenn dich deine Mutter sehen würde.“ Manchmal half auch nur die Polizei.

Heute seien Menschen, die aus der Rolle fielen, sichtbarer als früher, auch in Stadträten, in Kreistagen. „Es gibt jetzt mehr Vorbilder für rechtes Sein“, sagt sie. Deswegen sei auch mehr Widerspruch notwendig. „Mehr Leute müssen jetzt mehr Kraft aufwenden, um sich dem entgegenzustellen.“

Ist sie beunruhigt, wenn sie auf wütende Männer wie den in Gera trifft, der die Grünen-Flyer zerrissen hat? „Ich hatte keine Angst. Es hat mich eher erstaunt. Diese Enthemmung. Diese Energie“, sagt sie. „Man muss ruhig bleiben. Man sagt: Reg dich ab, du musst uns ja nicht wählen.“ Aber sie macht sich Sorgen, dass immer neue Vorfälle dieser Art das politische Engagement ersticken könnten.

Im Sommer vor einem Jahr wurde sie in Dessau von einer Gruppe angepöbelt. „Sie sagt, sie sei einfach stehen geblieben. Die waren verdattert“, sagt sie. Genauso will sie sich jetzt gegen die Vorstellung stemmen, Thüringen sei schon verloren an die AfD. Ja, die Umfragen seien demotivierend. „Aber wir kämpfen ja, weil wir was verändern wollen. Ich kann da gar nicht müde werden.“

Sie wirkt tief überzeugt von dem, was sie tut. Unbeirrbar. Ab und zu hält sie eine Sonntagspredigt – sie hat Theologie studiert, allerdings ohne Abschluss – und dann offenbart sie, wie stark ihre Ansichten in ihrem christlichen Weltbild verwurzelt sind: Empathie mit Fremden, Schutz der Natur, Solidarität mit den Heimgesuchten, etwa in der Ukraine. „Einer der Gründe, weshalb ich mich politisch engagiert habe: Wie die Flüsse, wie die Wälder, wie die Natur an so vielen Stellen in der DDR aussahen, hatte nichts mehr von Gottes guter Schöpfung“, sagte sie neulich bei einer Predigt am Flussufer in Saalfeld.

Was sie befremdet, sind die vielen Menschen, die gar nicht mehr reagieren

Ihr Glaube hilft ihr, die vielen Angriffe zu ertragen. „Für Christen ist es vielleicht etwas leichter“, sagt sie. „Du weißt, du fällst nicht tiefer als in Gottes Hand. Es gibt etwas Wichtigeres als das, was gerade passiert.“ Auch im Gespräch mit Gott redet sie lieber über das große Ganze als über die kleinen Zumutungen. „Ich bete regelmäßig, aber nicht für nette Haustürbesuche.“

Doch selbst für eine abgeklärte, durch ihren Glauben gefestigte Politikerin wie Göring-Eckardt sind die Zeiten hart. Nach der Autoblockade in Lunow-Stolzenhagen Ende April kehrte sie nach Brandenburg zurück, in den Nachbarort Bad Freienwalde, zum Tanz in den Mai auf der Schlossterrasse. Bei den Damentoiletten, sagt sie, habe ihr eine Frau aufgelaurt. „Sie trauen sich was“, soll die Frau gesagt haben. „Draußen stehen 20 Leute, die Sie klatschen wollen.“ Göring-Eckardt sagt, sie habe auf der Toilette überlegt, was sie jetzt tun soll. Sie ging dann wieder auf die Terrasse zurück. Die Frau war verschwunden, es warteten keine Schläger auf sie. Und doch lässt sie gelegentlich durchblicken, dass jetzt schon viel zusammenkommt. „Es war schon eine Menge in letzter Zeit“, sagt sie.

Andererseits fühlt sie sich mehr gefordert denn je. „Für mich ist dieser Wahlkampf sehr emotional“, sagt sie. „Manchen Deutschen scheint es egal zu sein, ob wir in Freiheit leben oder ob die Menschen in der Ukraine in Freiheit leben. Das strengt mich sehr an. Denn mir ist das nicht egal.“ Es scheint sich ein Kreis zu schließen zu ihren politischen Anfängen in der Bürgerbewegung der sterbenden DDR. Freiheit – oder nicht.

Also steht sie in dieser Woche morgens um sieben Uhr am Erfurter Hauptbahnhof in der Unterführung, wo Pendler auf die Tram warten. Es riecht nach Zigarettenrauch. Göring-Eckardt hat noch nicht gefrühstückt, sie verteilt aber schon, frisch geschminkt und im roten Kleid, Apfel und Flyer aus einem grünen Bauchladen.

Wenn sie den Passanten die Äpfel entgegenhält, zaubert es manchen ein Lächeln ins Gesicht. Andere weisen sie so pikiert ab, als verteilte sie ein Mittel gegen Herpes. „Nee danke, hau ab“, sagt eine Frau. Göring-Eckardt nimmt es mit einem Lächeln hin. Was sie allerdings befremdet, ist die wachsende Zahl von Menschen, die gar nicht mehr reagieren. Die keine Miene verziehen, so als seien sie woanders.

Ihr nächster Termin ist in Weimar, in der Altstadt überreicht sie einer Frau einen Flyer. Die Frau nimmt ihn entgegen, zerreißt ihn und geht wortlos weiter.

„Nein, um Gottes willen, behalten Sie Ihren Scheiß“, ruft ein Mann ihr nach. „Welcher Tag ist eigentlich heute?“, fragt Göring-Eckardt ihre Mitarbeiterin. Die Tage ähneln sich, das Zeitgefühl geht verloren. Aber sie hat sich auferlegt, nicht nachzulassen. „Ich werfe mich voll rein in diesen Wahlkampf“, sagt sie. „Ich will jetzt zeigen: Ihr kriegt mich nicht klein.“

Im Rande des Katholikentags in diesem Jahr in Erfurt wollte sie etwas im Karstadt in der Innenstadt besorgen. Vor der Tür fragte sie ein Mann, ob sie Katrin Göring-Eckardt sei. Sie sagt, sie habe überlegt, ob sie ausweichen sollte – mit einer Gegenfrage: „Was denken Sie denn?“ Oder mit einer Notlüge: „Immer werde ich mit der verwechselt.“ Sie entschied sich, nichts zu sagen. Der Mann rempelte sie mit der ganzen Breite seines Körpers an und verschwand.

Die Grünen verkörpern diese Veränderungen wie keine andere Partei, und sie erkennen jetzt, dass sie viele Menschen überfordert haben. „Veränderungsererschöpfung“ nennt Göring-Eckardt das. Sie gibt zu, dass ihre Partei daran auch selbst schuld sei. „Wer arbeitet, macht natürlich Fehler“, sagt sie. „Wir müssen unsere Politik mehr an der Situation der Menschen auf dem Land ausrichten.“ Sie sagt, dass der erste Entwurf des Heizungsgesetzes nicht gelungen war.

Sie stemmt sich gegen den Gedanken, Thüringen sei schon an die AfD verloren

„Und die Sorge um Frieden, insgesamt den Angriffskrieg gegen die Ukraine, kann ich nachvollziehen“, sagt sie. „Ich bin ja selbst als Pazifistin groß geworden. Aber es geht eben darum, die Freiheit zu verteidigen.“

Die Grünen bleiben bei ihren Überzeugungen, so sehr sich die Stimmung auch gegen sie gewendet haben mag. Beim Start des Wahlkampfes für den Landtag am Dienstag dieser Woche in Erfurt spielt erst einmal eine ukrainische Musikgruppe, das ist schon die erste Botschaft.

Das Treffen findet nicht etwa auf dem Marktplatz statt, sondern abgeschirmt im Innenhof des Kaisersaals, am Eingang kontrollieren Sicherheitsleute die Taschen. Es sind höchstens hundert Gäste da. „Das sind ja schon alle Grünen-Wähler“, sagt einer.

Katrin Göring-Eckardt kündigt eine Motivationsrede an. Sie verspricht, alles dafür zu tun, dass in Thüringen „neuer Wald wächst“. Sie verspricht, die Klimakrise einzudämmen und alles für den Frieden zu tun, indem die Ukraine Hilfe dabei bekomme, sich gegen Russlands Truppen zu wehren. Sie sagt, die Grünen hätten doch so viel erreicht, zum Beispiel beim Ausbau der Windenergie. Und Interesse an Frust und Instabilität hätten ohnehin nur die AfD, Russlands Präsident Wladimir Putin und dessen Propagandistin Saha Wagenknecht.

„Jedes Mal, wenn die AfD rumzickt, schlechte Laune macht, hässlich redet,

IRAN

Persisches Feuer

Von Tomas Avenarius

Seit zehn Tagen warten die Israelis nun auf den angedrohten Vergeltungsschlag Irans. Nachdem sie innerhalb weniger Stunden erst einen führenden Hisbollah-Kommandanten getötet und dann auch noch mitten in Teheran den Hamas-Auslandsführer Ismail Hanija in die Luft gesprengt haben, ist die iranische Rache-absicht – egal wann und wie zerstörerisch sie sein wird. Dasselbe gilt für die schiitische Hisbollah, die Israel seit dem 7. Oktober 2023 täglich von Libanon aus beschießt, nun aber viel heftiger zuschlagen könnte.

Das Drama Israel gegen die „Achse des Widerstands“ läuft seit dem „Schwarzen Schabbat“, dem 7. Oktober 2023, es ist aber nur ein Akt in der nahöstlichen Dauertragödie. Neu ist trotz des beispiellosen Massakers, das die Hamas begangen hat, eigentlich so viel gar nicht: Der Palästina-Konflikt dauert seit der Gründung des jüdischen Staates, an gegenseitigen Grausamkeiten mangelt es nicht. Die Frage nach historischer Schuld der einen oder der anderen Partei ändert nichts, da die Standpunkte aus Sicht der jeweiligen Seite richtig und gleichzeitig ziemlich unvereinbar sind und bleiben.

Geändert hat sich aber das strategische Set-up. In den ersten Jahrzehnten des Konflikts standen vor allem die arabischen Staaten hinter den Palästinensern – zumindest gaben sie es vor. Längst ist es aber Iran, das die Terror-Milizen aufmuntert und unter dem Vorwand der Hilfe für die Palästinenser seine Regionalpolitik im Kampf um die Vorherrschaft betreibt. Stand zu Beginn das iranische Atomprogramm im Zentrum der Aufmerksamkeit, sind heute die von der Islamischen Republik über Jahre aufgebauten Milizen in Staaten wie Irak, Syrien und Jemen mindestens ebenso gefährlich. Israel droht seine strategische Überlegenheit zu verlieren, wenn es selbst von den Huthi aus Jemen beschossen werden kann.

Man muss kein Unterstützer israelischer Hegemonialpolitik und des inakzeptablen Umgangs mit den Palästinensern sein, um die veränderte Lage zu verstehen. Die nuklearen Ambitionen der Islamischen Republik galten bisher als größte Gefahr für den Staat Israel. Die Teheraner Theokraten sprechen sich offen dafür aus, ihn auszuzulösen. Jeden Freitag beim Gebet rufen Tausende Claqueure unter der Leitung des geistlichen Führers: „Tod den USA! Tod Israel!“

Realistisch betrachtet kann Israel sich also nur mit der eigenen Atombombe in

der Hinterhand oder mit einer glaubhaften und belastbaren Friedenslösung sicher fühlen. Da echter Frieden in Nahost auf sehr weit absehbare Zeit jedoch nicht kommen wird, betrachten die Israelis ihre Bombe als überlebenswichtiges Drohinstrument für den Ernstfall, aber auch dafür, die eigene regionale Hegemonie durchzusetzen. Was Israel bis heute rücksichtslos tut.

Es gab ernsthafte Versuche, das Problem diplomatisch zu lösen. Seit dem Ende des 2016 mühsam ausgehandelten internationalen Atomabkommens, das US-Präsident Donald Trump 2018 wegen seiner Zweifel an der iranischen Ehrlichkeit einfach im Alleingang aufkündigte, ist diese Lösung wohl nicht mehr realistisch. Und das nicht nur aus israelischer Sicht.

Teheran treibt sein Geheimprogramm offenbar noch eiliger voran: Die Internationale Atomenergie-Organisation (IAEO) geht davon aus, dass Iran „eher in Wochen als Monaten“ genügend hoch angereichertes Uran haben wird für den Bau einer Atomwaffe. Ob das gesamte technische Know-how dafür schon vorhanden ist, sei dahingestellt. Iran ist aber zweifelhaft frei nahe daran, die Bombe bauen zu können.

Der Konflikt seit dem 7. Oktober 2023 macht diese verfahrenere Lage noch deutlicher. Bei aller Militanz und allem Terror der Palästinenser im Kampf um ihre Rechte ist längst die Islamische Republik selbst das größte Problem.

Ein politisches System, das seit Jahren von einem guten Teil – zwischen angedeutet dem größeren Teil – der Bevölkerung abgelehnt wird, zündelt um des eigenen Machterhalts willen. Der Vorwurf, dass Israels Regierungschef Netanjahu ebenso allein um des eigenen politischen Überlebens willen bereit ist, die Region in Brand zu stecken, dürfte stimmen. Aber das gilt ebenso für Iran, das den von Palästina über Syrien und Irak bis nach Jemen reichenden Regionalkonflikt beispiellos anheizt.

Nicht nur israelische Hardliner sprechen sich für einen Angriff auf Iran aus, um die Atomanlagen zu zerstören und den Theokraten-Staat in die Schranken zu weisen. Das ist eine gefährliche Perspektive, auch angesichts der Zweifel, ob ein solcher Militärschlag das Nuklearprogramm überhaupt zerschlagen könnte – mit oder ohne militärische US-Unterstützung. Das aber bedeutet wohl, dass die Islamische Republik, die eine Diktatur greiser Theokraten ist, das Schicksal des Nahen Osten weiter bestimmen wird. Und das sicher nicht zum Besten.



Deutschland sucht das Atomendlager

SZ-Zeichnung: Teresa Habild

Im Nahen Osten wächst die Gefahr eines weiteren Krieges. Die Herrscher in Teheran wollen die Region ihrer Hegemonie unterwerfen – und Israel könnte einer gefährlichen Versuchung erliegen

ANGRIFF AUS DER UKRAINE

Sogar das nutzt der Kreml

Der Krieg fordert Opfer auf russischem Boden, das ist nicht erst seit gestern so. Wer nahe der ukrainischen Grenze wohnt, lebt mit ständigem Raketalarms, mit provisorischen Schutzhütten in seiner Stadt, mit Todesnachrichten. In der russischen Region Kursk geht es nun nicht um Drohnenangriffe oder einzelne Raketen. Zum ersten Mal in diesem Krieg ist eine größere Anzahl ukrainischer Soldaten nach Russland vorgedrungen. Militärisch wird das vermutlich nicht viel ändern. An der Stimmung im Land wohl leider auch nicht.

Die Toten in Belgorod, die Angst in Brjansk: Den meisten Russen erscheinen diese Grenzregionen nicht nur weit weg, sie denken eigentlich nie an sie. Das Staatsfernsehen berichtet zwar sparsam über die ukrainischen Angriffe, aber geht es dabei um russisches Versagen und fast immer um einen angeblichen landesweiten Zusammenhalt. Die Angriffe werden als „Terrorakte“ abgetan, nicht begangen von Soldaten,

sondern von Verbrechern. Die Propaganda wirkt überall im Land auf dieselbe Weise: Selbst in den Städten und Dörfern, die beschossen werden, wächst die Kritik am Krieg nicht. Die Menschen fühlen sich zwar alleingelassen. Sie verstehen nicht, warum so selten über ihre Lage berichtet wird, und fragen sich, wo die Verstärkung bleibt. Doch sie sind nicht hörbar im Rest des Landes, und deswegen für Putin kein Thema.

Interessant ist nun, wie die Staatsmedien über den Angriff in Kursk berichten. Sie schenken ihm erstaunlich viel Aufmerksamkeit, obwohl die russische Armee denkbar schlecht aussieht. Der Generalabschef selbst spricht von tausend ukrainischen Soldaten, die da einfach am Grenzposten vorbeimarschiert sind. Womöglich war die Sache zu groß, um sie totzuschweigen. Womöglich möchte Putin sie auch für weitere Veränderungen im Verteidigungsministerium nutzen. Oder aber als Rechtfertigung für einen Vergeltungsschlag.

Silke Bigalke

KATALONIEN

Mann von gestern

Was war nicht alles spekuliert worden in den vergangenen Tagen über die angekündigte Rückkehr des katalanischen Ex-Präsidenten Carles Puigdemont nach Barcelona. Über die Rückkehr des Justizflüchtlings (den das ist er trotz Amnestiegesetz noch immer) auf spanisches Territorium nach sieben Jahren im belgischen Exil.

Wurde seine Verhaftung den Konflikt vom Herbst 2017 wieder auflockern lassen? Würde er in Handschellen oder gar in einer Gefängniszelle seine Anhänger mobilisieren wie damals? Doch dann narrete er alle, indem er zwar seinen angekündigten Auftritt vor der genierten Anhängerschaft in Barcelona absolvierte, aber danach wieder verschwand.

Ein freiwilliger, aufrechter Gang ins Gefängnis hätte wohl auch nicht zu seiner Persönlichkeit gepasst, zu einem Mann, der 2017 im Kofferraum eines Autos aus Spanien floh. Doch abgesehen von Spekulationen über seine Persönlichkeit, und auch abgesehen von dem bei seinen An-

hängern noch immer glühenden Wunsch nach katalanischer Unabhängigkeit, müssen Puigdemont und seine Leute anerkennen: 2024 liegen die Dinge anders, als es 2017 der Fall war.

Die jüngste Wahl hat den Separatismus in Katalonien zu einer Minderheitsangelegenheit gemacht. Und in der Unabhängigkeitsbewegung ist Puigdemont nicht der unangefochtene Anführer. Die mit seiner konservativen Partei Junts konkurrierende, linke Separatistenpartei ERC hat seinen Führungsanspruch zuletzt nicht anerkannt. Und nun hat die ERC mit den sozialistischen Wahlsiegern einen Pakt ausgehandelt, den Spanien der Region Katalonien teuer bezahlen muss. Katalonien wird seine eigenen Steuern einnehmen und verwalten. Möglicherweise mehr Steuern, als es in einem eigenständigen, Nicht-EU-Staat Katalonien einzunehmen gäbe. Mit dieser Aussicht wirkte Puigdemonts Versuch, die Emotionen von 2017 wieder anzufachen, fast ein wenig gestrig.

Patrick Illinger

ATOMMÜLL

Liebe Enkel, viel Spaß damit

Von Detlef Esslinger

Also 50 Jahre noch. Bis zum Jahr 2074 könnte sich die Suche nach einem Standort für ein Atommüll-Lager ziehen. Ein Gutachten im Auftrag des „Bundesamtes für die Sicherheit der nuklearen Entsorgung“ kommt zum Ergebnis: Der ursprüngliche Plan, bis 2031 fertig zu werden, war eh nicht zu halten, aber auch das Jahr 2068 ist wohl zu knapp kalkuliert. 2074! Was für ein herrliches Datum; jedenfalls für Politiker wie Scholz, Merz oder Söder. Eine bessere Nachricht für ihre gegenseitige Rivalität ist ja gar nicht geben. Sie bedeuten, dass ihnen die Durchsetzung dieses Höllenprojekts garantiert erspart bleiben wird. Den Aufbruch dürfen derzeit ein Bundeskanzler und eine Ministerpräsidentin aushalten, die erst noch gezeugt werden müssen, allenfalls schon in den Waldkindergarten gehen.

Was für ein monströses Erbe diese Atomenergie doch ist. Sollte es in 500 000 Jahren noch Menschen geben: Wie werden diese wohl zurückblicken auf jene Artgenossen, die im 20. und 21. Jahrhundert zu ihrem Komfort einen Müll produzierten, der im Jahr 502 024 n. Chr. noch weitere 500 000 Jahre gemeingefährlich bleiben wird? Werden sie fragen, was für Chaoten eigentlich einst die Menschheit anführten – Leute, die in Deutschland Schmidt oder Strauß hießen, wohingegen die wahren Konservativen jener Zeit Zottelbart und Norwegerpulli trugen (und auf die schon deshalb keiner hörte).

Und was für eine unfassbare Idee diese Atomenergie doch war. Nur mal angenommen, eine Familie würde den Bauantrag für ihr Haus einreichen und in den Plänen wäre fast alles drin: Küche, Wohn-, Schlaf- und Kinderzimmer, Riesengarage, auch ein Pool; nur Toiletten

nicht – was würde das Bauamt dazu sagen? Würde es die Antwort akzeptieren, um die Fäkalien könnten sich ja später die Enkel kümmern, vorläufig komme alles in ein Zwischenlager neben dem Grundstück. Die Atomenergie ist der spektakulärste Ausdruck eines immer noch für selbstverständlich gehaltenen Lebensstils: Von Menschen ausgelöste Gefahren müssen nur derart groß sein, dass sie im Wortsinn unvorstellbar sind, und schon werden sie ignoriert. Bauen, aber sich keine Gedanken ums Klo machen: Geht's eigentlich noch verrückter?

Atommüll wird in Deutschland provisorisch in Fässern verwahrt, die nie bis 2074 halten sollten, außerdem in der Schachtanlage „Asse 2“. Weil Salzwasser eindringt, droht sie abzusaufen, noch ehe die rostigen Fässer daraus geborgen sind. Anders gesagt, schon der bereits vorhandene Müll ist zu viel, als dass irgendwer sich in der Lage sähe, seiner Herr zu werden. Der von der Generation Schmidt/Strauß angerichtete Schaden ist da, man kann über diese Chaoten der Siebzigerjahre schimpfen, aber was bringt's? Das Salzwasser wäre davon nur mäßig beeindruckt.

Was man jedoch verlangen kann, ist, dass jeder in der Generation Söder, der heute mit der Forderung nach Rückkehr zur Atomenergie Stimmung macht, eine Bedingung erfüllt: Er muss eine praktikable Idee mitliefern, wohin denn zumindest jener Müll kommen soll, der erst noch entsteht. Das also vorzuschlagen: Der Endlager erfüllte idealerweise zwei Voraussetzungen. Es sollte sich für eine Million Jahre eignen und gewollt sein von den Menschen, die in der Gegend leben. Besonders charmant wäre, wenn jeder Freund der Atomkraft ein solches Lager bei sich im Wahlkreis fände; und nicht irgendwo da oben in Bremen, Brandenburg oder Phantasia-land.

Erst im Jahr 2074 soll klar sein, wo das Endlager gebaut werden kann. In 50 Jahren!

PROFIL



Petra Köpping

SPD-Wahlkämpferin in Sachsen, auf ihrer schwersten Mission

Schon der Einlass zeigt, dass die Zeiten nicht mehr normal sind. Vor dem Kulturzentrum Tietz demonstriert das rechtsextreme Bündnis „Freie Sachsen“. Bürger, die an der Diskussionsrunde mit Petra Köpping und Gesundheitsminister Karl Lauterbach hier drinnen teilnehmen wollen, mussten sich vorher anmelden, überall ist Polizei.

Köpping ist nicht nur Ministerin für Soziales in Sachsen, sondern auch für „gesellschaftlichen Zusammenhalt“ in der Koalition von CDU, SPD und Grünen. Seit es in der Corona-Zeit zu einem Fackelaufzug vor ihrem Privathaus kam, hat sie reichlich Personenschutz. Die 66-Jährige hat, wenn man so will, als Spitzenkandidatin der sächsischen SPD für die Landtagswahl am 1. September ein Himmel-fahrtskommando übernommen.

Die SPD liegt in Umfragen bei fünf bis sieben Prozent. Am Ergebnis hängt es auch, wie groß die Turbulenzen für die Bundes-SPD werden, auch in Sachsen sorgt die Ampel für Verdross. Aber Köpping ist der Druck nicht anzumerken, sondern dieser Abend im Tietz zeigt, dass es auch anders geht. Es sind enttäuschte, teils verzweifelte Pflegerinnen und Apotheker da, die mit den Reformplänen im Bund wenig anfangen können und von Existenzsorgen berichten. Aber es ist eine zivilisierte Debatte, mit Respekt, man lässt sich ausreden. Köpping antwortet nicht mit Floskeln, sondern teilt die Sorgen, streut persönliche Erfahrungen ein.

So ist es oft. Sie versucht, mit ihrem Auftreten Optimismus auszustrahlen. Und weiß als Kind der Region, wovon sie spricht. Aufgewachsen in Grimma, arbeitete sie schon zu DDR-Zeiten in der Lokal-

kreises Leipziger Land. Sie ist von der viel- leicht besten Schule, die die Politik zu bieten hat, geprägt – der Kommunalpolitik. Bürger beschreiben sie oft als „echt“.

Zentral in ihrem Wahlprogramm ist ein „Sachsen-Fonds“, ein zehn Milliarden Euro schweres Sondervermögen, mit dem Straßen saniert, Zugverbindungen ausgebaut, Krankenhäuser modernisiert, Wohnungen gebaut werden sollen. Zur Finanzierung soll im Land die Schuldenbremse fallen – aber ist das überhaupt realistisch? Bei einem Besuch am Störnthaler See sagt Köpping, man könne ohnehin kaum an gegen das Thema Krieg und Frieden. Jüngere wie ältere Bürger sagten ihr, die ganzen Pläne seien ja schön und gut. Aber das sei alles nichts wert, „wenn wir keinen Frieden haben“. Aber das ist ein Thema, das man auf Landesebene nicht lösen kann, auch nicht in Ostdeutschland, wo viele die Unterstützung der Ukraine ablehnen.

Und dann berichtet Petra Köpping von einer Begebenheit in Görlitz. Eine neue Wohnung wurde an eine junge Ukrainerin mit ihren zwei kleinen Kindern übergeben. „Wir standen in der Wohnung drin“, so Köpping, „und just in dem Moment kriegt sie einen Anruf, dass ihr Mann gefallen ist.“

Die SPD könnte, wenn es gut läuft, von der CDU erneut als Mehrheitsbeschafferin gebraucht werden. Köpping schließt auch eine Zusammenarbeit mit dem Bündnis Sahra Wagenknecht nicht aus, aber Wagenknecht verlangt von etwaigen Partnern eine Russlandpolitik auf ihrer Linie – im Bund. Köpping glaubt nicht, dass das schon letzte Wort ist. „Das wird noch spannend.“

Georg Ismar

AKTUELLES LEXIKON

Wattenmeer

Eine Wattwanderung gehört zum Standardprogramm eines jeden Nordsee-Urlaubers. Wenn sich das Meer bei Ebbe zurückzieht, gehen die Besucher zumeist barfuß hinein in den Schllick, graben nach Wattwürmern, entdecken Krabben und Herzmuscheln. Millionen Touristen erleben dabei einen kleinen Ausschnitt der Tier- und Pflanzenwelt. Allein zehn Millionen Zugvögel kommen jährlich hier vorbei. Es ist laut Unesco „ein Ort voller Extreme und von besonderer Bedeutung für die weltweite Biodiversität“. Vor Dänemark, Deutschland und den Niederlanden erstreckt sich das Watt über 500 Kilometer, es ist Europas größtes Feuchtgebiet und das größte Wattenmeer der Welt. Ein Nationalpark wurde 1985 gegründet, seit 2009 gehört es zum Weltkulturerbe. Doch die UN-Organisation ertheilt den drei Anrainern zuletzt eine Rüge. Denn die Nordsee wird zunehmend genutzt zur Energiegewinnung. Stromleitungen von Windparks werden unter dem Watt zur Küste geführt, LNG-Terminals gebaut, vor Borkum soll Erdgas gefördert werden. Der Naturschutzbund erklärte: Die Anrainer „müssen sich bewusst sein, welches Paradies für Mensch und Tier auf dem Spiel steht“.

HUM

BAFÖG

Ziel verfehlt

Von Johanna Pfund

Das Bafög ist eine wunderbare Idee. Das Bundesausbildungsförderungsgesetz, so der volle Name, ermöglicht es Kindern aus finanziell schwachen Familien, eine weiterführende Schule oder Universität zu besuchen. Chancengleichheit im besten Sinne. Doch wurde es seit 2012 immer seltener in Anspruch genommen. Kein Wunder, dass Bildungsministerin Bettina Stark-Watzinger (FDP) über die Meldung des Statistischen Bundesamts jubelte, wonach es 2023 mehr Bezüge gab: Die Bafög-Reform zeigte Wirkung. Doch genau betrachtet sind die Zahlen eher traurig. Der Kreis der Empfänger stieg um nicht mal ein Prozent im Vergleich zum Vorjahr. Die Wirkung der Reform ist minimal, und ein Geniestreich ist sie noch lange nicht.

Das Bafög bleibt also eine Baustelle – wie eh und je. 1971 löste es die Studienförderung in Deutschland ab. Mit einer Regelung, wie sie klassisch war für die Siebziger: Studierende und Schüler erhielten das Geld als Zuschuss. Aber dann ging es alle paar Jahre an die Neujustierung: Mal wurde es nur noch als Darlehen ausbezahlt, seit 1990 ist es eine Kombination aus Darlehen und Zuschuss. Anfangs bezog fast die Hälfte der Studierenden Bafög, dann waren es Ende der Neunziger nur noch 13 Prozent. 2022 waren es elf Prozent, die ihr Studium mithilfe des Staates finanzierten. Das ist wenig.

Allein diese Zahlen zeigen, dass es nie eine kontinuierliche Chancengleichheit gab, sondern es hing immer auch von der Größe des Staates ab, ob sich junge Menschen für den Besuch einer weiterführenden Schule oder für ein Studium entscheiden konnten. Denn nicht jeder, nicht jede hat Lust darauf, das Berufsleben mit einem Schuldenberg, angehäuft in den Studienjahren, zu beginnen.

Ohnehin reichte die Förderhöchstsumme selten für Studienjahre ohne Geldsorgen. Daran ändert auch diese Reform nichts. Der Maximalbetrag stieg von 452 auf 475 Euro, die Wohnpauschale von 360 auf 380 Euro. Viel Spaß bei der Zimmersuche in München, Hamburg; selbst in Leipzig – lange der Ort fürs günstige Studieren – genügt das nicht mehr für eine Bleibe. Es wäre schon hilfreich, die Wohnpauschale am Mietspiegel der jeweiligen Studienstadt zu orientieren. Klar, die weniger beliebten Universitäts- und Hochschulstädte profitieren, wenn sie Studierende dank niedriger Zimmerpreise anlocken, aber wenn nun mal die Uni mit dem Wunschstudiengang in einer teuren Stadt liegt, haben Bafög-Empfänger einen Nachteil.

Und dann wäre da noch der enorme bürokratische Aufwand. Eltern, Ehepartner und auch die möglichen Empfängerinnen und Empfänger selbst müssen detailliert ihr Einkommen offenlegen – und zwar nicht nur jenes, welches Steuerbescheid und Bank ausweisen, sondern auch das Geburtstagsgeld von der Oma in der Hosentasche. Und Eltern wie Kinder dürfen wirklich nicht viel Geld haben: Knapp 1700 Euro Selbstbehalt bleiben Alleinerziehenden. Versuchen die Studierenden, ihre knappe Kasse mit einem Job aufzubessern, dann verlieren sie schnell einen Teil der Förderung, wenn sie über Minijob-Niveau verdienen. Manchmal lohnt es sich da, weniger zu arbeiten.

Natürlich ist das Bafög-Gesetz ein Versuch, die Förderung so genau wie möglich zu berechnen und zielgerichtet zu vergeben. Nur: Die Fördersummen sind zu niedrig. Der Selbstbehalt bei den Eltern spiegelt nicht die gestiegenen Lebenshaltungskosten wider, und die Bürokratie schreckt womöglich genau die jungen Frauen und Männer ab, die Unterstützung wirklich nötig hätten. Und damit wird das große Ziel verfehlt: Chancengleichheit.

Süddeutsche Zeitung

HERAUSGEGEBEN VOM SÜDDEUTSCHEN VERLAG
VERTRETEN DURCH DEN HERAUSGEBERRAT
CHEFREDAKTEURE:
Wolfgang Krusch, Wilfried Wiltner
STELLVERTRETENDER CHEFREDAKTEUR:
Ulrich Schäfer
NACHRICHTENCHEF: Jens Scheidter
POLITIK: Stefan Kornelius, Katharina Riehl
SEITE DREI: Karin Steinberger MEINUNG: Detlef Esslinger
KULTUR UND MEDIEN: Alexander Gorkov, Laura Hertrreiter
WIRTSCHAFT: Alexander Mühlauer, Lisa Nienhaus
SPORT: Claudio Cattogno WISSEN: Dr. Marlene Weiß
PANORAMA: Dr. Hannah Wilhelm WOCHE: Christian Mayer,
Jochen Temmel
HAMBURG REGION UND BAYERN:
Ulrike Heidenreich, René Hofmann; Katja Auer, Karin Kampwirth
VISUAL DESK: Wolfgang Jaschensky, Christian Tönsmann (Artdirector)
AUDIO UND VIDEO: Laura Terferl DATEN: Marie-Louise Timcke
SOCIAL MEDIA: Britta Schönholdt
CHEFS VON DIENST: Fabian Heckenberger, Michael König
LEITENDER REDAKTEUR: Dr. Romain Deiningher (Chefredakteur)
Die für das jeweilige Ressort am ersten Stelle Genannten sind verantwortliche Redakteure im Sinne des Gesetzes über die Presse vom 3. Oktober 1949.
ANSCHRIFT DER REDAKTION: Hultschiner Straße 8, 81677 München, Tel. (089) 21 83-0, Nachruf: 21 83-77 08, Fax: 21 83-97 78, E-Mail: redaktion@szt.de, Leserservice: forum@sz.de
BERLIN: Nicolas Richter; Henrike Rothbach, Französische Str. 48, 10117 Berlin, Tel. (0) 30 26 36 66-0
LEIPZIG: Iria Mayer, Hobe Straße 39, 04107 Leipzig, Tel. (0) 341 99 39 03 79
DÜSSELDORF: Christian Wernicke, Bückerstr. 23, 40213 Düsseldorf, Tel. (0) 211 54 05 55-0
FRANKFURT: Meike Schreiber, Kleiner Hirschgraben 8, 60311 Frankfurt, Tel. (0 69) 2 99 92 70
HAMBURG: Ulrike Nimm, Poststr. 25, 20354 Hamburg, Tel. (0 40) 46 88 31-0
KARLSRUHE: Dr. Wolfgang Janisch, Richard-Wagner-Str. 9, 76185 Karlsruhe, Tel. (0 71 21) 84 41 28
STUTTGART: Max Ferstl, Rossbühlplatz 23, 70378 Stuttgart, Tel. (0 71 1) 24 75 93-94
HERAUSGEBERRAT: Dr. Richard Reubmann (Vorsitz), Dr. Oliver Friedmann, Dr. Thomas Schaaf
GESCHÄFTSFÜHRER:
Dr. Christian Wegger (Vor.), Johannes Hauner, Dr. Karl Ulrich
ANZIGEN NATIONAL (ohne Trauer):
Jürgen Maulner (verantwortlich), Ingo Müller,
REPUBLIC Marketing & Media Solutions GmbH,
Mittelstraße 2-4, 10117 Berlin, www.republic.de
ANZIGEN REGIONAL UND TRAUER:
Christine Tolksdorf (verantwortlich),
Süddeutsche Zeitung GmbH, Hultschiner Str. 8, 81677 München
ANSCHRIFT DES VERLAGES: Süddeutsche Zeitung GmbH,
Hultschiner Straße 8, 81677 München, Tel. (0 89) 21 83-0
DRUCK: Süddeutscher Verlag Zeitungsdruck & Verlag,
Zandorfer Straße 40, 81677 München
Die Süddeutsche Zeitung GmbH behält sich eine Nutzung ihrer Inhalte für kommerzielles Text- und Data-Mining (TDM) im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor. Der Erwerb einer TDM-Lizenz ist über das SZ Archiv möglich.

Einmal stand in den Kirchen und Klöstern ein „Nickneger“; meine Tante Babett, die jahrelang ans Bett gefesselt und eine fromme Frau war, hatte auch so einen auf ihrem Nachtkästchen stehen. Es handelte sich um eine figürliche Spardose, in die man sein Geld für die Mission werfen konnte. Der schwarze Mann nickte nach dem Münzeinwurf mittels eines simplen Mechanismus dankend mit dem Kopf. Bis vor ein paar Jahrzehnten galten solche Missionsspardosen als Ausdruck christlicher Nächstenliebe, sie waren inspiriert von einer Bitte, mit der die Sternsinger noch heute jedes Jahr an Dreikönig von Haus zu Haus ziehen: „Wir bitten für das ferne Land, für Menschen fremd und unbekannt“. Heute sind die Nickfiguren, weil sie unter Rassismussverdacht stehen, in die Museen für Volkskunde und Mission verbannt.

Sie erinnern an eine Zeit, in der sich ein Tante-Emma-Laden noch stolz „Kolonialwarenhandlung“ nannte und Deutschland von einem „Platz an der Sonne“ träumte. Die deutsche Kolonialgeschichte blieb kurz, sie endete mit dem Ersten Weltkrieg. Zwischen 1884 und 1918 war Deutschland die drittgrößte europäische Kolonialmacht in Afrika. Es herrschte mit der Nilferdepeitsche über Deutsch-Ostafrika (heute Burundi, Ruanda und Tansania), über Deutsch-Südwest (heute Namibia) sowie über Gebiete in den heutigen Staaten Togo, Ghana und Kamerun. Auch im chinesischen Tsingtau hatte sich das Kaiserreich festgesetzt; der dort gepachtete Landstrich wurde bisweilen als Deutsch-China bezeichnet. Geblieben davon ist dort erstens die wilhelminische Architektur, zweitens das Bier, nämlich eine der größten Brauereien der Welt, und drittens eine Fachwerksiedlung in Worms, „Kiautschau“ genannt, weil ein Dutzend Wormser Matrosenartilleristen in der chinesischen Kiautschou-Bucht stationiert gewesen waren. In der kollektiven deutschen Erinnerung haben die Taten und die Untaten der Kolonialherrschaft kaum Spuren hinterlassen; sie wurden vom Holocaust überlagert.

Wenn der Bauernknecht Gottfried am Sonntagmittag im Wirtshaus meines Heimatorts das Lied von der Matrosenwacht anstimmt („Zu Kiautschau um Mitternacht“) – ich rede von den Sechzigerjahren –, wusste kein Mensch, wovon der wilde alte Mann da besessen sang. Er sang von Deutsch-China und von Deutsch-Südwestafrika; und er brabbelte von „de Necha“, denen man nicht trauen dürfe. Es war schon die Zeit, in der Martin Luther King in den USA mit gewaltigen Demonstrationen für die Aufhebung der Rassentrennung warb, den Friedensnobelpreis erhielt und 1968 von einem Attentäter er-

König am Strick

Mit der Rehabilitierung von Rudolf Manga Bell, der 1914 von der deutschen Justiz ermordet wurde, kommt Bewegung in die Aufarbeitung der deutschen Kolonialverbrechen.

Von Heribert Prantl

schossen wurde. Der Rassismus, den Martin Luther King anprangerte – er war, so glaubte es das deutsche Fernsehpublikum damals, kein deutsches Thema. Einer, der zum rassistischen Größenwahn und deutschen Unrecht nicht genickt hatte, war Rudolf Manga Bell. Er hatte selbstbewusst und mit erhobenem Kopf Recht verlangt für sein Volk. Zur Strafe wurde er aufgehängt. Das war im August 1914. Der Mann war König des Volkes der Duala in Kamerun. Er hatte es, nach seinem Studium in Deutschland, gewagt, sich im Vertrauen auf die deutsche Rechtskultur an den Reichstag und die Justiz zu wenden. Er hatte nicht genickt zu den Betrügereien und Widerwärtigkeiten der Kolonialverwaltung; ihm wurde deswegen das Genick gebrochen.

Der Kameruner hatte sich gegen Ausbeutung und Zwangsarbeit gewehrt

Die Deutschen hatten vertragswidrig den Handel in Kamerun an sich gerissen, unerhörte Steuern verlangt und die Menschen zur Sklavenarbeit gezwungen. Es sollte ein gigantischer Hafen errichtet und die störende Bevölkerung in malariaverursachte Sumpfbereiche umgesiedelt werden. Manga Bell, mit deutscher Sprache, Kultur und Recht vertraut, weigerte sich, den Umsiedlungsplänen zu folgen, er schaltete die deutsche Öffentlichkeit ein. Das werteten die Kolonialbehörden als Provokation und Hochverrat, setzten die Enteignung mit militärischen Mitteln durch – und, just zu Beginn des Ersten Weltkriegs, Todesurteile gegen Manga Bell und seinen Mitstreiter. Die beiden Widerständler wurden sofort nach dem Urteil am 8. August 1914 hingerichtet. Das Verbrechen war deswegen ein besonderes Verbrechen, weil die deutsche Justiz es begangen hat – es war ein rassistischer Justizmord.

Das ist schon lange her, so lange, dass es vergessen wurde und vergessen blieb, bis der Berliner Journalist Christian Bornarius dieses Schicksal im Jahr 2015 in ei-

nem Buch dem Vergessen entritt. Das Buch heißt: „Der gute Deutsche“. Es ist ein Buch mit Wirkungsgeschichte: Soeben ist nämlich die Rehabilitierung dieses Rudolf Manga Bell erklärt worden – 110 Jahre nach dem Justizmord. Das Auswärtige Amt hat im Namen der Bundesrepublik offiziell publiziert, dass das Urteil Unrecht war und die Ermordeten unschuldig waren. Es ist dies die erste Rehabilitierung von Opfern der deutschen Kolonialjustiz.

Katja Keul, Staatsministerin im Auswärtigen Amt, hatte sich schon vor einiger Zeit bei einer Gedenkrede in Kamerun von den Nachfahren Manga Bells verneigt. Zu ihnen gehört der pensionierte bayerische Lehrer Jean Pierre Felix-Éyoum. Unter anderem seinem Engagement ist es zu verdanken, dass an Orten, an denen der Ermordete einst zur Schule gegangen war, nämlich in Ulm und Aalen, ein Manga-Bell-Platz eingeweiht wurde. In Berlin wurde im Dezember 2022 der Nachtigal-Platz im afrikanischen Viertel umbenannt – in „Manga-Bell-Platz“. Gustav Nachtigal war der Reichskommissar des Kaiserreichs, der einst die Kolonien in Westafrika gründete.

Mit der Rehabilitierung des ehemaligen Aalener Schülers Manga Bell wird zugleich einem der mutigsten Autoren der deutschen Literaturgeschichte, Christian Friedrich Daniel Schubart, ein Denkmal gesetzt. Schubart hatte seine Jugendjahre in Aalen verbracht und wurde wegen seiner antikolonialistischen Fürstenkritik zehn Jahre auf dem Hohenasperg eingekerkert: Er hatte den Verkauf von württembergischen Landeskindern für Englands Kolonialkriege angeprangert.

Die Aufarbeitung der deutschen Kolonialgeschichte kommt voran. Sie verdient Beachtung; und ihre Opfer verdienen Achtung.



Heribert Prantl ist Autor und Kolumnist der Süddeutschen Zeitung.



Am 9. August 2001 wurde im sächsischen Meißen Deutschlands erstes staatliches Gymnasium für Hochbegabte eröffnet.

POLITIK

Assad, Deutschland und das Geschäft mit Captagon

Syriens Regime und die libanesische Hisbollah verdienen auf der Arabischen Halbinsel Milliarden mit dem Aufputschmittel. Und ausgerechnet die Bundesrepublik ist eine Drehscheibe für die Droge. Ein Prozess soll klären, wieso.

München – Es war einer dieser Funde, die gelegentlich in Behördenpressemittellungen mit der Einleitung präsentiert werden: „Die Beamten staunten nicht schlecht, als...“ In diesem Fall aber hatten das Zollfahndungsamt Essen und die Staatsanwaltschaft Aachen sich die Phrase verkniffen, sie war wohl nicht nötig bei dem Fund, den sie drei Tage vor Heiligabend 2023 meldeten: 3,2 Millionen Tabletten Captagon, insgesamt 461 Kilogramm, Straßenverkaufspreis geschätzt 60 Millionen Euro, unter anderem gefunden in Garagen in Würselen bei Aachen. Die größte bislang sichergestellte Menge der Droge in Deutschland.

Jetzt beginnt in Aachen der Prozess gegen vier Syrer, die nach Ansicht der Staatsanwaltschaft eine Art Großhandel mit diesen Tabletten aufgezogen haben. Die Fachleute für organisierte Kriminalität und Drogenhandel in den deutschen Sicherheitsbehörden erhoffen sich von dem Verfahren aber mehr als nur Aufklärung darüber, ob es wirklich dieses Quartett war, das die Drogen verpacken wollte. Sie hoffen, mehr zu erfahren über das ganze System Captagon.

Als Medikament ist das Mittel schon lange nicht mehr zugelassen

Denn diejenigen, die sich mit der Substanz beschäftigen, sagen in jüngerer Zeit immer häufiger: Da zieht etwas Großes auf. Eine wachsende illegale internationale Handelskette, an deren Anfang offenbar ein Diktator und Terroristen stehen, und am Ende Partygänger und Drogenkranke in arabischen Ländern. Und als Drehscheibe dazwischen wohl immer häufiger Deutschland.

Eigentlich ist Captagon sogar eine deutsche Erfindung. 1961 wurde es hier entwickelt und als Medikament unter anderem gegen ADHS vermarktet. In den Achtzigern dopten sich damit, wenn man ehemaligen Spielern und Trainern glauben darf, Fußballprofis. Wie Amphetamin steigert es die Leistungen- und Konzentrationsfähigkeit, macht euphorisch. Und wie Amphetamin wird es als Droge missbraucht. In Deutschland ist es als Arzneimittel längst nicht mehr zugelassen, es wird durch seriöse Medikamentenhersteller nicht mehr produziert. Das machen jetzt andere.

Denn der Bedarf ist riesig: Schon vor ein paar Jahren gab es etliche Medienberichte darüber, wie Kämpfer des „Islamischen Staats“ aufgeputscht mit Captagon in ihren Glaubenskrieg zogen. Es kursierte

auch das Gerücht, die Bataclan-Attentäter von Paris 2015 seien auf Captagon gewesen, was sich allerdings als falsch herausstellte. Inzwischen aber ist das Mittel auf der Arabischen Halbinsel einerseits zur absoluten Modedroge geworden, andererseits zur Seuche für Menschen praktisch aller Schichten, die abhängig davon sind. Das Politikmagazin *Foreign Affairs* schrieb dieses Frühjahr, der Mittlere Osten sei „überschwemmt“ mit Captagon.

Seit 2018 wurden bereits mehrmals größere Mengen der Droge in Deutschland entdeckt, mal versteckt in Möbeln, mal in Säcken für Marmorsplitt – auch ihre eigentlichen Ziele lagen dem Bundeskriminalamt (BKA) zufolge auf der Arabischen Halbinsel. Im Aachener Fall sollte sie ebenfalls nicht in Deutschland bleiben, wo der Markt für Captagon nach Einschätzung von Fachleuten – Stand jetzt – verschwindend klein ist. Zielländer waren offenbar Saudi-Arabien und Bahrain. Jedenfalls haben Zollbeamte in diesem Verfahren von Ende 2022 an verschiedene Sendungen sichergestellt, die diese Ziele hatten.

Angefangen hat es am Flughafen Köln/Bonn mit 59 000 Tabletten, zusammen zehn Kilo, die in Paketen mit Bremszylindern versteckt waren. Bald darauf fanden Zollbeamte am Flughafen Leipzig 32 Kilo Captagon, versteckt in Duftkerzen, im September 2023 dann noch einmal 17 Kilo Tabletten in einem Pizzaofen, der verschickt werden sollte. Im selben Monat wurden – wieder am Flughafen Köln/Bonn – dann 48 Kilo entdeckt, die in einem Luftfilter verborgen waren.

Seit Mitte 2023 haben die Ermittler die vier Verdächtigen offenbar auf dem Schirm gehabt, weil sie einige der Paket-sendungen zu ihnen als Absender zurückverfolgen konnten. Sie überwachten eine Garagenanlage in Würselen bei Aachen und griffen schließlich im Oktober zu. In dem Lager fanden sie einen Koffer mit weiteren etwa 30 Kilo Captagon und Paletten mit 16 Tonnen Sand – dazwischen Säcke mit weiteren 324 Kilo Drogen.

Seitdem sitzen die vier syrischen Staatsbürger im Alter von 33 bis 45 Jahren in Untersuchungshaft. Mindestens einer der Angeklagten hat bei den Ermittlern umfassend ausgesagt. Zwei von ihnen sollen das Import-Export-Geschäft mit den Drogen angeleitet haben, zwei sollen nach Informationen der *Süddeutschen Zeitung* eher Helfer gewesen sein, die zum Beispiel beim Verpacken der Tabletten geholfen haben oder dabei, Transporte zu organisieren. Laut Anklage wurden ihnen ein paar Tau-

send Euro dafür versprochen, die sie aber angeblich nie erhielten. Sie waren offensichtlich nur kleine Fische in einem Multimilliardengeschäft, das längst sogar weltpolitische Ausmaße hat.

Denn niemand Geringeres als das Regime des syrischen Diktators Baschar al-Assad hat das Geschäft mit Captagon zu einem Sektor auf industriellem Niveau gemacht, die EU betrachtet den Handel von Syrien aus inzwischen als „ein regimegeführtes Geschäftsmodell“. Erkenntnissen westlicher Nachrichtendienste zufolge gibt es in Syrien etliche Captagon-Labore, die wohl eher Fabriken gleichen. Sie sind überlebenswichtig für Assad. Die reguläre Wirtschaft seines Landes liegt seit Ausbruch des Bürgerkriegs 2011 praktisch brach. Und das erbarmungslose Sanktionsregime der USA, der EU und weiterer westlicher Staaten sollte den Machthabern eigentlich den Rest geben. Aber sie können sich weiter halten, auch dank der Droge.



Captagontabletten, die die Zollfahndung Essen 2023 in einer Garagenanlage in Würselen bei Aachen sichergestellt hat.

Inzwischen soll das Volumen des Geschäfts mit Captagon zwischen sechs und 16 Milliarden Dollar pro Jahr liegen, wie der Islamwissenschaftler Caspar Schliephack vergangenes Jahr in einer Analyse für die Konrad-Adenauer-Stiftung geschrieben hat. Da fällt einiges ab für den Assad-Clan und seine *partners in crime*.

Beherrscht wird das Geschäft nämlich von den Zirkeln um den syrischen Diktator und Terroristen der libanesischen Hisbollah, die zusammen Kartelle bilden. Auch in Libanon soll es Produktionsstätten geben. Nach SZ-Informationen gehen deutsche Nachrichtendienste davon aus, dass sich die Hisbollah inzwischen zu nicht unwesentlichen Teilen durch den Captagon-Handel finanziert.

Eine zentrale Rolle in der Kartellstruktur spielt Baschar al-Assads Bruder Maher, der die vierte Panzerdivision der syrischen Armee führt. Im April 2023 hat die EU deshalb einige Angehörige des Assad-Clans

mit weiteren Sanktionen belegt, dazu weitere Personen mit engen Verbindungen zu Regime, Militär und Militärgeheimdienst, außerdem Geschäftsleute und Firmen. Die US-Regierung hat vergangenen Sommer sogar eine „globale Koalition“ initiiert, um das Geschäftsmodell der syrischen Regierung zu zerstören.

Jordanien Armee bekämpft die Kartelle sogar mit Luftschlägen

Auch dabei, dass Syrien im vergangenen Jahr von der Arabischen Liga wieder aufgenommen wurde, nachdem die Mitgliedschaft seit 2011 wegen des Bürgerkriegs suspendiert war, spielte wohl Captagon eine Rolle. Jedenfalls soll Saudi-Arabien die wieder geöffneten Gesprächskanäle genutzt haben, um den Druck auf Assad zu erhöhen, die Tablettenflut endlich einzudämmen. Mit bisher mäßigem Erfolg.

Jordanien, das zwischen Syrien und der Arabischen Halbinsel liegt, hat inzwischen Hunderte Soldaten an der Grenze zu Syrien zusammengezogen, um gegen Schmugglerbanden vorzugehen – immer wieder gibt es dort Feuergefechte mit den Kriminellen. Offenbar geht die jordanische Armee gegen die Kartelle sogar mit Luftschlägen jenseits der Grenze vor.

Saudi-Arabien und andere arabische Staaten haben, um der Drogenflut Herr zu werden und die Hinterleute zu bestrafen, die Importe aus Syrien und Libanon eingeschränkt oder gleich ganz untersagt. Und da kommt nach Einschätzung hiesiger Ermittler Deutschland ins Spiel.

Um nämlich die Lieferketten in Richtung Saudi-Arabien und andere Länder zu verschleiern, verschiffen die Kartelle den Stoff versteckt in normalen Frachtcontainern erst nach Europa, um ihn dann umzupacken und wieder Richtung Nahost zu schicken. Das BKA sieht laut einer 2023 veröffentlichten Analyse europäische Länder vorwiegend als „Umschlagplätze“ für Captagon. Und mehrere Verdächtige sollen dem BKA zufolge in Vernehmungen die These gestützt haben, dass hinter all dem die syrischen Kartelle stecken.

Nur lässt sich in kaum einem Fall die ganze Kette von Mittelsmännern zwischen den Kartellen und den kleinen Fischen in Deutschland präzise nachweisen. Die Ermittler im Aachener Fall sind dem Vernehmen nach eher skeptisch, ob ihnen das gelingt. Der Prozess soll am 14. August beginnen.

Christoph Koopmann

Bürgergeld, aber anders

Studie: Arbeit könnte sich wieder mehr lohnen, wenn man die Grundsicherung neu organisiert.

Berlin – Das Bürgergeld ist eine politische Enttäuschung. Kanzler Olaf Scholz (SPD), Vizekanzler Robert Habeck (Grüne) und Finanzminister Christian Lindner (FDP) haben daher verabredet, die Regeln für Bürgergeldempfänger zu verschärfen. Außerdem wollen sie über ein spezielles Problem reden: Wer aus der Langzeitarbeitslosigkeit einen Job annimmt oder als Niedriglöhner mehr Stunden arbeitet, hat oft kaum mehr Netto als vorher – weil etwa die eine Sozialhilfe bei steigenden Einkommen wegbreicht, während die andere noch nicht greift. Der Sozialstaat verhindert in diesen Fällen, dass sich Arbeit lohnt.

Habecks Wirtschaftsministerium hat daher vom Ifo-Institut durchrechnen lassen, wie es anders gehen könnte. Die Fachleute sehen eine Reformoption, die volkswirtschaftlich verdienstvoll wäre: Hochgerechnet 144 000 Menschen würden zusätzlich eine Vollzeitstelle antreten, die Kosten für Sozialhilfen insgesamt sinken.

Der Effekt ergibt sich vor allem daraus, das Wohngeld zu reformieren. Das ist ein Staatszuschuss zur Miete für Menschen, die arbeiten, aber verhältnismäßig wenig verdienen. Dieser Zuschuss könnte ins Bürgergeld integriert werden. Mehr Arbeit würde sich dann – wie Ifo-Experten aufwendig vorrechnen – auch mehr lohnen.

Doch politisch wäre eine solche Sozialstaatsreform äußerst heikel. Denn würde das Wohngeld künftig analog zu den Kosten der Unterkunft der Bürgergeldempfänger berechnet, dann verursacht das laut Ifo deutlich höhere Zahlen in der Statistik der Grundsicherung: Etwa 1,6 Millionen Haushalte mehr würden Bürgergeld bekommen. Derzeit sind es etwa drei Millionen Bedarfsgemeinschaften. Ein Plus von 50 Prozent in der Bürgergeldstatistik als Fortschritt zu verkaufen, scheint angesichts der hitzigen Debatte über die Grundsicherung eine enorme Herausforderung, auch wenn der Staat insgesamt weniger Menschen Unterstützung zahlen muss, weil ja mehr Leute arbeiten würden.

Es könnte möglich sein, nur die Berechnungsmethoden von Wohngeld und Bürgergeld technisch anzupassen, die Gruppen namentlich jedoch weiter zu trennen. Das ist aber komplex. So oder so: Eine Sozialstaatsreform zu beginnen, wenn das Ende der Legislatur schon in Sicht ist, wäre ambitioniert. Im Wirtschaftsministerium sieht man das Ifo-Papier daher vor allem als Debattebeitrag, das jetzt in der Regierung diskutiert werden könne – wie verabredet.

Bastian Brinkmann

Strand mit Aussicht auf Ärger

Anwohner und Umweltschützer bekämpfen Bohrungen vor der Insel Borkum. Nun muss die Bundesregierung sagen: Klimaschutz oder Gas?

Von Michael Baumüller und Thomas Hummel

Berlin/München – Aufhören? Chris de Ruyter van Steveninck denkt gar nicht daran. „Wir werden demnächst anfangen zu bohren“, sagt er. „Wir glauben, wir machen das Richtige.“ De Ruyter van Steveninck ist der Vorstandsvorsitzende der Firma One-Dyas und damit Herr über ein Projekt, das Bewohner der Nordseeinsel Borkum genauso auf die Barrikaden bringt wie Umweltschützer – und das auch neuen Konfliktstoff für die Ampelkoalition in Berlin birgt. Der Mann will nach Gas bohren, und zwar im großen Stil.

Seit diesem Dienstag kann man von Borkum aus sehen, was das bedeutet. Etwa 23 Kilometer vor der Insel steht nun eine Förderplattform im Meer, in Sichtweite vieler Strandurlauber. Sie steht aber nicht in deutschen Gewässern, sondern in niederländischen – ganz knapp hinter der Grenze. One-Dyas will hier ein vier Kilometer tiefes Loch bohren, bis hinein in das Erdgasfeld N05-A. Drei Monate solle das dauern, heißt es bei dem niederländischen Unternehmen. Parallel dazu werde noch eine Pipeline in die Niederlande verlegt. Geht es nach de Ruyter van Steveninck, soll es Ende des Jahres dann losgehen mit der Erdgasförderung. Auch unter der deutschen Nordsee.

Heimische Ressourcen seien besser als Importe, sagt das Unternehmen

Das Projekt verursacht seit Jahren Ärger. 60 Milliarden Kubikmeter Erdgas werden in dem Feld vermutet, rund die Hälfte davon unter deutschen Hoheitsgewässern. Doch Umweltschützer und Bürgerinitiativen kämpfen erbittert gegen das Projekt. „Wir sind entsetzt“, schrieb zu Anfang der Woche Fridays for Future in einem offenen Brief an Landes- und Bundesminister. Schließlich habe die Weltgemeinschaft erst im vorigen Winter, beim Klimagipfel in Dubai, den Ausstieg aus fossilen Investments beschlossen. „Und nun planen Sie, ein neues Gasfeld vor der Küste zu ermöglichen?“ Greenpeace trommelte vorige Woche zum Protestcamp auf See und löste es erst auf, als One-Dyas mit hohen Schadenersatzforderungen drohte. Die Deutsche Umwelthilfe bemüht, zusammen mit Partnern, die Gerichte.

Das Unternehmen selbst verweist auf die Unabhängigkeit von fernem Gasimport. Sowohl die Niederlande als auch Deutschland bräuchten für eine Übergangszeit von zehn bis 20 Jahren noch Erdgas, wirbt de Ruyter van Steveninck. Schließlich gehe der Wandel hin zu einer klimaneutralen Wirtschaft nicht von heute auf morgen. Da sei es doch schlauer, heimische Ressourcen zu erschließen, als noch mehr Gas in Katar oder den USA einzukaufen. Die Ressourcen im Mündungsgebiet der Ems dürften reichen, um in den kommenden Jahren etwa ein Prozent der deutschen Gasnachfrage zu decken.

Im eigenen Land, zumal bei der neuen rechtskonservativen Regierung, rennt er da offene Türen ein. One-Dyas hat für das Vorhaben, an dem auch der Staatskonzern EBN beteiligt ist, mittlerweile alle nötigen Genehmigungen beisammen. Klagen prallten an niederländischen Gerichten ab.

In Deutschland dagegen ziehen sich Gräben quer durch Regierungen in Bund und Land. In Niedersachsen etwa, wo die rot-grüne Regierungskoalition die Klimaneutralität schon bis 2040 anpeilt, kämpft vor allem der grüne Umweltminister Christian Meyer gegen das Projekt. „Die Speicher sind voll, wir brauchen das Gas nicht“, sagt er. „Fossile Energien müssen im Boden bleiben.“

Meyer bangt zudem um das einzige Unesco-Weltnaturerbe, das Niedersachsen zu bieten hat: das Wattenmeer. Mit dem Welterbestatus seien Förderaktivitäten nicht vereinbar, hielt die Unesco bei einem Treffen in Delhi Ende Juli fest. Auch Projekte in der Nachbarschaft, wie etwa das von One-Dyas, blieben „eine große Sorge“. Verliere das Wattenmeer den Status als Weltnaturerbe, sei das für Niedersachsen ein harter Rückschlag, warnt Meyer. „Schließlich lockt auch das Touristen.“

Schon 2021 hatte die Vorgängerregierung in Hannover, eine Koalition aus SPD und CDU, sich gegen die Gasförderung in der Nordsee gestellt. Damals stand der Klimaschutz noch über der Sicherheit der Gasversorgung. Das änderte sich mit dem Überfall Russlands auf die Ukraine und dem Stopp russischer Gaslieferungen. Vor allem Niedersachsens Wirtschaftsminister Olaf Lies (SPD) ist offener für das Projekt als sein Umweltkollege Meyer. Ihm untersteht die Bergbaubehörde des Landes, die in Kürze darüber entscheiden soll, ob die Niederländer eine Bohrung Richtung Deutschland ablenken dürfen.



„Gas zerstört“, das ist die Ansicht der Greenpeace-Aktivist: Sie protestierten im Juli gegen die geplante Erdgasförderung in der Nordsee unweit der Insel Borkum.

FOTO: LARS PENNING/DPA

Doch wie gut der Draht von One-Dyas zu den Sozialdemokraten im Land ist, belegt ein Schreiben, das de Ruyter van Steveninck im Juli an die Landesregierung schickte. Darin lobte er die enge Zusammenarbeit mit Wirtschaftsminister Lies und Ministerpräsident Stephan Weil – um sich gleich anschließend über die niederländische Naturschutzbehörde zu beschweren, die dem Grünen Meyer untersteht. „Es scheint, wir stehen an einer Weggabelung“, warnte er in dem Schreiben und verwies auf die 300 Millionen Euro,

die sein Unternehmen schon investiert habe. Das Wort „Schadensersatz“ erwähnte er nicht, aber es steht in Großbuchstaben zwischen den Zeilen.

Öffentlich will sich die SPD Niedersachsen aktuell nicht mehr positionieren. Und schiebt die Verantwortung weiter. Am Ende müsse die Bundesregierung entscheiden, sagt ein Sprecher von Lies' Ministeriums, „das ist eine energie- und geostrategische Entscheidung, die in Berlin getroffen werden muss“. Wohl wahr – und damit könnte der Ärger um das Projekt nun in

der ohnehin geplagten Ampelkoalition ankommen.

Denn ehe das Gas gefördert werden kann, braucht es eine völkerrechtliche Vereinbarung zwischen Deutschland und den Niederlanden, ein sogenanntes „Unitarisierungsabkommen“. Schließlich stammen die Moleküle unter der Nordsee teils aus niederländischem, teils aus deutschem Grund. Die Lagerstätte muss also irgendwie aufgeteilt werden, und auch für die künftige Zusammenarbeit der Behörden braucht es Regeln.

Zuständig sind zwei grüne Ministerien: Federführend ist das Wirtschaftsministerium von Vizekanzler Robert Habeck, das sich dabei mit dem Außenministerium von Annalena Baerbock abstimmt. Es handle sich bei dem Abkommen um „eine von verschiedenen Bedingungen für eine mögliche Förderaufnahme“, heißt es aus dem Wirtschaftsministerium. „Die Verhandlungen dazu laufen allerdings noch.“

Die Sache ist diffizil. Sie stellt die Koalition vor die Frage, ob sie lieber Klimaschutz will oder Gas. Einerseits ist der Koalitionsvertrag in dieser Hinsicht klar: „Wir wollen keine neuen Genehmigungen für Öl- und Gasbohrungen [...] für die deutsche Nord- und Ostsee erteilen“, heißt es dort. Andererseits wurden diese Zeilen vor der Energiekrise gemißelt. Vor allem Kanzler Olaf Scholz ist seither ein großer Freund zusätzlicher Gasförderung, auch Finanzminister Christian Lindner (FDP) macht dem Vernehmen nach Druck, das Abkommen mit den Niederlanden endlich zu schließen.

Nach einem Gerichtsurteil gibt es erst mal keinen Strom, und alles ruht

Ihre beiden grünen Kollegen dagegen müssten einem Projekt den Weg bereiten, für das die meisten ihrer Parteifreunde wenig Verständnis haben dürften, und Umweltschützer erst gar nicht. „Ausgerechnet Habeck und Baerbock, die für nationalen und internationalen Klimaschutz zuständig sind, würden sich damit auf die Seite der Trumps dieser Welt stellen“, sagt Greenpeace-Chef Martin Kaiser. „Von Leuten also, die das Klimaabkommen von Paris mit Füßen treten.“

Einstweilen aber haben am Mittwoch Richter am Verwaltungsgericht Oldenburg für Entscheidung gesorgt. Sie befanden sich mit einem knapp acht Kilometer langen Seekabel, das die Plattform mit Strom versorgen soll – und zwar aus einem deutschen Windpark. Niedersachsens Naturschutzbehörde genehmigte die Verlegung des Seekabels unter Auflagen, doch die Deutsche Umwelthilfe legte Widerspruch ein – unter anderem mit Verweis auf Riffe, die von den Verlegearbeiten in Mitleidenschaft gezogen werden.

Dieser Widerspruch, so entschied das Gericht am Mittwoch, habe aufschiebende Wirkung. Das Kabel kann also erst einmal nicht verlegt werden, und die Auflagen erlauben dies auch nur zwischen Juli und September. Ohne Kabel kein Strom, ohne Strom keine Förderung. Ob der geplante Förderstart Ende des Jahres zu halten ist, sei nun fraglich, sagt de Ruyter van Steveninck. Das Urteil sei eine Enttäuschung.

Zumal die Niederländer noch viel Größeres vorhaben in der Nordsee, denn das Gasfeld N05-A soll nur der Anfang sein. „Es gibt Potenzial für weitere Felder“, sagt der One-Dyas-Chef, vor allem nördlich der ersten Bohrung, auch unter deutschem Boden. Für beide Seiten, Unternehmen und Umweltschützer, geht es um mehr als nur die erste Bohrung am Rande des Wattenmeers. ▶ Seite 4

In Haifa ist die Angst jetzt ganz real

In der drittgrößten Stadt Israels, keine 50 Kilometer von Libanon entfernt, wächst die Unsicherheit. Denn Haifa ist ein Pulverfass – und im Visier der Hisbollah.

Haifa – Gaia Dan hat ein Problem. Die Studentin ist eigentlich nicht ängstlich. Wenn sie zum Ärger ihrer meisten Mitbürger wieder einmal für die Rechte der Palästinenser demonstriert, stellt sie sich bedenkenlos Schlagstock schwingenden Polizisten in den Weg. Aber jetzt geht es um etwas anderes. „Wenn wir wirklich mit Raketen angegriffen werden, bleibt mir eine Minute. Ich muss aber drei Minuten rennen, um den öffentlichen Bunker zu erreichen. Und davon muss ich noch Levita einfangen, meinen Kater.“

Die 24-jährige Aktivistin ist nicht allein mit ihrer Angst. Gaia Dan wohnt in Haifa, die Stadt bereitet sich schon seit dem 7. Oktober auf den Krieg vor. Aber nach den Attentaten auf Hamas-Chef Ismail Hanija und einen wichtigen Kommandeur der Hisbollah drohen Iran, die Hisbollah und die anderen Gegner Israels mit unmittelbarer Vergeltung. Und die Flugzeit der Raketen wäre kurz: Die Grenze zum Libanon ist keine 100 Kilometer entfernt.

Die Stadtverwaltung von Haifa weiß das natürlich. Sie hat in der Tiefgarage des Rambam-Klinikums auf drei Etagen ein paralleles Krankenhaus eingerichtet. Es bietet fast 2000 Patienten aus ganz Nordisrael Platz, ist hochmodern, bestens belief – eine Hightech-Klinik unter der Erde. „Wir können 72 Stunden lang komplett von der Außenwelt abgeriegelt arbeiten“, sagt Klinikmanager Nati Horowitz.

Haifas Bürgermeister hat zudem die wichtigsten Bereiche der Verwaltung in den unterirdischen Räumen eines riesigen städtischen Gebäudes parallel aufgebaut – als Krisenzentrum. In dem öffentlichen Bunker wurden Generatoren aufgestellt und Wasservorräte angelegt. Die Maßnahme ist begründet, im Libanon-Krieg 2006 schlugen 90 Raketen in Haifa ein. Der Manager des Krisenzentrums sagt: „Die Stadt ist das Hauptziel.“

Doch der Schutz ist bei aller Vorsorge mangelhaft. Die meisten modernen israelischen Wohnhäuser und Appartements haben zwar eigene Bunkerzimmer auf dem Stockwerk oder im Keller. Doch Bewohner älterer Häuser leben ungeschützt. Architekten warnen, dass solche Gebäude durch Erschütterungen bei Raketenangriffen einstürzen könnten, selbst ohne direkten Treffer. Die alten Häuser haben keine Schutzräume und meist nur einen einzigen Ein- und Ausgang. In den älteren Stadtvierteln sind die Straßen, oft am Hang, schmal. Rettungsfahrzeuge könnten stecken bleiben. Gaia wohnt in einem solchen Haus aus den

Fünfzigerjahren, Hanglage, kein Bunker, dünne Außenwände. Sie sagt: „Das ist ziemlich beschissen.“

Warum Haifa bei einem Angriff zum Ziel werden dürfte, wissen nicht nur die Studentin und der Krisenzentrum-Manager. Haifa ist die drittgrößte Stadt Israels, der wichtigste internationale Handelshafen, die Hauptbasis der israelischen Marine. Dort liegen die U-Boote: Jedem im Nahen Osten ist klar, dass Israels Atomwaffen im Krisenfall an Bord dieser Boote sein werden – selbst wenn der jüdische Staat nie öffentlich gemacht hat, überhaupt Nuklearmacht zu sein.

Die libanesische Schiiten-Miliz Hisbollah hat schon vor Wochen Drohnenvideos veröffentlicht. Die Clips zeigten den Hafen der 300 000-Einwohner-Stadt, die Industrieanlagen mit den Depots für chemische Giftstoffe, die petrochemischen Anlagen mit den Raffinerien. „Wir sitzen auf einem Fass hochexplosiver Stoffe und haben eine irre Angst, was damit geschieht“, sagte die Umweltaktivistin Ravit Shtossel der Zeitung *Haaretz*. Sie verwies auf eine Untersuchung des Umweltministeriums, die in den Anlagen rund um den Hafen 800 verschiedene Hochrisikostoffe fand.

Die Behörden haben die Unternehmen in der Stadt und in ganz Galiläa längst angewiesen, Vorräte an gefährlichem und explosivem Material auf das Minimum zu reduzieren und den Lkw-Transport solcher Stoffe herunterzufahren. Aber gewaltige Risiken bleiben. Der zivile Frachthafen

dürfte wegen der benachbarten Marinebasis zum Ziel werden, ob gewollt oder ungewollt.

Das wird auch für das Rambam-Krankenhaus gelten. Nordisraels größte Klinik, die fünfgrößte in Israel überhaupt, liegt ebenfalls in unmittelbarer Nähe zur Marinebasis. „Ich weiß, dass die Bürger Israels besorgt sind, und ich bitte nur um eines: Seid geduldig und besonnen“, sagte Israels Premierminister Benjamin Netanjahu kürzlich und versuchte zu beruhigen: „Wir werden unsere Feinde treffen. Wir sind entschlossen, uns zu verteidigen.“

Der arabisch-palästinensische Stadtabgeordnete Raja Zaaty schüttelt zu solchen Sätzen missbilligend den Kopf. „Für die ärmeren Bevölkerungsschichten, die in alten Häusern leben, gibt es nicht genug Schutz. Das gilt für Juden und für Araber“, sagt der Linke. Und die älteren Menschen, die kämen in der kurzen Zeit ohnehin nicht zu den öffentlichen Bunkern. Der sozialistische Abgeordnete ärgert sich über die Millionen Schekel, die für die Vorbereitung „auf einen überflüssigen Krieg“ ausgegeben werden. „Das fehlt später alles bei Bildung und Infrastruktur.“

Zaaty, der vor einigen Jahren den „Widerstand“ von Hamas und Hisbollah legitim genannt hatte und deshalb nicht Vizebürgermeister werden durfte, macht sich über die Kriegsgefahr keine Illusionen: „Die Menschen haben Angst. Das denkbarste Szenario für Haifa macht ihnen Sorgen.“

Tomás Avenarius ▶ Seite 4



Surfen unterm Iron Dome: Ein israelisches Kriegsschiff zur Raketenabwehr liegt vor der Küste der nordisraelischen Großstadt Haifa.

FOTO: AMMAR AWAD/REUTERS

Wo ist Puigdemont?

Erst hält Kataloniens Ex-Präsident wie angekündigt mitten in Barcelona eine Rede. Dann taucht der Separatistenführer wieder unter – und Spanien rätselt, wo.

Barcelona – Carles Puigdemont sucht an diesem Donnerstagmorgen die große Bühne – und bekommt sie. Vor dem Triumphbogen von Barcelona, wo sonst, ist alles für den Auftritt des ehemaligen Präsidenten bereit. Sein erster Auftritt auf spanischem Territorium seit seiner Flucht vor sieben Jahren.

„Tragende Musik, wie sie einem Gladiatoren-Film anstünde, bringt rund 3000 Anhänger in Stimmung. Vor der Bühne schwenken sie gelbrot gestreifte Fahnen – die Version mit blauem Dreieck und weißem Stern, die Flagge der katalanischen Separatisten. Einige halten Masken mit Puigdemonts Antlitz vor ihre Gesichter, andere brüllen „spanische Presse raus“ und „Puigdemont Präsident!“

Um zwei Minuten vor neun stürmt er dann auf die Bühne, die Faust geballt. Carles Puigdemont ist zurück in der Stadt, die er nach dem katalanischen Abspaltsversuch 2017 im Kofferraum eines Autos verließ. Seither hat er sich, vorwiegend in Belgien, dem Zugriff der spanischen Justiz entzogen.

Auf der Bühne liefert Puigdemont das Erwartbare. Er wettet gegen die spanische „heftige Unterdrückung“, gegen die Politisierung der Justiz, die das Amnestiegesetz nicht anwende (johlende Anhänger). Ein Referendum über die Unabhängigkeit Kataloniens abzuhalten, sei kein Delikt und werde nie eines sein, „es lebe das freie Katalonien!“ (johlende Anhänger). Die Ansprache dauert wenige Minuten, dann verschwindet der Ex-Präsident hinter der Bühne.

So weit verläuft alles nach Drehbuch, dann aber beginnt ein beinahe unterhaltsames Versteckspiel. Ein Bühnensprecher bittet die Zuhörer, eine Gasse zu bilden, damit die Fraktionsabgeordneten der Puigdemont-Partei Junts per Catalunya das wenige Hundert Meter entfernte Parlamentsgebäude aufsuchen können. Dort soll um zehn Uhr die Debatte nebst Abstimmung über die neue Regierung Kataloniens beginnen.

Demonstranten und Journalisten vermuten Puigdemont unter den Honoratioren, die sich durch die Menge den Weg Richtung Ciutadella-Park bahnen, wo sich das Parlament befindet. Fragen schwirren herum: Wird er jetzt verhaftet? Oder erst am Eingang zum Park? Womöglich im Parlament? Das Gelände ist seit dem frühen Morgen großräumig abgeriegelt. Und schon seit Tag wird spekuliert, wann und wo die Strafverfolger wohl zugreifen. Ob



Carles Puigdemont rekt am Donnerstagmorgen vor Tausenden Anhängern die Faust – um wenig später spurlos zu verschwinden.

FOTO: EMILIO MORENATTI/AP

wohl Premier Sánchez den Betreibern des katalanischen Abspaltsversuchs von 2017 ein Amnestiegesetz gewährt hat, halten einige Ermittlungsrichter den Haftbefehl gegen Puigdemont aufrecht.

Doch dann geschieht das Unerwartete: Carles Puigdemont ist weg. Spurlos verschwunden. Weder vor noch im Parlament ist er anzutreffen. Die Plenardebatte startet pünktlich, der Wahlsieger vom vergangenen Mai, der Sozialist Salvador Illa, hält seine Bewerbungsrede für das Amt des Präsidenten der *Generalitat* vor versammeltem Plenum, auch die Junts-Abgeordneten sind da. Nur einer fehlt: Carles Puigdemont.

Das Parlament wählte Salvador Illa zum neuen Präsidenten Kataloniens

Spekulationen machen die Runde. Hat Puigdemont alle genarrt? Hat er Barcelona oder sogar Spanien schon wieder verlassen? Die Polizei setzt die „Operation Käfig“ in Gang: Sämtliche Ausfallstraßen rund um Barcelona werden gesperrt, um den Justizflüchtling zu finden. Das Verkehrschaos ist gigantisch, an der Grenze zu Frankreich stauen sich die Autos kilometerlang.

Doch so wie Puigdemont es nach Spanien hineingeschafft hat, so ist ihm womöglich auch die Flucht gelungen. Barcelona kann man auch auf dem Luftweg oder per Boot verlassen. Einer seiner letzten Sätze

zuvor auf der Bühne bekommt plötzlich eine neue Bedeutung: „Ich weiß nicht, wann wir uns wiedersehen werden, Freunde.“

Sollte ihm die Flucht gelungen sein, wäre das enorm peinlich für die Strafverfolgungsbehörden. Einen Mann nicht zu verhaften, der angekündigt minutenlang auf einer öffentlichen Bühne spricht – dafür gibt es eigentlich nur zwei Erklärungen: Vollversagen oder Komplizenschaft. Für Letzteres spricht, dass nach Medienangaben ein Polizist verhaftet wird, der Puigdemont geholfen haben soll. Spaniens Konservative und Rechte prangern diese „Groteske“ bereits an und geben Premier Sánchez die Schuld.

Theoretisch bestand auch die Möglichkeit, dass Carles Puigdemont auf unbekanntem Weg ins Parlamentsgebäude gelangte, um dort nach der Debatte im Plenarsaal aufzutauchen, zur Abstimmung. Dann aber hätte er dabei zusehen müssen, wie die Abgeordneten den von ihm und seiner Partei abgelehnten Sozialisten (und Nicht-Separatisten) Salvador Illa zum Regierungschef wählen.

Denn genau das ist geschehen. Die Abgeordneten im Parlament wählten am Abend exakt so, wie es drei Fraktionen in den vergangenen Wochen ausgehandelt hatten: Für den Sozialisten Salvador Illa stimmten die 42 Abgeordneten seiner eigenen Partei, 20 der links-separatistischen Esquerra Republicana de Catalunya sowie sechs Parlamentarier der Linkspartei Comuns. Illa ist nunmehr der 133. Präsident der Generalitat von Katalonien. **Patrick Illinger**

Von Fabian Fellmann

Detroit – Schwer wummern die Bässe durch den Flugzeughangar, um einiges lauter als ein Düsenjet. Sie überbönen bei Weitem die Triebwerke der Boeing C-32, der Air Force Two, die vor der offenen Halle auf dem Flughafen von Detroit auffährt. Tausende Menschen zücken Tausende Telefone, Tausendfach wird aufgezeichnet, wie die Maschine langsam zum Stillstand kommt und zwei Treppen zu den Türen gerollt werden. Beinahe könnte man sich in einer Wahlkampfveranstaltung von Donald Trump wähnen, bei der seine Gefolgschaft jeweils gebannt verfolgt, wie ihr Idol aus seinem dunkelblauen Jet steigt. Nur will der Soundtrack nicht passen. Wieder und wieder fragt Beyoncé über einem stampfenden Rhythmus, wer die Welt regiere. „Who run the world?“ Die Antwort lässt eher nicht auf eine Trump-Veranstaltung schließen: „Girls“.

Es gelingt der Partei wieder, ihre Bandbreite zur Schau zu stellen

Die Frau, für die Beyoncé Manifest durch einen warmen Augustabend in Detroit donnert, greift gerade nach der Macht, die Welt – oder zumindest die USA – zu regieren, und sie will damit explizit verhindern, dass Donald Trump dieselbe noch einmal in die Finger kriegt: Kamala Harris, Vizepräsidentin der Vereinigten Staaten, seit Montag offizielle Kandidatin der Demokraten für die US-Präsidentenwahl vom 5. November, seit Dienstag mit Tim Walz an der Seite, dem Gouverneur von Minnesota. Die ersten Kandidaten der Demokraten seit Barack Obama, die mehrere Tausend Zuschauer anziehen.

Nichts verdeutlicht die Gegensätze zwischen Harris und ihrem republikanischen Herausforderer besser als die Musik, die bei ihren Auftritten zu hören ist, von Philadelphia am Dienstag über Eau Claire in Wisconsin bis eben in Detroit am Mittwochabend. Der 78-jährige Trump lässt stets dieselben Klassiker abspielen, in derselben Reihenfolge, außer in seinem Club in Mar-a-Lago, wo er auf seinem iPad eigenhändig die Stücke auswählt. „Y.M.C.A.“, ein bisschen Elton John, „Eye of the Tiger“, eingängige Stücke der Rolling Stones. Und immer dann, wenn er auf die Bühne tritt, muss die Countryshulze von Lee Greenwood laufen, „God Bless the U.S.A.“: Es ist die Musik geworden nationalistiche Rückwärtsgewandtheit von Donald Trump, der in seinen Reden immer noch behauptet, eigentlich habe er doch 2020 die Wahl gegen Joe Biden gewonnen. „Wir gehen nicht zurück“, hält Kamala Harris dem entgegen, es ist inzwischen ei-

„Phänomenale Energie“

Die Demokratische Partei demonstriert – natürlich – Begeisterung für ihre Präsidentschaftskandidatin Kamala Harris. Aber was sagt die Basis?



Kamala Harris in Detroit. Manche fühlen sich erinnert an Barack Obamas Wahlkampf 2008. FOTO: ANDREW HARNIK/GETTY/JAPF

ner ihrer beliebtesten Wahlslogans, den in Detroit Tausende wiederholten. Das bringt auch Harris' modernere Musik zum Ausdruck, mit Rhythmen, die Köpfe zum Wippen, Füße zum Stampfen und Hände zum Fliegen antreiben. Es ist fröhliche, bunte Musik, schließlich wirbt Harris gerade auch damit, Freude in die Politik zurückzubringen, verbunden mit kämpferischen Botschaften. Wenn sie eine Bühne betritt, dann dröhnt aus den Lautsprechern „Freedom“, wieder ein Werk der feministischen Starsängerin Beyoncé, die darin besingt, wie sie sich als schwarze Frau in Amerika Freiheit erkämpft hat. Es war schon die Hymne der Kandidatur von Harris 2020.

Diesmal trägt die Musik bei zu dem Phänomen, das die amerikanische Politzsene gerade auf den Kopf stellt. Vor vier Jahren so gut wie sang- und klanglos noch vor den ersten Vorwahlen aus dem Rennen geschieden, trotz Beyoncé, hat Kamala Harris dies-

mal den Wahlkampf der Demokraten überhaupt erst in Schwung gebracht. Und wie. In Atlanta zog sie kurz nach ihrer Ankündigung 10 000 Interessierte an. In Philadelphia füllte sie am Dienstag ein Basketballstadion mit 12 000 Menschen, denen sie Tim Walz als Vizepräsidentschaftskandidatin vorstellte. Am Mittwoch flogen sie ins ländliche Wisconsin, um auf dem Flughafen von Detroit, Michigan, „unsere bisher größte Rally“ abzuhalten, wie es Tim Walz bei seiner Ansprache ausdrücken sollte. Eine Zahl gab die Kampagne nicht bekannt, doch der Andrang war für den Flugzeughangar zu groß. Einige Besucher mussten in der Sommersonne stehen – weshalb mehrmals Rettungssanitäter gerufen wurden, weil Zuschauer umgekippt waren.

In Detroit waren alle Altersgruppen vertreten, von Kindern bis zu Hochbetagten, die meisten aber schienen im Erwerbssalter zu sein. Sehr sicht- und hörbar waren die

Gewerkschafter, allen voran die mächtige United Auto Workers (UAW) sowie die Lehrgewerkschaften, die an der Organisation der Veranstaltung beteiligt waren. Plötzlich gelingt es der Partei also wieder, ihre Bandbreite zur Schau zu stellen. Und obwohl es jüngst oft hieß, afroamerikanische und Latino-Wähler würden in Scharen zu Trump überlaufen, war das Publikum bei Harris um ein Vielfaches diverser als auf jeder Veranstaltung des Republikaners.

Den Demokraten hilft derzeit ein dichtes Netz an Kampagnenmitarbeitern, die sofort von Joe Biden zu Harris gewechselt haben. Sowohl in Wisconsin als auch in Michigan streuten sie die Einladung zu den Harris-Auftritten breit; wer sich dafür anmeldete, erhielt mehrere Erinnerungen per E-Mail, SMS und selbst durch Telefonanrufe von Freiwilligen. Die Harris-Kampagne zeigt damit, dass sie bereit und fähig ist, Knochenarbeit zu leisten.

KURZ GEMELDET

Ermittlungen gegen Linken

Erfurt – Gegen einen Thüringer Landtagsabgeordneten der Linken laufen Ermittlungen der Staatsanwaltschaft wegen des Verdachts auf Beschaffung und Besitz von Kinderpornografie. Nach Angaben der Staatsanwaltschaft Erfurt durchsuchte die Polizei am Dienstag zwei Räume im Landtag, die Wohnung sowie zwei Wahlkreisbüros des Abgeordneten und stellte Computer und andere Datenträger sicher. Ein Sprecher der Staatsanwaltschaft sagte am Mittwoch, den Ermittlern sei der Name des verdächtigen Linken-Politikers erst Ende Juli bekannt geworden. Erst nachdem der Landtag dessen Immunität aufgehoben habe, seien die Durchsuchungen möglich gewesen. Der Fraktionsvorsitzende Steffen Dittes und andere Spitzenvertreter der Partei hatten sich bestürzt über die Vorwürfe geäußert und den Ermittlern volle Unterstützung zugesichert. DPA

Diplomatenstatus entzogen

Tei Aviv – Israel entzieht acht Vertretern Norwegens den Diplomatenstatus. Die Diplomaten sind laut israelischem Außenministerium in dem norwegischen Botschaft in Israel stationiert, aber zuständig für die Kontakte mit der palästinensischen Autonomiebehörde. „Wer uns angreift und eine einseitige Politik gegen uns verfolgt, wird den Preis zahlen“, sagte Israels Außenminister Israel Katz laut seinem Ministerium. Im Mai hatten Norwegen, Spanien und Irland beschlossen, einen palästinensischen Staat anzuerkennen. Das norwegische Außenministerium äußerte sich zunächst nicht zu dem Vorgang. DPA

Razzien bei Klima-Aktivisten

Frankfurt – Nach der Störaktion auf dem Frankfurter Flughafen vor zwei Wochen ist die Polizei mit Razzien gegen Mitglieder der Klimagruppe Letzte Generation vorgegangen und hat DNA-Proben genommen. Wegen des Verdachts der Nötigung, Sachbeschädigung und des Hausfriedensbruchs seien Wohnungen von acht Beschuldigten in Baden-Württemberg, Berlin, Sachsen und Sachsen-Anhalt durchsucht worden, teilte die Frankfurter Staatsanwaltschaft mit. Die acht Personen im Alter von 20 bis 44 Jahren sollen sich am 25. Juli auf dem Rollfeld festgeklebt und den Betrieb für Stunden lahmgelegt haben. DPA

Nützlich sein im Exil

Nach seiner Freilassung tritt der russische Regimekritiker Ilja Jaschin in Berlin auf. Kann er der zerstrittenen Opposition neues Leben einhauchen?

Berlin – Ziemlich gegen Ende der Veranstaltung dann der Test: „Stimmen wir für Ilja Jaschin?“, fragt die Moderatorin. Und alle Hände gehen hoch. Zuvor gab es Sprechchöre: „Ja-Schin, Ja-Schin!“ Vielleicht nicht Tausende, aber ganz sicher viele Hundert Putin-Gegner sind am Mittwochabend nach Berlin gekommen, um den russischen Oppositionellen Ilja Jaschin zu sehen. Auf der Wiese im Mauerpark lagert eine junge, bunte, queere russische Crowd mit Decken, mit Kindern, mit Regenbogen-Fächern und Gummibärchen-Ohringen, mit der weiß-blau-weißen Fahne der Kriegsgegner und der blau-gelben der Ukraine. Den ganzen Abend wird nur Russisch gesprochen.

Es ist Jaschins erster öffentlicher Auftritt in Deutschland nach seiner Freilassung vor einer Woche. Und spätestens jetzt steht die Frage im Raum, ob seine Ankunft im Westen der zerstrittenen Opposition neues Leben einhauchen kann, ob die gigantische Lücke, die der Tod Alexej Nawalyns gerissen hat, wenigstens perspektivisch geschlossen werden könnte.

Große Hoffnungen macht Jaschin nicht. Zwar spricht er frei, flammend, mit präzisiertem Gespür für die Stimmung einer gewissen Unbehaustheit in der russischen Diaspora. „Ich will euch vertreten“, ruft er ihnen zu. Noch wisse er nicht, wie ein Exil-Politiker arbeite, aber er werde es lernen, wolle „nützlich“ sein.

Aber auf die Frage, ob sich die russische Opposition nicht etwas besser koordinieren und womöglich sogar auf einen Anführer einigen könne, in Belarus habe das schließlich auch geklappt, weicht er aus. Bei dem Thema wolle er sofort wieder ins Gefängnis, sagt er scherzhaft, ergänzt dann immerhin, dass er keine Notwendigkeit für einen Anführer sehe, man könne sich für gemeinsame Projekte etwa zur Freilassung der politischen Gefangenen zusammenschließen, aber jeder neue Anfüh-

rer habe nur immer zu Streit geführt. Er, Jaschin, gelobe, keinen Zwist in den sozialen Medien zu schüren und eine „konsolidierende Figur“ zu sein, stellt dann aber selbst fest: „Der Applaus klingt etwas ungläubig.“

Bei seiner Ankunft in Deutschland hatte Jaschin Aufregung ausgelöst, weil er nicht von „Austausch“ gesprochen hatte, sondern von einer „Ausweisung“ gegen seinen Willen. Das klang undankbar, dabei hat er faktisch recht. Der Austausch in der Woche zuvor erinnert in mehr als einer Hinsicht an die Ausbürgerung Alexander Solschenizyns 1974. Wie schon oft im Vergehen gegen Regimegegner griff Putin auch hier auf eine sowjetische Tradition zurück.

„Wir haben sonst niemanden, der für uns spricht.“

Im Mauerpark ist davon keine Rede mehr. Stattdessen spricht Jaschin viel von Liebe, die stärker ist als die Angst, als der Tod, als kurzerhand alles, von der Hoffnung auf ein neues Russland, an das man glauben müsse, wofür man arbeiten müsse. Und zunächst bedeute dies die Unterstützung der verbliebenen politischen Gefangenen. Er erinnert an den Pianisten Pawel Kuschnir, der im Gefängnis während eines Hungerstreiks gestorben war, an die Journalistin Maria Ponomarenko, die wegen eines Tweets zur Bombardierung Mariupols in Haft sei. Schon jetzt schrieben viele den Gefangenen Briefe, er selbst habe mehr als 30 000 Briefe und Karten bekommen: „Wenn ich sie gelesen habe, habe ich mich frei gefühlt.“

Viele Exil-Russen sind aus anderen Städten angereist. Aber man sieht auch Kritiker. Hinter der Bühne hält eine Frau ein Schild hoch: „Ist es Putin, der Bomben und Raketen (!) auf Kinder abschießt? Oder

sind es viele Russen?“ Jaschin und der ebenfalls freigelassene Wladimir Kara-Mursa haben den Unmut der Ukrainer auf sich gezogen. Die russischen Exil-Politiker spielten die Verantwortung der russischen Gesellschaft herunter, so der Vorwurf. Der ukrainische Botschafter Oleksij Makejew nannte die Trennung in „böser Putin. Gute Russen“ die „Lebenslüge“ der russischen Opposition.

Das ist ein ungerechtes Urteil über Menschen wie Jaschin oder Kara-Mursa, die für ihre Kritik am Ukraine-Krieg Freiheit und Leben riskiert haben. Aber wenn Jaschin im Mauerpark den Krieg eine „Tragedie“ für die Ukraine nennt, aber auch für Russland, wenn er von einer „blutigen Linie“ zwischen Freiheit und Tyrannei spricht, die nicht nur durch die Ukraine, sondern auch durch Russland verlaufe, wenn er auf die große, unterschätzte Zahl an Kriegskritikern, Kriegsdienstverweigerern und generell demokratiebereiter Russen hinweist, dann ahnt man nicht nur, dass er im Gefängnis manche Debatten nicht mitbekommen hat. Dann spricht er als Politiker, der ein russisches Publikum unter dem Einfluss der Kreml-Propaganda erreichen will, ob es den Ukrainern passt oder nicht. Wie Kara-Mursa, der die Sanktionen als „ungerecht“ kritisiert hat, und, ja, wie einst Nawalny.

Deutlich schonungsloser war am Vormittag der Menschenrechtler Oleg Orlow mit seinen Landsleuten ins Gericht gegangen. Orlow, der die in Russland verbotene Menschenrechtsorganisation Memorial mitgegründet hatte, hatte Putins Regime in einem Text „faschistisch“ genannt, war zu 25 Jahren verurteilt und mit Jaschin, Kara-Mursa und den 13 anderen russischen Oppositionellen ausgetauscht worden. Wie sie hat er nie ein Gnadengesuch an Putin gerichtet, wollte nicht ausreisen und muss sich nun im Exil zurechtfinden. Anders als Jaschin, Kara-Mursa oder Nawalny aber ist Orlow kein Politiker. Vielleicht auch deshalb formuliert er auf der Pressekonferenz des Berliner „Zentrums Liberale Moderne“ deutlich härter: „Alle russischen Bürger haben die politische Verantwortung für das, was das russische Regime tut.“

Im Mauerpark beendet Jaschin seinen ersten öffentlichen Auftritt nach einer guten Stunde. Die Polizeibeamten, dutzendfach im Einsatz, mussten nicht eingreifen. Die Stimmung ist gelöst. Jaschin habe den verstreuten Russen ein wenig Gemeinschaftsgefühl eingeflößt, „wir haben sonst niemanden, der für uns spricht“, sagt die Wirtschaftsanalytikerin Anna B., die ihren Nachnamen mit Rücksicht auf ihre Familie in Moskau nicht nennen will. Der IT-Experte Alexander Bobr ist nüchterner. Jaschin habe schöne Worte gefunden: „Aber man hätte es doch gern etwas konkreter gehabt.“



Noch wisse er nicht, wie ein Exilpolitiker arbeitet, aber er werde es lernen, sagt Ilja Jaschin am Mittwoch im Berliner Mauerpark. FOTO: CHRISTOPHE GATEAU/DPA

Advertisement for MagentaMobil featuring a family and a cat. Text: 'JE MEHR IHR SEID, DESTO GÜNSTIGER WIRD'S*'. 'NEU – jetzt zugreifen!'. 'Die MagentaMobil Angebote: monatlich zu viert im Schnitt pro Karte schon ab 16,20 €*'. 'Connecting your world.' Includes small print at the bottom.

LEUTE

Flavio Briatore, 74, ehemaliger Formel-1-Manager, verärgert die Pizzabäcker von Neapel. Der Ex-Teamchef der Rennställe Benetton und Renault plant laut einem Bericht der Deutschen Presse-Agentur die Eröffnung einer Filiale seiner Pizzeria-Kette „Crazy Pizza“ in der süditalienischen Großstadt. Auf der Speisekarte steht eine 65-Euro-Pizza, eine simple Margherita soll 17 Euro kosten. Der Ortsverband der Pizzabäcker erklärte dazu: „Das entspricht nicht unserer Tradition. Eine Pizza ist eine Speise fürs Volk. Sie darf nicht zu teuer sein.“ Briatores Antwort: „Ich bin überzeugt, dass der Preis für eine gute Pizza in einem Luxusrestaurant mit qualifiziertem Personal, DJs und Unterhaltung absolut angemessen ist.“



Ihr wahres Gesicht

Pamela Anderson, 57, Unge-schminkte, erschließt neue Fan- kreise. Menschen hielten sie auf der Straße an und sagten: „Wissen Sie, ich habe Sie vorher nie ge- mocht, aber jetzt schon“, erzählte die frühere „Baywatch“-Schauspie- lerin dem US-Magazin Better Homes and Gardens. Grund dafür sei, dass sie inzwischen weitge- hend auf Make-up verzichte – auch bei öffentlichen Auftritten.

FOTO: DPA

Wigald Boning, 57, Dauerschwimmer, bedient sich in verdreckten Gewässern einer einfachen, aber effektiven Metho- de. „Ich habe in solchen Fällen die e- rne Leitregel: Der Mund bleibt zu“, sagte der Komiker, der seit mehr als 760 Ta- gen täglich in einen See oder Fluss steigt, dem Spiegel. Im vergangenen Sommer sei er genau zur Blaualgenblü- te im Wannsee geschwommen. „Das merkte ich aber erst in der Mitte des Sees. Ich musste mich durch so etwas wie einen Grünkohl-Smoothie pflügen, von der Konsistenz und vom Aussehen her.“ Dank seiner Taktik sei er aber gesund geblieben.

STILKRITIK



Verzicht

Konzentriert wirkt er, fast schon besessen. Vor ein paar Tagen hat der norwegische Fußballspieler Erling Haaland ein kurzes Video bei Instagram gepostet, darauf ist zu sehen, wie er in einem Flugzeug mit aufge- rissenen Augen vor sich hin starrt. Neben ihm döst ein Mitspieler, mit großen Kopf- hörern auf den Ohren, vermutlich hört er Musik. In dieser Szenerie ist der Sitznach- bar wichtig, denn er ist der stille, der beina- he dekadente Antagonist. Haaland hingen- gen hat sieben Stunden am Stück kein Han- dy benutzt, nicht geschlafen, nicht geses- sen, nicht getrunken, wie er schreibt. Das Einzige, was er tat, war auf den verdamm- ten Flugverlauf auf dem Bildschirm zu schauen, vor ihm die öden Umrisse von Kontinenten und Inseln aus der Vogelpers- pektive. Dazu schreibt er: „Just raw dog- ged a 7 hour flight #easy“. Nun, was soll man dazu sagen? Gute Besserung? Nein, nein, lieber: herzlichen Glückwunsch. Denn „Raw Dogging“, das muss man kurz erklären, war lang ein Begriff dafür, Sex ohne Kondom zu haben, gewissermaßen die pure Erfahrung. Seit einer Weile aber steht es auch für einen Wettkampf. Das Ziel: langwierige Tätigkeiten ohne jegliche Ablen- kung zu überstehen. Nun ist das nicht neu, gibt es doch schon seit einer Weile Bildschirmzeitregulations-Apps, zum Glu- koseverzicht mahnde Instagram-Wer- bung und nicht wenige Prediger, die einem das Handy in der Badewanne und das Hö- ren von True-Crime-Podcasts beim Staub- saugen ausreden möchten. Das Interessan- te am Raw Dogging aber ist, dass es sich in den Chor der Selbstoptimierer nur auf den ersten Blick einreht. Wer Raw Dogging praktiziert, und das tun gerade einige, der verlässt den Boden des Ernsthafte, denn hier geht es noch ein, zwei Umdrehungen weiter. Nicht nur schädigender Genuss soll ja gemieden werden, sondern auch halb- wegs vernünftige Dinge wie Wasser, Schlaf und Nahrung. Es ist also alles ein großer spätpubertärer Quatsch. Erling Haaland, vielfacher Top-Torschütze, gehört nun al- so zu den subtilen Kritikern des Zeitgeists. Oder aber – und auch das kann sein – er meint es halt einfach ernst. Marcel Laskus

„Das passiert extrem selten“

In Kröv an der Mosel suchen Ermittler weiterhin nach den Ursachen für den Hoteleinbruch. Ein Bauingenieur erklärt, welche Vorgaben für solche Gebäude gelten und wie man Mängel selbst erkennen kann.



Das Fachwerk des eingestürzten Hotels liegt in Trümmern. Zwei Menschen kamen bei dem Unglück ums Leben. Am Donnerstag setzten die Rettungskräfte ihre Bergungsarbeiten fort und retteten einen Hund aus dem Gebäude.

FOTOS: DPA



Von Veronika Wulf

Am späten Mittwochabend die Er- leichterung: Die letzte Überlebende wurde aus den Trümmern gebor- gen, 24 Stunden nachdem das Hotel im rheinland-pfälzischen Örtchen Kröv an der Mosel eingestürzt war. Zuvor waren mehrere Menschen gerettet worden, die teilweise über Stunden eingeklemmt wa- ren, darunter ein zweijähriges Kind. Doch zwei Menschen hatten weniger Glück. Eine über 60-jährige Frau wurde am Mittwo- chend geborgen, ein Mann liegt noch immer unter den Teilen des Bauwerks, auch er ist nicht mehr am Leben. Es soll der Besitzer des Hotels sein, seine Frau war unter den Geretteten.

Die Grundsubstanz des Hotelgebäudes stammt aus dem 17. Jahrhundert

Während die Rettungskräfte ihre Ber- gungsarbeiten am Donnerstag fortsetzen, sucht die Polizei bereits nach den Ur- sachen des Unglücks. Wie konnte es passie- ren, dass ein Gebäude einstürzt, mitten in Deutschland, scheinbar einfach so?

Diese Frage stellt sich auch Norbert Geb- beken, emeritierter Professor für Bausta- tik an der Universität der Bundeswehr in München, der viel zur Sicherheit von Bau- werken geforscht und 25 Jahre lang als Prüfingenieur gearbeitet hat. „Das ist schon verwunderlich“, sagt er am Telefon. Deutschland habe mit die sicherste Infra- struktur weltweit. „Wir haben eigentlich keine Gebäudeeinstürze unter Nutzlast. Das ist extrem selten.“ Der letzte solche Fall ereignete sich im Jahr 2006, als das Dach der Eissporthalle in Bad Reichenhall aufgrund von Baumängeln unter der Last des Schnees einstürzte. 15 Menschen ka- men ums Leben.

Und jetzt das Hotel in Kröv. „Rechnerisch legen wir unsere Hochbau- ten für eine Nutzungszeit von 50 Jahren aus“, sagt Gebbeken. Die meisten Gebäude

hielten deutlich länger, doch das sei die Si- cherheitsphilosophie in Deutschland: 50 Jahre Nutzungsdauer.

Die Grundsubstanz des Hotelgebäudes stammt aus dem 17. Jahrhundert, darauf wurden um das Jahr 1980 zweieinhalb Stockwerke aufgesetzt, sagte Jörg Teusch, der Brand- und Katastrophenschutzin- spekteur des Kreises Bernkastel-Wittlich, der Deutschen Presse-Agentur. Eine Stan- dardaufgabe für Bauingenieure, meint Gebbeken. „Das kann man statisch alles sauber hinkriegen.“ Dass das Hotel schon gut 40 Jahre nach dem Umbau einstürzt, sei „schon sehr erstaunlich“.

Denn ein Hotel ist ein sogenannter Sonder- bau, der wegen der öffentlichen Sicher- heit besonders hohen Anforderungen un- terliegt. „Deswegen werden Sonderbauten auch nicht privatwirtschaftlich geprüft und beauftragt, sondern hoheitlich, das heißt, die werden immer überwacht von den unteren Bauaufsichtsbehörden“, erklärt Gebbeken. Bei Umbauten braucht es einen Bauantrag, einen Statiker, einen Prüfstatiker. Die Bausubstanz, in diesem Fall der Fachwerkteil aus dem 17. Jahrhun- dert, wird untersucht: Ist das Material noch gut genug, halten die Gründungen weitere Stockwerke, werden die Planun- gen richtig ausgeführt? Das wird noch auf der Baustelle kontrolliert. „Im Prinzip ha- ben wir bei solchen Maßnahmen ein Sechs- Augen-Prinzip: Der Prüfstatiker schaut darauf, ein Statiker, der den Auftrag hat, und die Baufirma“, sagt Gebbeken. Ist das alles in Ordnung, wird die Akte bei der un- teren Bauaufsichtsbehörde geschlossen. „Ab diesem Zeitpunkt liegt die Verantwortung beim Besitzer.“

Welche Verantwortung das ist, hat sich nach dem Einsturz der Eissporthalle in Bad Reichenhall geändert, die Regeln wur- den verschärft. „Das ist auch kritisiert wor- den: mehr Bürokratie, mehr Kosten“, sagt Gebbeken. Nach der damals neuen „Richtli- nie der wiederkehrenden Bauwerksprü- fung“ müssen alle Eigentümer – insbeson- dere diejenigen von öffentlich genutzten Gebäuden – ihre Häuser alle fünf bis zehn

Jahre inspizieren. „Wie ich feststelle, wird das von der öffentlichen Hand auch ge- macht. Im Privaten ist diese Richtlinie aber kaum bekannt.“ Weder überprüften die Be- hörden, ob private Immobilienbesitzer ihre Gebäude regelmäßig kontrollieren, noch gebe es ein Bußgeld bei einem Ver- stoß.



Der letzte Einsturz ähnlichen Ausmaßes ereignete sich 2006 in Bad Reichenhall und betraf eine Eishalle.

FOTO: DPA

Ob das Hotel in Kröv regelmäßig über- prüft wurde, ist im Moment unklar. Eine Stelle des Hotelkomplexes hätten sich Ex- perten angeschaut, sagte der erste Beige- ordnete der Gemeinde Kröv, Martin Rolf, der dpa, ohne zu spezifizieren, wann das war. „Da war ein Riss. Das wurde über- prüft. Das war unter Beobachtung.“ Ob es einen Zusammenhang mit dem Einsturz gebe, könne er nicht sagen. Das, und ob es Baumängel gab, soll nun ein Gutachter her- ausfinden.

Dass Teile des Gebäudes sehr alt sind, sagt laut Bauingenieur Gebbeken jedoch noch nichts über deren Zustand aus. Hier-

zulande gebe es weitaus ältere Fachwerk- häuser, Eichenbalken aus den Jahren 1500 und 1600. „Holz ist, wenn es trocken bleibt, unkaputtbar. Dann hält das Jahrhunderte. Wenn aber Feuchtigkeit reinkommt, dann ist ruckzuck der Schimmel drin und es wird morsch.“

Deshalb hat Gebbeken immer einen Hammer dabei, wenn er mit seinem Inge- nieurbüro Bestandsbauten überwa- chert. „Wenn man Stützen oder Bauteile ab- klopf, dann hört man schon am Klang, ob etwas nicht in Ordnung ist. Eichen- oder Fichtenholz, das intakt ist, hat einen Ton, einen richtig schönen Klang. Wenn es nicht gut ist, dann klingt es dumpf. Das kann auch ein Laie machen.“

Der rheinland-pfälzische Ministerpräsi- dent Alexander Schweitzer (SPD) sprach von einem „ungewöhnlichen Unglücks- fall“, als er die Einsturzstelle in Kröv be- suchte. „Dass ein Haus so einstürzt und dass ein Hotel inmitten einer wunderba- ren touristischen Region einstürzt, das ist etwas, was zum Glück nicht zu einem häufi- gen Erlebnis geworden ist in den vergange- nen Jahren und es auch nicht werden darf.“

Man kann diese Häufigkeit in abstrakte Zahlen fassen, um zu versuchen, das Un- fassbare greifbarer zu machen und einzu- ordnen. Denn nicht nur zur Überprüfung von Bauwerken gibt es Richtlinien und Vor- gaben, sondern tatsächlich auch für das Einstürzen von Gebäuden. „Die Zielgröße, die Deutschland für unsere Sicherheit an- setzt, ist zehn hoch minus fünf. Das bedeu- tet, es darf einmal in 50 Jahren eins von 100000 Gebäuden einstürzen mit einem Toten, das wäre im Sinne unserer Sicher- heitsphilosophie noch akzep- tiert“, sagt Gebbeken. Gerechnet auf alle Gebäude im Land wären das mehrere Ein- stürze mit Todesopfern pro Jahr. Tatsäch- lich liegt die Wahrscheinlichkeit, dass ein Mensch bei einem Gebäudeeinsturz zu Schaden kommt, bei zehn hoch minus elf, also deutlich geringer.

Doch damit ist in Kröv niemandem ge- helfen. Schließlich ist jeder Einsturz einer zu viel.

MITTEN IN ...



Atlanta

Reisen als stillende Mutter sind ein wenig komplizierter. Glücklicherweise hat der US-amerikanische Kapitalis- mus auch für diese Zielgruppe eine Lösung parat. Ein Start-up hat an öffentlichen Orten überall im Land Kabi- nen aufgestellt, in denen man in Ruhe abpumpen kann. Beim Zwischenstopp am Flughafen Atlanta also: Rein in die Bude, Pumpe anschließen, Zeit absetzen, fertig. Mit der Muttermilch in der Thermoskanne läuft man da- nach zur Sicherheitskontrolle. Das will sich die Kontrol- leurin doch mal genauer anschauen, kann ja jeder be- haupten, dass da keine Säure oder sonst wie gefährliche Flüssigkeit drin ist. „I gotta taste it“, nuscht sie wie. Sie will mal probieren? Echt jetzt? „No, I gotta test it.“ Ach so, nur testen. Na dann, bitte gern. Dann taucht sie einen Papierstreifen in die Kanne und lässt einen passieren.

Ann-Kathrin Nezik



Venedig

Man sollte meinen, so was passiert in Venedig nur Anfän- gern. Von wegen. Nach einem langen Streifzug durch die Biennale-Ausstellungen freut man sich auf den Apéro am Kanal. Wie immer am ersten Abend in einer kleinen Bar gegenüber der historischen Werft in Zattere. Nur we- nige Gäste stehen draußen, dafür ist es drinnen gesteckt voll. Bestens, so findet man schnell ein Plätzchen in der Abendsonne. Nur mal kurz die Cicchetti und den Spritz Select auf der Kanalmauer parken, um die Handtasche abzustellen und – wumms! Eine monströse Möwe hat sich im Sturzflug blitzschnell einen Cicchetto ge- schnappt, dabei den Spritz umgeworfen und den Teller mit den restlichen, vom Spritz durchtränkten Häppchen auf den Boden gefegt. Zurück bleiben eine bedröppelt dreinblickende Touristin und eine Möwe, die sich auf dem Dach sitzend einen abgackert.

Evelyn Vogel



Regensburg

Regensburg, Altstadt. Die Deischgasse liegt nicht an der Donau, weshalb ihr Name auch nicht auf eine Uferbefes- tigung hinweist, sondern auf den Wundarzt Daniel Ger- hard Friedrich Deisch, der dort im 19. Jahrhundert sein segensreiches Werk verrichtet hat. Heute immer noch: Gejammer, martialisches Gestöhn, Keuchen. Gebeugte Gestalten, schweißüberströmte, schleppen Säcke durch die Gasse, ein Mittelalterpernoptikum aus Lagerarbei- tern und Lastenträgern. Knechte auf dem Weg zum Bau- ermarkt? Steinbrecher aus einem nahe gelegenen Ar- beitslager? Um die Ecke liegt die Auflösung: Ein Fitness- studio bereitet seine Insassen auf die Herausforderun- gen des Alltags vor. Kiloschwere Säcke liegen vor dem Eingang und werden zur Demonstration des Muskelauf-baus und zum Amüsement der Restaurantgäste durch die Straßen getragen.

Stefan Kornelius

Sie wussten, sie würden sterben

„Titan“-Unglück vor einem Jahr: Hinterbliebene fordern Millionen-Erschädigung.

Sie wollten die Titanic sehen. In einer 6,70 Meter langen und 2,80 Meter breiten Kap- sel, die nicht größer als ein Lieferwagen ist, ging eine fünfköpfige Mannschaft im Juni 2023 auf Tauchgang, eine Expedition in die Tiefen des Atlantiks. Aber die Fahrt zum Wrack der Titanic endete in einer Kata- strophe: Das Tauchboot namens Titan implodierte, alle fünf Insassen kamen ums Leben. Der Fall bewegte wochenlang die Weltöffentlichkeit.

Was genau damals geschehen ist, wie es den Insassen ergangen ist, das war am En- de nicht mehr zu erfahren. Nur in der Vor- stellung lässt sich der Horror erahnen. Es kann ziemlich dunkel werden in so einem Tauchboot, insbesondere, wenn die Strom- versorgung plötzlich ausfällt. Wenn die er- sten Gewichte abgeworfen werden müssen, könnte den Insassen klar werden, dass et- was gründlich schief läuft.

So in etwa versuchen es Angehörige des verstorbenen Paul-Henri Nargeolet nun- jedenfalls in einer Klage darzustellen. Nargeolet, der als „Mr. Titanic“ bekannt war, hat an 37 Tauchgängen zum Wrack der Ti- tanic teilgenommen und war an jenem Tag mit an Bord der Titan. US-Medien zufolge behaupten Nargeolets Anwälte in ihrer Klage- schrift, dass die Besatzung etwa 90 Mi- nuten nach Beginn der Abenteuerreise be- reits begonnen habe, Gewichte abzuwer- fen. Was darauf hindeute, dass das Team die Reise abgebrochen habe. „Der gesunde Menschenverstand diktiert, dass die Besat- zung genau wusste, dass sie sterben wür- de, bevor sie starb“, heißt es in der Klage- schrift. Die Insassen sollen aufgrund die- ser Ahnung Angst und seelische Qualen er- litten haben.

Der Klägerseite geht es vermutlich um die Darstellung eines unvorstellbar emotio- nalen Moments ohne viel Handlungsspiel- raum. Es geht aber auch um viel Geld. 50 Millionen Dollar Schadenersatz fordert Nargeolets Familie von dem Unternehmen Oceangate Expeditions, das die Abenteuer- fahrt in die Tiefsee betrieben hat.

Unmöglich sei es nachzuvollziehen, was auf den letzten Metern des Tauchgangs ge- schah, findet der Schweizer U-Boot-Pilot und Tauchexperte Philippe Epelbaum im Gespräch mit der SZ. Gewichte abzuwer- fen, sei im Fall einer Störung allerdings die zweite Wahl. „Zuerst wird man alles daran setzen, mit der eigenen Motorleistung wie- der hochzukommen. Die könnte ausgefal- len sein, denn wir wissen, dass auch die Kommunikation unterbrochen war. Also ein Indiz, dass etwas mit der Energieversor- gung nicht stimmte.“



Durch die Implosion dieses Tiefseetauch- boots kamen die Insassen sofort ums Leben.

FOTO: AP

Die Ursache der Implosion wird von einem Team der US-Küstewache unter- sucht, aber die vergangenen juristischen Auseinandersetzungen des in Seattle an- sässigen Unternehmens Oceangate werfen bereits einige Fragen auf. Mehrfach soll dessen ehemaliger Direktor David Lochrid- ge den Hersteller des Tauchboots, Stock- ton Rush, aufgefordert haben, eine neue Methode zu finden, um den Rumpf auf Ri- se und Löcher zu untersuchen, berichtete zuvor ABC News. Trotz seiner Warnungen änderte die Firma an dem Prüfsystem nichts. In seinem Qualitätsbericht hatte Lochridge 25 Probleme aufgelistet, die er bei dem Tauchboot gefunden haben will.

Nur kurz nachdem Lochridge angefan- gen hatte, an seinem Qualitätsbericht zu ar- beiten, sollen sich mehrere Branchenfüh- rer, Tiefseeforscher und Ozeanografen zu Wort gemeldet und gewarnt haben: Der „experimentelle“ Ansatz von Stockton Rush und seine Missachtung traditioneller Prüfverfahren könnten zu einer potenziell „katastrophalen“ Titan-Mission führen. Scharf kritisiert wurde insbesondere das Karbonfaser- und Titanmaterial, aus dem das Tauchboot hergestellt war, weil Stock- ton Rush und Oceangate Pionierarbeit bei der Entwicklung einer Karbonfaserhelme für ein Tiefseetauchboot leisten wollten. Viele Experten behaupteten, dass es einen Grund gab, warum noch niemand ein Un- terwasserfahrzeug aus Kohlefaser gebaut hatte. Das Material könne dem immensen Druck im Meer nicht standhalten.

„Die Besatzung hat vielleicht gehört, wie das Knistern der Kohlefaser immer in- tensiver wurde, als das Gewicht des Was- sers auf den Rumpf der Titan drückte“, schreibt die Klägerseite als möglichen Un- glücksgrund. „Sollte hier ein Knacken oder Knistern zu vernehmen gewesen sein, wer- den sie ihren Gedanken an den Tod aber- kaum zu Ende gedacht haben können“, sagt Experte Philippe Epelbaum. Die Im- plosion erfolge dann im Bruchteil einer Se- kunde.

Katharina Erschov

Der Teufel liegt im Content

Alles, was im Netz abrufbar ist, wird unter der Bezeichnung „Inhalte“ geführt. Dieses Denken befördert Entindividualisierung und Gleichmacherei. Wenn alles Content ist, ist alles nichts.

Von Kurt Kister

Der Sommer ist eine gute Zeit, um sich grundsätzliche Gedanken zu machen, die scheinbar zu nichts führen. Was, zum Beispiel, ist ein schöpferischer Prozess, was ist Kunst, was unterscheidet einen Feuilletonartikel von einer Currywurst? Ließe sich eine Currywurst digitalisieren, sodass deren Nutzer auf X oder Insta eine ähnliche Befriedigung empfinden wie jene, die einen aus der Digitalität materialisierten Feuilletonartikel im Biergarten serviert bekämen?

Das klingt, um ein Lieblingswort aus dem US-Wahlkampf zu benutzen, etwas weird. Es ist aber gar nicht so sonderbar, wie es zunächst zu sein scheint. Für Kunst, digitale Currywurst, Netzgeschimpfe und Hassposts, für Musik von Jordi Savall und von EST, für unmenschlich hergestellte, also KI-„generierte“ Texte, aber auch für Gedichte von Paul Celan und sogar für zeitungserwürgende Ganzseitenanzeigen auf der Seite Eins gibt es EIN Wort, einen Begriff: Content.

Content bedeutet Inhalt. Das, was man auf einer Website durch Wischen und Verschieben (scrollen) finden kann, ist Content. Das, was eine Autorin im Laufe eines Jahres an eine Redaktion schickt, ist Content. Die neue Platte von Cigarettes After Sex ist genauso Content wie eine Aufnahme der Bachschen Kunst der Fuge von Igor Levit. *Russia today* ist ebenso Content wie die Mantler-Schwester oder der 17,2 Millionen Follower habende Bastian Schweinsteiger Content sind. Content ist im Digitalozän alles, was sich auf einem Telefon, einem Pad, einem Laptop oder auf sonst einem Computer abrufen lässt. Der Begriff Content despezifiziert Texte, Musik, Bilder, Töne jeder Art. Content ist ein Gleichmacherwort. Wenn alles, was digital „abbildbar“ ist, wegen dieser Eigenschaft der Abbildbarkeit als Content firmiert, dann ist das so, wie wenn Bilderhersteller die Definitionshoheit hätten, die Mona Lisa, eine Giclée-Kopie von Franz Marcs blauem Pferd und ein Großfoto von Claudia Roth als (Rahmen-) Inhalt – für das Marketing: als Kunst – zu bezeichnen. Oder, um garstig zu sein: Man weiß, dass in einer Mülltonne Müll sehr unterschiedlicher Herkunft und Machart zu finden ist. Aber wegen des Behältnisses Mülltonne weiß man, dass es alles Müll ist.

senden Playlists „erstellen“, welche die datensammelnden Algorithmen von Spotify den Nutzern entgegenhalten („Classic for dogs“, „Nighttime Jazz“). Die Playlists belegen, dass das Prinzip Kaufhaus – alles mögliche Zeug in einem Gebäude – keineswegs ausgestorben ist, sondern digital weiterlebt. Spotify ist der Kaufhof mit anderen Mitteln, vor allem mit anderer Technologie.

Ek, dem es wahrscheinlich egal ist, was er verkauft, Hauptsache, er verkauft es, bekam moderaten Social-Media-Gegenwind von Musikerstellern und Songschaffenden. Er wurde nicht nur darauf hingewiesen, dass man eben keinen beliebigen „Content“ produziere, sondern Musik mache. Musik! Und das sei weder billig noch gehe es schnell. Deutlich drückte sich die schottische Songwriterin KT Tunstall aus. Über Eks Billig-Teil-Theorie schrieb sie auf X: „It's such a completely fucking myopic thing for him to say.“ Myopic heißt kurz-sichtig, alles andere versteht man auch so.

Es geht um den Abscheu vor Entdiversifizierung

Zwar entschuldigte sich Ek wegen der Reaktionen später für seine „clumsy definition of content“, sein plumpe Definition von Content. Eine weniger „clumsy definition“ gab er allerdings nicht.

Die Vorstellung ist abenteuerlich, dass man Musik, Literatur der großen und der kleinen Form, Fotos, Filme, aufgenommene Theaterstücke, Ballette und Opern über diesen einen Kamm schert. Und dann wirft man auch noch die verschiedensten Erscheinungen von Kunst oder wenigstens von Kreativität mit Influencertum, Werbetexten und Blogs zusammen, um sie dann als „Content“ zu verstehen, zu benutzen und zu vermarkten.

Nein, die Skepsis, ja die Abscheu vor dieser Art von Entdiversifizierung hat nichts damit zu tun, dass man den Untergang des postmodernen Abendlandes fürchten würde. Im Gegenteil, wer es ernst nimmt, dass jede Person, die sich kreativ äußert, sei es Gerhard Richter, eine wenig bekannte Lyrikerin oder ein Grafikdesigner, mit ihrer Arbeit eben nicht im großen Blubb des Contentsees versinken darf, der oder die darf auch nicht das letztlich abwertende, weil entindividualisierende Konzept vom Content verfolgen.



„Geflüchtete willkommen“: In Großbritannien formiert sich gerade, wie hier in Oxford, die Gegenbewegung zu den Anti-Einwanderungs-Protesten. FOTO: JUSTIN TALLIS/AFIP

Wir bleiben fragil

Großbritannien erntet die Früchte einer selbstverschuldeten Identitätskrise. Die Krawalle werden bald aufhören. Aber an der rechten Gesinnung vieler Täter wird sich nichts ändern. Von A.L. Kennedy

Es endet nie gut, wenn man gleichzeitig mit Benzin und Strohholzern spielt. Die rücksichtslosen rassistischen Außerungen, die Bigotterie und die Lügen, die unseren jüngsten Parlamentswahlkampf prägten, wirkten wie Brandbeschleuniger. Es ist vor allem England, das brennt. Seine Identitätskrise eskaliert, während die anderen Nationen des Vereinigten Königreichs, außer Nordirland, das seine eigenen Probleme hat, ängstlich zuschauen. Wir erleben zurzeit die ersten ernsthaften Unruhen seit 2011, als institutionalisierter Rassismus und der Druck von Sparmaßnahmen in einem heißen Londoner Sommer für Krawalle sorgten. Nachdem sich der Staub gelegt hatte, wurden damals kleinere Diebstähle öffentlichkeitswirksam mit Freiheitsstrafen geahndet – sechs Monate für den Diebstahl einer Wasserflasche im Wert von 3,50 Pfund zum Beispiel.

Seitdem haben wir alle sehr gelitten, denn jede Minderheit ist Zielscheibe von medialem und politischem Missbrauch und Diskriminierung. Die Proteste dagegen haben in nie gekanntem Ausmaß zugenommen, verließen aber fast durchweg friedlich. Viele, sehr viele Menschen stellen sich gegen Sparmaßnahmen und forderten mehr Demokratie, Gleichberechtigung und Frieden. Die Umweltbewegung hat ihre Aktionen auf Sachbeschädigungen und Blockaden ausgeweitet, deren Wirkung nicht von Dauer ist.

In Anlehnung an die Reaktion der Republikaner auf die „Black Lives Matter“-Proteste wurde legitimer, weitestgehend gewaltfreier Dissens von der Politik und den rechtsgerichteten Medien als gewalttätig, gefährlich und sogar als Terrorismus dargestellt. Obwohl unsere neue Regierung von einem ehemaligen Menschenrechtsanwalt geleitet wird, bleiben die von den Tories eingeführten Einschränkungen, die hohen Geld- und erheblichen Haftstrafen für gewaltlosen zivilen Dissens, bestehen. Experten warnen seit Jahren vor rechts-extremem Terror. Jetzt ist er da, mit koordinierter Mobgewalt und Mordversuchen. Diese Taten entwickeln sich nicht organisch, wurzeln fast nie in lokalen Anliegen oder Gemeinschaften. Sie zielen darauf ab, einen Krieg der Ethnien zu entfachen und eine „Rückkehr“ zu sogenannten „christlich“ Werten herbeizuführen, die der biblische Christus nicht wiedererkennen würde. Das Neue Testament ist reich an Ermahnungen, Bedürftige und Fremde aufzunehmen und ihnen zu helfen. Das Alte Testament und der Koran sind in diesen Punkten ebenso eindeutig.

In einer aktuellen Erklärung des UNHCR heißt es: „Die Verbreitung von Desinformationen und Fehlinformationen, durch die Hass und Vorurteile geschürt werden, hat reale Konsequenzen und muss bekämpft werden.“ Wenn all unsere Politiker und Medien nur so klar, vernünftig und demokratisch sprechen würden. Aber Desinformation, Fehlinformation, Hass und Vorurteile sind oft das, worauf viele von ihnen sich verlassen, um ihre Macht zu erhalten. Fake News vergiften uns ungeboren. Ihre Verbreitung wird weder gemessen untersucht noch bekämpft. Denn dabei könnte man die gegenwärtigen Zustände bis zum Brexit zurückverfolgen, unser Votum für nationale Selbstverherrlichung, das die Bombe des Rassismus erst scharfmachte. Stattdessen herrscht schuldbehaftetes Schweigen, das Alpträumen Nahrung gibt.

In einem verzweifelten Land voller Verzweiflungszustände suchen rechtsextreme Propagandisten unablässig nach Verbrechen, für die sie Schwarze, den Islam oder Geflüchtete verantwortlich machen können. Verbrechen, die schrecklich genug sind, um Rechtsradikale zu mobilisieren. Ein grauenhafter Vorfall in Hainault im vergangenen April eignete sich nicht dafür: Ein weißer Mann lief Amok und griff fünf Menschen mit einem Samuraischwert an, ein kleiner schwarzer Junge starb an seinen Verletzungen. Das passte nicht in das Narrativ, das Menschen aus den früheren britischen Kolonien am meisten Angst macht, dass jetzt nämlich die Kolonisatoren selbst kolonisiert, überfallen und schließlich „ersetzt“ werden. Weißsein wird als männliche Tugend dargestellt, zugleich aber auch als bedroht durch die bloße Existenz von Melanin in der Haut anderer. Und die Gewohnheit der Medien, den ethnischen Hintergrund Krimineller nur dann zu erwähnen, wenn sie nicht weiß sind, hat die Vorstellung verstärkt, dass alle Verbrechen schwarze Verbrechen sind, und Weißsein eine Tugend ist.

Obwohl der Mangel an Chancen und Förderung uns allen – vor allem den Minderheiten – schadet, spricht die Rechte ausschließlich von der Benachteiligung Weißer. Hetzer wie „Tommy Robinson“ – alias Stephen Yaxley-Lennon – und Nigel Farage beschreiben den Fetisch eines weißen Märtyrertums heraus.

Am 29. Juli ereignete sich bekanntlich eine weitere Tragödie. Ein junger Mann drang in Southport in eine Veranstaltung für Kinder ein und tötete drei kleine Mädchen. Der Mann war schwarz, die Mädchen waren weiß – bössartige Gerüchte machten die Runde, angefangen von toxischen Meinungsmachern. „Tommy“ ist derzeit auf Urlaub in Zypern, um einer Verhaftung zu entgehen. Seine Hoteladresse wurde vom *Daily Mirror* aufgedeckt, sehr zu seiner Bestürzung. Farage hat derweil öffentlich Andeutungen über den Täter gemacht. Er fordert, das Parlament wieder zusammenzutreten zu lassen – wahrscheinlich, weil ihm das Parlamentsprivileg relative Straffreiheit für unverblümte Falschbehauptungen gewähren würde.

Mobgewalt zielt darauf, einen Krieg der Ethnien zu entfachen

Was die *New York Times* als „Anti-Einwanderungs-Krawalle“ bezeichnete, nennen unsere Medien tagelang höflich „Pro-

teste“ In einigen Publikationen wurden sogar geplante künftige „Proteste“ aufgelistet, während in den bereits betroffenen Städten noch die Aufräumarbeiten liefen. So weit, so britisch, oder? Nein, überhaupt nicht. Rechtsextreme Triebkräfte sind global, ebenso wie ihr Eindringen in kommunale und nationale Regierungen, in die Polizei und die Streitkräfte. Medien und Politiker werden durch Wellen vom online erzeugten Hass beeinflusst und nutzen ihn dazu, um von Kriminalität und Inkompetenz auf anderen Ebenen abzulenken.

Aber der Rechtsextremismus ist launisch, schwach, paranoid, diffus, wütend, selbsterzörerrisch, ungebildet und entbehrt jeglicher Fantasie. Jede Anschuldigung, die er ausspricht, ist eigentlich ein Geständnis. Der Populismus beschuldigt seine Feinde jener Fehler, die er selbst begeht. Er macht sich Inkompetenz, Absurdität bis hin zum Slapstick zu eigen. So bekämpfen unsere arischen Übermenschen Islamismus und Dragqueens, indem sie zum Beispiel von einem ihrer eigenen Leute mit einem Ziegelstein in die Hoden getroffen oder von einem Polizeihund unbekannter religiöser und sexueller Zugehörigkeit gebissen werden.

In einer Welt unverbesserlicher Tatsachen mit einer allgemein akzeptierten globalen Realität würden die absonderlichen und hasserfüllten Fantasien des Rassismus nur minimalen Einfluss ausüben. Aber wir leben in einer Welt – und in einem Land –, in dem ein Mob im Namen westlicher kultureller Überlegenheit Kinderbüchereien niederbrennen und Sandwich-Shops angreifen kann, um die Unschuld weißer Kinder zu verteidigen. In einer Welt, in der Leute einen Laden, der Crocs verkauft, plündern, um sich dagegen zu wehren, „ersetzt“ zu werden durch Ausländer beziehungsweise Schwule bzw. Transmenschen bzw. Menschen mit Hirn bzw. Echsenmenschen bzw. Menschen, die bereits Crocs besitzen bzw. irgendwelche Menschen, die sie nicht kennen. Wie immer ist das sowohl lächerlich als auch tragisch. Derweil trauern die Familien, die Kinder verloren haben, weiter, und die Gewalt hilft keinem von ihnen.

Es scheint klar, dass unsere mangelnde Gesundheitsversorgung und das fehlende Mitgefühl unseres Staates uns erhalten bleiben. Unser System, seine politischen Führer, unsere gescheiterten Medien und Influencer haben uns hierhergebracht, indem sie andere für die Probleme verantwortlich machten, die sie mitverursacht und gefördert haben. Während rechtsgerichtete Politiker das Chaos unverdrossen verteidigen, machen sich alle unterprivilegierten Regionen des Landes auf weitere Verwüstungen gefasst. Medien und Politik täuschen vor, schockiert zu sein, was ungefähr so überzeugend ist wie das Entsetzen eines Gruppchens nackter Herzoginnen bei einer Orgie, die so tun, als könnten sie es nicht fassen, bei einer Orgie gelandet zu sein.

Unsere *white supremacists* fühlen sich wie eine bedrohte Minderheit. Und Gefühl-

le sind enorm wichtig. Das Gefühl, der Irak verfüge über Massenvernichtungswaffen, ermöglichte es Tony Blair und George W. Bush, die Destabilisierung des gesamten Nahen Ostens auf Grundlage von wenig überzeugenden nachrichtendienstlichen Erkenntnissen ins Werk zu setzen. Es fühlte sich einfach richtig an. Jetzt können übermäßig gehypte Scharlatane wie Donald Trump außerordentliche Macht erlangen, einfach weil sie wissen, welche Pseudofakten sich am besten anfühlen.

Elon Musk wird den britischen Bürgerkrieg nicht bekommen

Medien mit sinkenden Einnahmen und dezimiertem Personal entscheiden sich dafür, publizistischen Monstrositäten eine Bühne zu bieten, und sie haben offenbar weder die Fähigkeit noch den Willen, gnadenlos und unablässig verbreitete Unwahrheiten gegenzuchecken. Politiker, Meinungsmacher und Medien nutzen Gefühle, um aus Annahmen, Sehgewohnheiten oder Parteizugehörigkeit eine leidenschaftliche, realitätsferne Kultmitgliedschaft zu formen. Es kostet Zeit und Geld, Fakten zu verstehen, und noch mehr Zeit und Geld, sie zu erklären. Vier plus vier wird weiterhin acht sein. Aber das ist weder aufmerksamkeits- noch einkommensfördernd. Und Leute, die nicht gut rechnen können, kommen sich zu allem Überfluss womöglich auch noch dumm vor, wenn jemand sie auf das korrekte Ergebnis der Gleichung hinweist. Wenn man hingegen auf Gefühle setzt, kann man sein Publikum in jede beliebige Richtung lenken.

Ein langes, heißes Wochenende liegt vor uns. Aber es gibt auch noch ein besseres, ein Greater Britain. Ein Britannien nachbarschaftlicher Hilfe, in dem Freiwillige verschiedenster Glaubensrichtungen die in der vergangenen Woche attackierte Moschee von Southport reparieren helfen. Ein Land der geeinten und vielfältigen Gemeinschaften und des antifaschistischen Massenwiderstands. Elon Musk wird den britischen Bürgerkrieg, nach dem er sich so zu sehnen scheint, nicht bekommen. Es besteht sogar eine gute Chance, wenn auch noch keine Gewissheit, dass die Gewalt aufhört. Aber wir bleiben fragil. Einige der Idioten, die randaliert haben, werden ins Gefängnis kommen, aber viele von ihnen werden weiter überzeugt davon sein, das Richtige getan zu haben. Einige werden auf freiem Fuß bleiben. Noch heute, lange nach der Kapitulation vom 6. Januar 2021, hängt Amerika in der Schwebe. Jetzt tun auch wir es. Ich kann nur alle anderen dringend darum bitten, sich uns nicht anzuschließen.

A. L. Kennedy ist Schriftstellerin und stammt aus Schottland, wo sie auch lebt. Zuletzt erschien von ihr der Roman „Als lebten wir in einem barmherzigen Land“ im Hanser-Verlag. Aus dem Englischen übersetzt von Alexander Menden.



COLLAGE: STEDESZ, FOTOS: IMAGO

Vor ein paar Wochen gab es einen vorläufigen Streit über die Contentisierung von Kunst, hier speziell von Musik. Daniel Ek, Schwede, Milliardär und Miterfinder des Streamingdienstes Spotify, hatte gepostet, dass heute „die Kosten der Erstellung von Inhalten nahe Null“ lägen. Geschrieben hat er es natürlich im Globocontentlingo so: „today, with the cost of creating content being close to zero...“ Spotify ist eine erfolgreiche Contentverwertungsfirma. Man kann dort für eine Monatsgebühr von 10,99 Euro jede mögliche und unmögliche Form von Musik streamen. Die Vorläufer von Spotify waren Musikklau-Portale, die ohne Rücksicht auf Urheberrechte oder gar Künstlergagen Musik ins damals noch im Neulandstatus befindliche Netz stellten. Heute bezahlt Spotify Musikmachende, deren Titel mehr als 1000 Streams auf der Plattform verzeichnen. Allerdings können davon nicht viele Sängerinnen oder Bands leben. Neil Young hat vor ein paar Jahren unter Protest seine Musik vom erzkapitalistischen Content-Verwurster Spotify abgezogen. Mittlerweile findet man sie dort wieder. If you can't beat them, join them.

Der Contentmanager und im doppelten Sinne des Wortes Kunstvertreiber Ek jedenfalls schrieb, weil die „Schaffung“ von Content heute angeblich so billig sei, erlaube dies wiederum, dass die Leute „unglaubliche Mengen von Content teilen“ könnten. (Der Gebrauch des Worts „teilen“ als Übersetzung von *share* und dessen Diffusion in alle Bereiche der Sprache und des Lebens wäre mal eine Habilitation wert.) Für den Contentkapitalisten Ek ist das Wachstum seiner „Plattform“ (noch ein Thema für ein Buch) wohl der Beweis, dass immer mehr Leute mit immer weniger materiellem oder ideellem Einsatz Content für die Abertau-

In vielen Firmen, die, wie Spotify, Content verkaufen, findet eine mäßige Re-Individualisierung des Content durch Nutzungs- oder Verkaufszahlen statt. Es wird zwischen gutem und schlechtem Content unterschieden. In diesem Sinne „guter“ Content lockt möglichst viele Menschen an, die klicken oder gar bezahlen. Guter Content wird reproduziert, wenn nicht es ist, so doch in der Annutung. Das Bestreben, möglichst viel guten Content im Aufmerksamkeitsrennen zu haben, homogenisiert Digitalangebote. Und: Je billiger es ist, einigermassen gut klingenden Content zu produzieren, desto interessanter ist dieser Content – nicht nur, aber gerade für die großen und kleinen Eks. Weil man mittlerweile die „Trigger“ für gutes Klicken auf der jeweiligen Plattform einigermassen kennt, kann man den Content in genau diese Richtung „optimieren“. Das ungefähr ist die intellektuell-ökonomische Grundlage des Posts von Daniel Ek – und der vielen, ungeschriebenen Posts von Contentmanagern und Contentkreatoren. Der ideale Content ist billig, ohne so zu wirken, aber wirkt so, dass er mindestens für ein paar Stunden – eine Ewigkeit im Zyklus der Contentauspielung – Clicks generiert, geteilt wird, Aufmerksamkeit erregt.

Wenn alles Content ist, ist alles nichts. Oder mindestens alles ist ähnlich bis gleich. Das aber ist es nicht, zumal nicht wenn es um Kreativität geht. Und darf es auch nicht sein, wenn man mal kurzzeitig moralisch wird. Wahrscheinlich wird der Ersatz von Kreativität für die Optimierung künstlicher Intelligenz das nächste große Ding werden. Unindividuellen, nicht kreativ wirkenden Content zu schaffen, hat die KI schon ganz gut drauf. Die KI und die Contentleute sind Freunde. Sie werden es bleiben.



Machen aus „Saul“ fast schon ein Schauspiel: Marina Galic und Jens Harzer.

FOTO: SF/RUTH WALZ

Der Gesalbte

„Es ist ein neuer Stoff, versteht ihr!“, Jens Harzer und Marina Galic lesen Botho Strauß' nie gespieltes Stück „Saul“ im Salzburger Landestheater.

Von Christine Dössel

Botho Strauß hat ein neues Stück geschrieben? Nein, Botho Strauß hat kein neues Stück geschrieben. „Saul“, das jetzt bei den Salzburger Festspielen zur Uraufführung kam, ist bereits 2012 entstanden, veröffentlicht wurde es 2019 zu Strauß' 75. Geburtstag, gespielt wurde es nie. „Saul“ handelt vom ersten König der Israeliten und hält sich dabei eng an die biblische Erzählung aus dem 1. Buch Samuel. Es war mal als Libretto für eine große „Saul“-Oper von Wolfgang Rihm für die Staatsoper Berlin gedacht, aber daraus ist nichts geworden. Aus welchem Grund das Stück in diesem Sommer in Salzburg aus der Schublade geholt wird, ist dem unbedarften Besucher ein Rätsel. Dass Rihm vor Kurzem gestorben ist, hat nichts damit zu tun, so ein Festspielplan wird weit im Voraus gemacht. Auf SZ-Nachfrage lässt die neue Schauspielregisseurin Marina Davydova ausrichten: „Eine der Ideen im Schauspiel war, Botho Strauß' Namen wieder auf eine deutschsprachige Bühne zu bringen. Als Hommage zu seinem 80. Geburtstag Ende dieses Jahres.“

Der solcherart vorab Beschenkte ist zur Lesung nicht angereizt, er verweigert sich gemeinhin öffentlichen Auftritten. Dafür ist sein Sohn umso präsenter. Simon Strauß, Jahrgang 1988, FAZ-Theaterredakteur und selbst Schriftsteller, hat die Erstlesung des väterlichen Stücks nicht nur mitinitiiert, er nimmt im Anschluss daran auch an einem Gespräch darüber teil – nein, nicht etwa als Diskutant, wie man erwarten sollte, sondern als „Moderator“. Ziel beziehungsweise „Vision“ des Ganzen: eine mögliche Uraufführung von „Saul“. Strauß junior spricht da ganz pro domo.

Für die Lesung konnten Jens Harzer und seine Frau Marina Galic gewonnen werden. Das Paar gehört zum Ensemble des Hamburger Thalia-Theaters und wechselt 2025 ans Berliner Ensemble. Harzer ist für eine Botho-Strauß-Lesung der wohl geeignetste überhaupt, insbesondere für dieses anachronistisch anmutende Stück mit seiner alttestamentarisch-archaischen Thematik und Sprache. Nicht nur, weil er die befremdlichsten Sätze denksprechend hör- und verstehbar macht, sondern weil er vom Autor persönlich dafür Auserwählte ist – um in der Sprache des Stücks zu bleiben: der Gesalbte. Schon 2015 habe Botho Strauß ihm den Text „in die Hände gegeben“, erzählt Harzer bei der Diskussion, seither beschäftige er sich mit diesem „Kristall eines Stücks“, an dem er, wie an allen Texten dieses Autors, das „Nicht-Gerade, das Unvollendete, das Schiefe“ schätze.

Was hat man verpasst, wenn man nichts damit anfangen kann?

Schon in jungen Jahren hat Harzer an den Münchner Kammertheatern bei Dieter Dorn wichtige Rollen in den damals viel gespielten Strauß-Stücken übernommen; darunter 1996 den Telemach in „Ithaka“ an der Seite des Strauß-Freundes Bruno Ganz, der ihm 2019 den Iffland-Ring vermachte. Das verbindet und verpflichtet. Harzer geht „Saul“ – ohne Dünkel gegenüber dem von vielen als reaktionär geschmähten Autor – mit seiner ureigenen Expertise an, der „Expertise des Theaters“: dass nämlich ein Schauspieler bei Botho Strauß Ergänzungen leisten und in Lücken vordringen könne wie bei kaum ei-

nem anderen Autor. Seine Figuren seien „Scherben, aus denen der Schauspieler lesen kann“.

Bei der „Saul“-Lesung setzen Harzer und Galic die Scherben aus grauer Vorzeit vorsichtig zusammen, spürend und suchend, momentweise sogar in die Andeutung eines Spiels kommend. Sie sitzen nebeneinander. Harzer spricht den Saul, die anderen Rollen teilen sie sich. Wenn sie im Verlauf der Lesung ihre Jacketts ausziehen, strahlt allein die nackte Haut ihrer Arme schon etwas Intimes, Verwundbares aus. Im Hintergrund sind Holzstühle aufgereiht wie Leerstellen. Allergrößte Konzentration. Auch im Publikum. Kein Huster. „Saul“ erfordert diese Konzentration auch, weil es ein raues, sperriges Stück ist und Strauß darin gar nicht erst versucht, Konzeptionen an psychologische Entwicklungen, heutige Leserewartungen oder gar den Zeitgeist zu machen. Datönt der alttestamentarische Gott in aller Grausamkeit, und auch in den spröden Dialogen der Figuren wird der hehre Ton beibehalten.

Als das Volk der Israeliten in kriegerischen Zeiten nach einem weltlichen König verlangt, weist Gott den Propheten Samuel an, einen solchen einzusetzen, und zwar Saul – obwohl der gar nicht dafür geeignet ist. Saul ist überfordert, vor allem ist er depressiv. „Gottes falsche Wahl“ wollte Strauß denn auch ursprünglich das Stück nennen. Als Saul das Volk der Amaliker nicht völlig ausrottet, wie befohlen, sondern deren König verschont, wendet sich Gott von ihm ab und fördert stattdessen den Harenspieler David, eine Leuchtfigur und Everybody's Darling. Auch Sauls Sohn Jonathan ist ihm verfallen und wendet sich gegen den Vater, der sich immer mehr in die Enge getrieben sieht.

Harzer skizziert mit zerquältem Blick die persönliche Verfallsgeschichte eines Mannes, der in einer Zeit des Systemwechsels – von der Theokratie zur Monarchie – als Minderleister unterperformt, wie man heute vielleicht sagen würde. Er tut dies mit feinsten Modulationen und kleinen sprechenden Gesten, mal ein Wischen mit der Hand, mal die Fäuste an den Schläfen. In der Szene, in der Saul die Hexe von Endor aufsucht, deuten Harzer und Galic die Möglichkeit einer Liebesgeschichte an. So eindringlich, wie die beiden sich für diesen angestimmten Textfindling in die Bresche werfen, fühlt man sich direkt genötigt, sich und das Stück noch einmal zu hinterfragen: Was hat man verpasst, wenn man rein gar nichts damit anfangen kann?

Einen besseren Anwalt als Jens Harzer könnte „Saul“ jedenfalls nicht haben. Auch bei der „Diskussion“, die eher eine Werbeaktion für das Stück war, unterstützt von der Münchner Literaturwissenschaftlerin und Publizistin Rachel Salamander und ihrem Fachkollegen Philipp Theisohn von der Universität Zürich, überzeugte vor allem Harzers Dringlichkeit. Gerade auch, weil er als einziger zumindest andeutete, dass es gegen Botho-Strauß-Stücke auch Vorbehalte gibt und geben kann („Angst vor gewissen Beißreflexen gegenüber dem Autor“ oder die Annahme, das „eherne“ Stück „rekurriere auf scheinbar konservative Echoräume“). Umso stärker dadurch Harzers Plädoyer: „Es ist ein neuer Stoff, versteht ihr!“ Da hat der Schauspieler einen Punkt.

Das Theater hat sicher nicht auf dieses Stück gewartet. Aber dass und warum Botho Strauß völlig von den deutschen Spielplänen verschwunden ist, auch mit seinen tollen Stücken, darüber sollte man reden.

Musikalisch riskant

Der Dirigent Václav Luks verlässt den Weg historischen Originalklangs.

Um es gleich vorwegzusagen: ein neuer Nikolaus Harnoncourt ist der Dirigent Václav Luks nicht und wird es wohl auch nicht werden. Denn sein Ansatz zur zeitgemäßen Aufführung barocker und auch klassischer Werke ist ein völlig anderer. Historisch ist seine Aufführungspraxis gleichwohl, aber auf überraschend eigenwillige Art. Er orientiert sich weniger an Originalklang und barocker Spielpraxis als an der großen Aufführungstradition des 19. Jahrhunderts, als man überhaupt erst begonnen hat, die alten Meister wiederzuentdecken. Ganz selbstverständlich wollte man sie in den prächtigsten Klangfarben und größtmöglicher Besetzung bieten.

Diese Tradition, die vielfach und etwas irreführend als eine romantische bezeichnet wird, leidet oft unter der Diskrepanz von kompositorischer Idee – einem gar nicht in erster Linie auf Klang abzielenden musikalischen Konzept – und andererseits dem fröhlichen Tatendrang der Spätgeborenen, die ein historisches Meisterwerk in neuem Glanz und Gloria erstrahlen lassen wollen. So auch Luks, der für seinen Auftritt bei den Salzburger Festspielen der legendären c-Moll-Messe von Wolfgang Amadé Mozart eine musikalisch zum Teil gar nicht so weit entfernte Prozesionsmusik von Jan Dismas Zelenka vorstellte.

Die Gründe für seinen speziellen Zugang liegen tiefer

Václav Luks bemüht sich schon seit geraumer Zeit um den Barockkomponisten Zelenka, dessen Werk lange Zeit ein Schattendasein führte. Die schwierige Quellenlage trug sicherlich dazu bei. Geboren wurde Zelenka 1679, also sechs Jahre vor Bach und Händel, als Jan Lukas Zelenka im böhmisch-habsburgischen Launowitz, dem heutigen tschechischen Louňovice pod Bláníkem. Gewirkt hat er aber vor allem am Hof August des Starken und dessen Sohn August III. in Dresden. Luks hat sein Ensemble 1704 nach dem Entstehungsjahr des ersten nachgewiesenen Werks Zelenkas benannt, eine verschollene Schauspielmusik. Fünf Jahre später, so vermuten Fachleute, entstand dann die „Statio quadruplex pro Processione Theophorica“, also vier Stücke für die Stationen einer theophorischen Prozession, bei der das materialisierte Altarsakrament – oft eine Hostie – in einer Monstranz vorangetragen wird, etwa bei einer Fronleichnamsprozession. Naheliegender ist hierfür eine Bläserbegleitung, Luks wählte eine schlichte Continuo-Gruppe und einen massiv auftrumpfenden Chor, im Halbkreis darum herum angeordnet.

Diese Aufstellung rückte die Männerstimmen derart in den Hintergrund, dass die stimmkräftigen Sopranistinnen das Geschehen überproportional dominierten. Von dem vierstimmigen Chor blieb eigentlich nur ein Sopran mit Herrenbegleitung übrig, die Mittelstimmen verschwanden im Klangnebel, den Bass musste die Orgel beisteuern. Solcherlei Unwucht kann passieren, wenn man so viel riskiert wie Luks. Auch in der anschließenden c-Moll-Messe

von Mozart verwischte mitunter die Grenze zwischen kraftvollem Singen und leichtsinnigem Gebrüll. Die teils sehr zähen Tempi brachten absurderweise nicht mehr Klarheit, sondern im Gegenteil dichterem Klangnebel. Erst gegen Ende fand Luks überzeugende Tempolösungen, die sich am Sprechduktus orientierten.

Gleichwohl verkennt man das eigentliche Ansinnen von Luks, wenn man sich auf das Glamour suchende Klangdesign konzentriert. Die Gründe für seinen speziellen Zugang liegen tiefer. Er sieht in der barocken geistlichen Musik die enge Verbindung zum älteren italienischen Kontrapunktstil, wie er in den Motetten von Palestrina kanonisiert ist. Und er verfolgt nicht den strengen und oft auch ein wenig didaktischen Ansatz, jede Gesangslinie möglichst klar individuell hervortreten zu lassen. Die klare Kompositionsstruktur ist ihm genug, er vertraut ihr, um darauf ein Klanggebäude zu errichten, das nicht nur aus Stützfeilern und Treppenhaus besteht. Das mag beim ersten Hinhorchen an Dirigenten wie Karl Richter erinnern, ist aber doch eine andere Idee musikalischer Verwirklichung.



Seine Aufführungspraxis ist historisch, aber auf überraschend eigenwillige Art: der Dirigent Václav Luks. FOTO: P. HAJSKA/SF

Das manchmal allzu gemächliche Fortschreiten verhindert zwar, dass man die größeren harmonischen Zusammenhänge immer klar präsent hat. Aber es führt auch weg vom konkreten musikalischen Handwerk, hin zu einer großräumigen Gesamtwirkung, einer religiös anmutenden Form von Transzendenz. In diese Richtung wird man suchen und hören müssen, um zu verstehen, warum ein ehrgeiziger Dirigent im 21. Jahrhundert den inzwischen sogar bei traditionellen Ensembles Standard gewordenen Weg historischer Aufführungsphilologie nicht mitgehen will, sondern einen breiten Nebenweg favorisiert. Ein Effekt ist dabei allerdings gewonnen: Man bringt den Komponisten Zelenka kaum mit den genialen Zeitgenossen Bach und Händel in engere Verbindung. Helmut Mauré

Als Gott sah, dass der Weg zu lang, der Hügel zu steil, das Atmen zu schwer wurde, legte er seinen Arm um Dich und sprach: „Komm heim“.

Georg Berzl
* 26. Mai 1929 † 6. August 2024

ist im Alter von 95 Jahren friedlich von uns gegangen.

In Liebe und Dankbarkeit nehmen Abschied
Christa Berzl
Carola Berzl und Michael Berzl mit Familie
im Namen aller Angehörigen

Trauerfeier am Dienstag, 13. August 2024 um 10.00 Uhr
in der Aussegnungshalle im Gemeindefriedhof Krailling
mit anschließender Beerdigung.

Die Bestattungskostenversicherung

Sich mit dem eigenen Tod auseinanderzusetzen, bedarf einiger Überwindung. Doch wer seinen letzten Gang in Würde gehen will, weiß, wie wichtig eine Trauerfallvorsorge und eine Bestattungskostenversicherung sind.

Das gilt ganz besonders für die vielen Menschen ohne direkte Angehörige. Hier ist niemand, der sich liebevoll und im Sinne des Verstorbenen um die letzten Dinge kümmern könnte. So will die angemessene Gestaltung der Trauerfeier und der eigenen Beisetzung wohl bedacht sein.

Auch der Bestatterverband Bayern e.V. kennt diese Problematik. Denn auch die Kosten einer Beerdigung sind für immer mehr Menschen schwer zu finanzieren. Das trifft nicht nur die zunehmende Zahl alter Menschen. Wer denkt schon in jungen Jahren daran, dass ihn ein Unfall plötzlich aus dem Leben reißen könnte? Und wer denkt schon daran, dass ein würdiges Begräbnis die Hinterbliebenen in finanzielle Not bringen könnte?

Eine Bestattungskostenversicherung hilft, diese Sorgen zu vermeiden. Der Bestatterverband Bayern e.V. und jeder fachgeprüfte Bestatter informieren gerne und unverbindlich über die Möglichkeiten einer umfassenden Vorsorge für die eigene Bestattung.

**Bestattungen
Landeshauptstadt München**
Städtische Friedhöfe München – Telefon 2319901
heute, Freitag, 9. August 2024

Waldfriedhof, Neuer Teil, Lorettoplatz:
Erdbestattung:
9.45 Moos Thomas, Fernmeldetechniker, 63 Jahre

Westfriedhof:
Erdbestattungen:
9.45 Huber Markus, Bäcker, 52 Jahre
10.30 Nehring Marie, Buchhalterin, 107 Jahre
11.15 Schwarz Magdalena, Hausfrau, 99 Jahre
12.45 Betz Agnes, Hausfrau, 92 Jahre
14.15 Schaidhauf Elfriede Theresia, Hausfrau, 81 Jahre

Nordfriedhof:
Erdbestattung:
9.00 Müller Anna Maria, Hausfrau, 92 Jahre

Nordfriedhof:
Urnentruaerfeiern:
11.15 Deutsch Brigitte, Versicherungskauffrau, 78 Jahre
12.45 Gauser Ursula Maria Johanna, Hausfrau, 90 Jahre

Ostfriedhof, Krematorium:
9.00 Sieger Bernd Armin, 66 Jahre
9.45 Szabo Tibor, 62 Jahre
10.30 Dürrwang Robert, 65 Jahre
11.15 Wittmann Helga Albine, 80 Jahre
12.45 Haimerl Nikolaus Peter, kaufmännischer Angestellter, 80 Jahre

Friedhof am Perlacher Forst:
Erdbestattung:
12.45 Rashid-Schmidrapsl Rita Hannelore, kaufmännische Angestellte, 87 Jahre

Neuer Südfriedhof:
Erdbestattung:
9.45 Moser Michael, Gewerbelehrer, 102 Jahre

Neuer Südfriedhof:
Urnentruaerfeiern:
12.45 Schobel Rudolf, KFZ-Spengler, 85 Jahre

Friedhof Allach:
11.15 Schwirzer Gertraud, 88 Jahre

Bestattungen im Landkreis München

Alter Friedhof Ismaning:
10.30 Dullinger Johann, Straßenwärter, 83 Jahre

Friedhof Unterhaching:
11.00 Pawlik Klaus, Polizeibeamter, 91 Jahre
13.00 Wolf Helmut, Flugingenieur, 84 Jahre

SZ Gedenken

Trauer einen Raum geben.

Abschied nehmen von einem geliebten Menschen ist schmerzlich. Das Trauerportal der Süddeutschen Zeitung, SZ Gedenken, hilft Ihnen dabei und bietet Ihnen die Möglichkeit, Ihre Trauer zum Ausdruck zu bringen.

Alle Traueranzeigen aus der Zeitung erscheinen automatisch auf einer persönlichen Gedenkseite. Hier können Sie virtuelle Gedenkerzen anzünden, kondolieren und persönliche Fotos und Erinnerungen mit Verwandten, Freunden und Bekannten teilen.



Besuchen Sie auch das Trauerportal
SZ-Gedenken der Süddeutschen Zeitung.

Erfahren Sie mehr:
beratung@sz-gedenken.de
www.sz-gedenken.de

Süddeutsche Zeitung

„Musik diente dem Überleben“

Die Bassistin Esperanza Spalding hat ein eindrucksvolles Album mit der Samba-Legende Milton Nascimento aufgenommen.

Interview: Andrian Kreye

Manchmal sind auch Superstars voller Ehrfurcht. Die Bassistin und Sängerin Esperanza Spalding zum Beispiel, wenn sie über Milton Nascimento spricht. In Brasilien ist er einer der Großen, kommt eher vom Samba als vom Bossa Nova, aber solche Schubladen sind sowieso viel zu eng für seine Musik. Für Spalding ging ein Traum in Erfüllung, als sie den Auftrag bekam, ein Album mit ihm zu produzieren. Die beiden hatten bereits miteinander gearbeitet. Neulich sagte der 81-Jährige: „Esperanza und ich haben eine Verbindung, die schwer zu erklären ist. Ich weiß nur, dass, wenn wir zusammen sind, eine sehr starke Energie da ist und alles

„Wir haben keine englischen Wörter für das.“

ganz natürlich fließt.“ An diesem Freitag erscheint „Milton + Esperanza“ (Concord), Spaldings Strahlen in der Stimme ergänzt sich da perfekt mit der Reife und Zerbrechlichkeit Nascimentos. Mit ihrem jeweiligen Gespür für Melodien und Harmonien haben sie ein Album geschaffen, das neue musikalische Schönheitsideale erfindet.

SZ: Wann haben Sie Milton Nascimentos Musik zum ersten Mal bewusst gehört?

Esperanza Spalding: Das war im College, so um 2002 herum. Da hatte ich viele brasilianische Freunde, die konnten kaum glauben, dass ich als Jazzmusikerin noch nie „Native Dancer“ gehört hatte, das Album, das er mit Wayne Shorter aufgenommen hat. Und als sie mir das mal bei einem Abendessen vorspielten, war ich wie ausgewechselt. Da ging eine Tür auf. Da kriege ich heute noch Gänsehaut, wenn ich daran denke. Seine Musik hat mich seither nie wieder losgelassen.

Gab es für Sie schon öfter solche Momente?

Milton war der eine, Wayne Shorter der andere. Und Ornette Coleman. Minnie Riperton? David Bowie. Björk. Die sind alle so unverwechselbar, eigentlich ihre eigenen Genres. Es gibt so eine Handvoll Leute, die man mit niemand anderem vergleichen kann.

Was hat Sie so reingezogen in Milton Nascimentos Musik?

Wir haben keine englischen Wörter für das, was das war. Das ist auch der Grund, warum wir uns manchmal mit Poesie so schwerten. Wir haben keine Wörter für etwas, das wir nicht mit den fünf Sinnen kategorisieren können. Oder um Dinge zu beschreiben, die jenseits des jüdisch-christlichen Paradigmas spirituell sind. Um Intimität zu beschreiben, den Ozean, Vogelgesang. Musik ist anders als menschliche Sprache. Wenn ich über die technischen Dinge spreche, über die Akkorde, klar, die Melodie, schon gut, die Songstruktur. Aber das ist es nicht, was Musik transportiert.

Gibt es Sprachen, die Wörter dafür haben?

Keine Ahnung. Ich spreche nur Englisch. Aber ich glaube, in einer Kultur, in der die spirituelle Seite und Funktion der Musik von der Praxis, dem Handwerk und dem Erleben getrennt wurde, ist es kein Wunder, dass wir das Wesen der Musik nicht mehr erkennen können. Spirituell ist so ein abgedroschenes Wort, aber in Kulturen, in denen die Musik mehr eine Praxis auch des Heilens ist, können sie das sicher besser.

Warum zieht es amerikanische Jazzmusiker eigentlich immer wieder nach Brasilien?

Weil die afrobrasilianische Musik und der Jazz eine verwandte Geschichte haben. Mit Menschen, die aus ähnlichen Teilen der Welt in das koloniale Projekt gezwungen wurden. Und die Musik, die dabei entstand, war der Versuch, den entrechteten



Für die Bassistin und Sängerin Esperanza Spalding ging ein Traum in Erfüllung, als sie den Auftrag bekam, ein Album mit Milton Nascimento zu produzieren. FOTO: JORDAN STRAUSS/INVISION/AP

Bevölkerungsgruppen ein Gefühl von Heimat, von Wert, von Freiheit zu vermitteln. Es ist, als würde man versuchen, inmitten von Chaos, Zerstörung und Hoffnungslosigkeit einen Zufluchtsort und einen Weg zu sich selbst zu finden.

Welchen denn?

Die Menschen, die nach Brasilien gebracht wurden, stammten aus den gleichen Teilen Afrikas wie die Menschen, die in die Vereinigten Staaten gebracht wurden. Und obwohl es in Brasilien die Portugiesen und die Niederländer waren und in Nordamerika die Engländer, Franzosen und Niederländer, gleichen sich die kolonialen Projekte doch sehr. Und auch die Strategien, zu überleben. Deswegen muss die Musik auch so tiefgründig sein.

Welche Funktion hat das?

Die Musik diente dem Überleben der Menschen. Dem wirklich physischen Überleben, aber auch dem mentalen. In der Musik konnten sie ihre spirituellen Praktiken bewahren. Da war Musik eine Möglichkeit,

sich in einem so erdrückenden System zu rechtzufinden, Freude, Hoffnung und Träume nicht zu verlieren. Das kann man auch im Samba spüren, nicht nur im Jazz. Auch wenn Musik heute nicht mehr die Voraussetzung für mein soziales, kulturelles und spirituelles Leben ist wie noch bei meinen Vorgängern vor 60, 70 Jahren.

Haben Sie über all das mit Milton Nascimento gesprochen?

Nein, aber das schlägt sich natürlich in vielen Entscheidungen im Studio nieder, auch wenn die vielleicht ganz einfach sind. Das sind Impulse.

Worum ging es Ihnen bei diesem Album?

Vor allem darum, dass sich Milton wohlfühlt. Dass es seine Musik ist, nach seinem Geschmack. Dass er es mag, wenn ich die Arrangements oder seine Songs verändere. Er ist immerhin mein Mentor. Und wenn er etwas nicht mag, dann lässt er einen das auch gleich wissen.

Wie zum Beispiel?

Als er für mich vor ein paar Jahren auf dem Song „Apple Blossom“ gesungen hat. Da hatte ich echt Mühe, den Text fertig zu kriegen. Da bekam ich immer wieder diese Nachrichten von seinem Neffen, dass er den Text brauche, um ihn zu lernen. Ich hab ihn dann am Abend vorher erst geschickt. Ich kann mich noch gut daran erinnern, wie ärgerlich er war, als ich ins Studio kam. Dass er sich nicht wohlfühle, mit einem Text so kurz vorher. Aber dann ist der Song wunderschön geworden, und seither waren wir in Kontakt.

Wie kam es dann zu diesem besonderem Album?

Das war bei seiner Abschiedstournee 2022 in Boston. Sein Sohn meinte da so beiläufig beim Abendessen, dass ich doch sein nächstes Album produzieren sollte. Die Stimme seines Vaters sei so stark, weil er gerade auf Tour sei, deswegen sollte das möglichst bald passieren. Ich habe natürlich Ja gesagt.

Was hat ihm das bedeutet?

Das weiß keiner. Er würde sich das nie anmerken lassen. Er ist da sehr bescheiden. Obwohl er weiß, dass er etwas Besonderes ist. Das habe ich über die Jahre auch immer wieder neu entdeckt. Und als ich dann bei den Aufnahmen war, habe ich ihn gefragt, wie er das macht. Solche Songs zu schreiben. Über Jahre hinweg. Diese Texte, diese Bilder, diese Welten. Worüber denkst du da nach? Alles, was er dazu sagte, war: „Ich bin Dichter, das ist es, was ich halt tue.“ Er weiß ja, dass er Schönheit erschafft.

Jetzt sind da eine ganze Menge großer Namen auf dem Album. Paul Simon, Diane Reeves, Lianne La Havas, Tim Bernardes. Haben die sich drum gerissen?

Ein paar, ja, das meiste passierte zufällig. Wir haben zum Beispiel einen Großteil seines Gesangs in seinem Haus in Belo Horizonte aufgenommen. Da hatten sie an einem Tag ein Barbecue geplant, deswegen mussten wir die Aufnahmen unterbrechen. Da kamen dann Arthur Verocai und Tim Bernardes vorbei. Mir kam dann die Idee, dass seine Stimme doch eigentlich gut zu „Saudade Dos Avôes Da Panair“ passen würde. Da haben wir ihn einfach kurz ins Aufnahmezimmer geholt und ihn aufgenommen. Und Shabaka Hutchings war zufällig in der Gegend, als ich Overdubbing gemacht habe. Ein andermal hat mir Milton das Demo eines Songs vorgespielt, den er für Paul Simon geschrieben hatte. Nur die Melodie. Ich war total platt. Da steckte nur in dieser Melodie die ganze Persönlichkeit von Paul drin. War klar, dass er das singen muss. Wir haben dann einfach einmal sein Management angerufen, und er hat sofort zugesagt. Und für Diane Reeves ist er ein Idol. Die hatte das eigentlich nach seiner Abschiedstournee schon abgehakt, niemals mit ihm zu arbeiten. Da ging für sie ein lebenslanger Wunsch in Erfüllung.

Und auf all das hat er sich eingelassen?

Ja, aber er war wirklich kein passiver Teilnehmer an den Aufnahmen. Es gab unzählige Momente, wo er sagte, die Intonation passt aber nicht oder der Akkord da geht gar nicht. Oder an der Stelle muss es die halbe Stufe runtergehen und dann wieder hoch, auch wenn du das nicht verstehst. Das ist eine Metapher. Da ist er auch ganz der Dichter. Wenn man ein Gedicht reziert, ändert man ja auch nicht einfach ein Wort. So arbeitet er mit Melodien und Akkorden, die er alle auf der Gitarre schreibt.

Um sich dann trotzdem noch den Beatles-Song „A Day in the Life“ vorzunehmen.

Verrückt, oder? Ja, wenn man sich an einen Beatles-Song traut, dann bringt man besser was ganz Besonderes mit.

Der Klang der Krise

Immer mehr Clubs müssen schließen. Wenn eine Institution wie das „Hafenklang“ in Hamburg vor der Pleite steht, schrillen die Alarmglocken allerdings besonders laut.

Altona, Hamburgs Hafenbezirk, seit Urzeiten tiefrotes Revier, also auch 1933 angenehm naziresistent – ausgerechnet hier steht 91 Jahre später Hitler im Ring und kämpft um die Weltherrschaft. Zum Glück nicht Adolf, sondern Haidi, eine Kunstfigur mit Führerbart und Schwitzkastenblick, die Gegner von Jeff Bezos bis zum Schaumstoffroboter Bento plattmacht. Ob der Name Haidi Hitler für eine Catcherin lustig ist, na ja ... Aber unstrittig bleibt, dass kein Raum geeigneter wäre für ihre Show als das „Hafenklang“.

Hier ist Rock & Wrestling nicht nur zu Hause; bei Bierduschen, Stadiongebrüll und rotzigen Beats findet der legendäre Club zu sich selbst – was aber auch dringender nötig ist. Denn als die Kiezversion gescripteter Showkämpfe aus Kapazitätsgründen vom Kometen – noch so eine Institution auf St. Pauli – Richtung Hafenklang zog, war die Partywelt noch in Ordnung. Zwei Dutzend Fake-Kämpfe seit 2003 später jedoch liegt sie in Trümmern. National, regional, im Hafenklang, dort besonders.

Nach 50 Jahren musikalischer Subkultur droht dem früheren Pferd stall mit Elb- und Inszenierung. „Im Juli konnten wir die Gehälter noch stemmen“, sagt Vorstandsmitglied Thomas Lengefeld mit Blick auf 15 Festangestellte plus Honorarkräfte des mittelständischen Betriebs. „Im August wird es schwierig.“ Viele Ursachen sind schicksalhaft, andere hausgemacht. Addiert ergeben sie ein Katastrophenszenario, das der deutschen Clubkultur im Ganzen blüht.

Schließlich hat Covid-19 das Land einem Stresstest unterzogen, der fürs Feiern

abseits vom Mainstream tödlich sein könnte. Umsatzeinbrüche, Personalmangel, Mietpreisexplosion, Verdrängungswettbewerb, dazu Gema, KSK und das „Cornern“ genannte Trinken vor statt in der Gastronomie, die seit 2014 auch noch Mindestlöhne zahlen muss: Alles, was der Subsistenzwirtschaft selbstverwalteter Veranstaltungsräume ohne Ketten, Industrie, Mäzene schon vor Corona zugesetzt hatte, wurde mit jedem Lockdown schlimmer. Lengefeld, als Booker auch er ein wenig legendär, spricht von „posttraumatischer Pandemiestimmung“. Doch die Probleme seiner Branche, in der er bereits zwei Drittel seiner 52 Jahre arbeitet, wurzeln tiefer. Und in einer Kaufmannsstadt ohne städtebauliches Gedächtnis breiten sie sich aus wie Jägermeister-Reklame bei Rock am Ring. Gerade hat sie das Bermudadieckelbuchstäblich diverser Clubs wie Waagenbau (Rap), Beat Boutique (Disco), Fundbureau (Pop), Astra Stube (Rock) an der Sternbrücke einer kolossalen ICE-Trasse geopfert.

Kaum dass die Hafencity das Freizeitareal Moloch verspeist hatte, drohte dem Goldenen Pudel die Insolvenz, während Große Freiheit und Dock's in der Pandemie auf Schwurbelpfade abgedriftet sind. Sicher, das Wesen der Subkultur ist ihr steter Wandel. Auch darum betont Thomas Lengefeld beim Frühstück mit Kaffee und Kuchen fünf Mal, dass früher nicht alles besser gewesen sei, aber in vier Jahren wurde halt fast alles schlechter. Nach Corona kam Krieg kam Energiekrise kam Inflation kam Rezession kam Agentursterben kam gewandeltes Ausgehverhalten infolge knapper Budgets aller Beteiligten bis hin

zur Staatskasse. Die musste angesichts sinkender Steuern und Erträge selbst in der reichen Hansestadt priorisieren. Für Club- und Festivalbetreiber Lengefeld allerdings zuungunsten rüddiger DIY-Läden mit Punkrock-Attitüde wie seinem. Dass „ein Fenster der Elbphilharmonie“ mehr koste „als Hamburgs gesamte Clubförderung“, ist zwar leicht polemisch, aber stimmt ja: vom Geld für Sinfonieorchester, Sprechbühnen, Staatsoper kann das Hafenklang trotz 16.000 Euro Zuschuss pro Jahr nur träumen. Klingt viel.

Wenn die Clubs wenig Geld haben, sinkt die Risikobereitschaft

Aber allein das letzte Geschäftsjahr ergab ein sechsstelliges Defizit. Und nicht nur im Hafenklang. „Unsere Zielgruppen“, berichtet Anna Lafrentz aus der Interessengemeinschaft Clubkombinat, „haben weniger Mittel, die sie investieren können“. Dass sich Material-, Reise- und Dienstleistungskosten parallel vervielfachen, mache es für etliche Clubs kompliziert, Kultur-events „ökonomisch sinnvoll durchzuführen“. Viele davon, so die Vereinsvorsitzende, würden es zwar nicht öffentlich machen. Aber das Monitoring, mit dem ihr Kombinat im Februar die Stimmung erkunden wollte, deutet flächendeckende Besorgnis an.

Im Schnitt verbuchen die 43 teilnehmenden Spielstätten seit 2019 sieben Prozent Umsatzrückgang. Klingt wie 13 Prozent weniger Tickets bei simultan sinkendem Getränkeabsatz eigentlich moderat. Weil drei von vier Clubs zugleich Kostensprünge beklagen und die Hälfte Personalausfall, haben jedoch selbst kleinere Einbußen große Wirkung – mit Folgen fürs subkulturelle Alleinstellungsmerkmal: unter der dünnen Finanzdecke sinkt die Risikobereitschaft.

„Bookings von Künstler:innen mit wenig bis gar keiner Zugkraft“, sagt Anna Lafrentz, „werden weitestgehend vermieden.“ Da verlassen viele das Unterholz solidarischer Originalität aufs ebene Geläuf populärer Namen, die es selbst dann in Megahallen zieht, wenn sie dem eigenen Biotop entstammen. Der sozialkritische Rapper Childish Gambino etwa füllt lieber die Barclays-Arena für 82 Euro aufwärts als das Übel & Gefährlich zum halb so hohen Einheitspreis. Es ist ein Teufelskreis. Wenn der selbstgesteckte Auftrag reduziert oder aufgegeben wird, abseitige Sounds zu fördern, ist die Stammkundschaft noch seltener bereit, dafür anständig zu zahlen. Das wiederum erschwert kostendeckendes Wirtschaften weiter – von Investitionsfördernder Gewinnorientierung plus Polsterbildung ganz zu schweigen. Kein Wunder, dass jeder zehnte Club im Hamburger Kombinat an Schließung denkt.

Die droht dem Hafenklang erst Anfang 2029, wenn der strikt renditefixierte Immobilieninvestor Hansainvest den Mietvertrag kündigt oder (gleicher Effekt) drastisch verteuert. Bis dahin setzt Thomas Lengefeld auf Gemeinsinn, also Selbstausbeutung der Bediensteten plus Selbstbeteiligung der Kundschaft. Zum Minimallohn für Maximaleinsatz gesellt sich deshalb das gegenwärtige Altheilmittel kultur-schaffender Desperados: Crowdfunding.

Dank der „großen, treuen Community“, glaubt Anna Lafrentz, könnte das in Rufweite zum mythisch umwehten Fischmarkt sogar ein „geeigneter Weg sein, um kurzfristig Finanzlöcher zu stopfen“. Schließlich hat das Hafenklang weit über die Grenzen hinaus einen Ruf als musikalisches Versuchslabor. Besonders jüngere Clubs entwickeln indes weniger Bindungskräfte und benötigen daher andere, ergo: staatliche Unterstützung. Mit Carsten Broda hätten sie dafür sogar den geeigneten Politiker an ihrer Seite. Der zuständige Senator gilt auch bundesweit als Fan subkultureller Strukturen.

Behördensprecher Enno Isermann listet absatzweise Maßnahmen auf: Über den „Live Concert Account“ werden jähr-

lich 350.000 Euro an 60 Spielstätten bis 1000 Zuschauer ausgeschüttet. Für zeitgemäße Themen wie Nachhaltigkeit und Awareness spendiert der Senat weitere 75.000 Euro. Branchenpreise, Clubprogramme, das Reeperbahnfestival erhalten projektgebundene Unterstützung, die auch der Heimatsuche des herumirrenden Molotow zuteilwird. Verglichen mit 3,8 Millionen Euro, die Hamburg ins plattdeutsche Ohnsorg-Theater steckt, sind das zwar Peanuts.

Dafür hat die städtische Wohnungsgesellschaft Sprinkenhof das künftige Asyl zweier Sternbrücken-Clubs an den Deichtorhallen teuer saniert. Um nicht nur finanziell, sondern generell zu helfen, hat die rotgrüne Landesregierung überdies einen runden Tisch initiiert, an dem kleine Clubs laut Isermann „mit Bezirken und städtischen Gesellschaften frühzeitig Probleme lösen“. Alles richtig, alles wichtig, alles gut gemeint. Für Wachkompatienten wie das Hafenklang aber womöglich nicht gut genug. Das nämlich hat nicht nur Sorgen, sondern Prinzipien. Obwohl der „Etat auf Kante genäht ist“, betont Thomas Lengefeld, „verweigern wir uns der Industrie“. Noch. Weil Existenzangst flexibel macht,

geht schließlich selbst das haltungsstarke Hafenklang „klinkenputzen“. Etwa beim benachbarten Großveranstalter Live Nation, der die zehn Adele-Konzerte in München vermarktet. „Wir haben ein Geldproblem, ihr habt ein Imageproblem“, beschreibt Lengefeld sein mischkalkulatives Kooperationsangebot. „Kommen wir da zusammen?“ Falls ja, könnte der Kontrast zum Kerngeschäft experimenteller, neuer, linker, gem brotloser, aber leidenschaftsgetriebener Kunst kaum größer sein.

Gut, dass die Punkrocker Subhumans und die Punkwrestlerin Haidi Hitler dem Hafenklang innerhalb weniger Tage Toperträge beschert haben. Schlecht, dass sie bloß Tropfen auf dem heißen Stein leerer Kassen sind. Und jetzt sind auch noch 17.000 Euro Corona-Hilfe fällig. Geld, sagt Lengefeld, „das beim kläglichen Versuch, während der Pandemie Kultur für 15 Leute auf Abstand in den Club oder per Stream auf die Couch zu bringen, verbrannt ist“. Womöglich sollte er sich daher Anna Lafrentz zu Herzen nehmen. Wegen der Miet- und Ertragsituation, sagt sie, sei „frühzeitige Alternativstandortsuche ratsam“. Nichts leichter als das im dicht besiedelten Hamburg. **Jan Freitag**



Die Pandemie war ein Stresstest, der fürs Feiern tödlich sein könnte: der Club Hafenklang während eines Lockdowns. FOTO: MARC HEILGENSTEIN/IMAGO IMAGES/CHROMORANGE



Die Plattform der kleinen Preise!

Jetzt mitmachen und tolle Erlebnisse sichern.

Auf kaufdown.de erhalten Sie täglich wechselnde und exklusive Artikel in limitierter Stückzahl.

Schnappen Sie sich das Angebot, bevor Ihnen ein anderer zuvorkommt.

Kaufdown.de – ein Angebot der Süddeutschen Zeitung

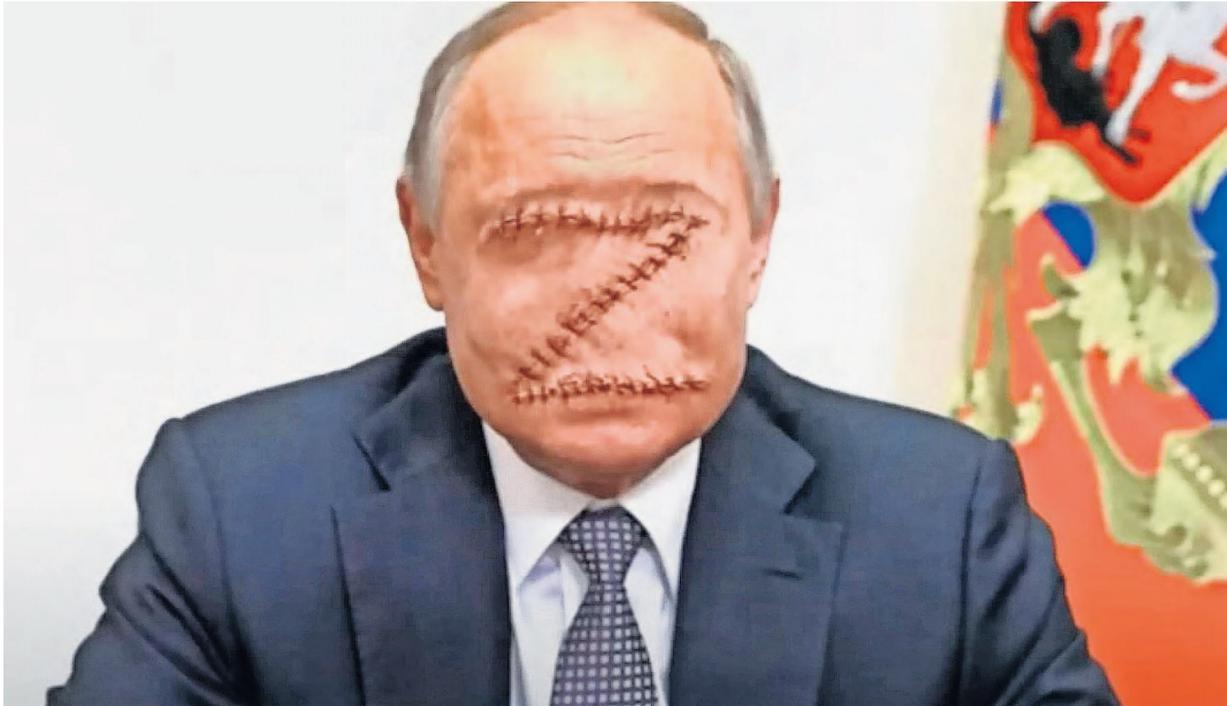
Heute auf kaufdown.de

Relax & Chill - mit 5 Nächten für 2 Personen im Wunsch Hotel Mürz

Das familiengeführte Wunsch Hotel Mürz in Bad Füssing bietet eine ganzheitliche Philosophie und Betreuung aus Entspannung- und Bewegungsprogrammen und einem umfangreichen Gesundheits- und Kur- sowie Wellness- und Spa-Angebot.

Und dann nagte er Putin den Kopf ab

Das Z ist in Russland das Zeichen für die Unterstützung des Angriffs auf die Ukraine. Unter Kriegsgegnern steht es allerdings längst für die Zombihaftigkeit der Putin-Diktatur, ihre hirnlose Blutrünstigkeit. Protokoll einer Eroberung. Von Alexander Estis



„Der Z-Zombie ist eine bestimmte Zombie-Spezies, die ausschließlich in Russland beheimatet ist“: Hier eine Montage von Putin-Gegnern, die in russischen Internet-Foren kursiert.

In den Nachrichten im „Ersten“ erzählt Sprecherin Ekaterina Andreeva davon, dass Moskau von Kiew die Einhaltung der Minsker Abkommen einfordere. Russland werde stets die Rechte der Menschen im Donbass verteidigen. Danach schweigt sie, scheint gelähmt, ihre Augen verdrehen sich, den Nüstern entströmt Blut, der Mund zuckt, zuletzt krümmt sich ihr ganzer Körper, wie man es aus Filmen über Exorzismen kennt. In Moskau geht ein Virus um. Wie es dort zu geschehen pflegt: Wegen veruntreuter Gelder sind Sicherheitsreparaturen in einem Labor nur notdürftig ausgeführt worden, ein Brand bricht aus und kann nicht eingeghegt werden, im entstandenen Chaos entweicht eine infizierte Labormaus, von ihr aus verbreitet sich die Seuche. Das Labor gehört zu einem noch unter Breschnew gegründeten Institut für „funktionale Unsterblichkeit“, dessen Arbeit auch heute fortgesetzt wird – denn Putin möchte mindestens noch 120 Jahre alt werden.

„Genau dies ist es, was die Propaganda aus den Russen machen will.“

Seine Pläne gehen nicht auf: „Der Gouverneur der Oblast Tambow, Alexander Walerjewitsch Nikitin, stellte sich nicht unbedingt als Putins Freund heraus und nagte ihm während eines Referats im Kreml den Kopf ab. (...) Mit wenigen Sprüngen überwand er den langen Tisch, der ihn vom unablösbaren Präsidenten der Russischen Föderation trennte, und biss ihm lustvoll in den Hals. Zum ersten Mal seit zwanzig Jahren kam es in Russland zu einem Machtwechsel. In gewissem Sinne geschah dies in einer für diese Macht durchaus charakteristischen Art.“ Die gesamte politische und behördliche Führungsriege in Moskau stirbt, daneben neun Millionen Bewohner, die Straßen sind voller Leichen, der Kreml brennt.

Dass dem echten, von Flammen bislang verschonten Kreml solche Schilderungen aus Iwan Filippows Roman „Maus“ kaum schmecken würden, war absehbar. Zu sehr erinnert die Zombiewelt im Buch an gewisse Schrecknisse der russischen Realität, die Romanlektüre führt unausweichlich zur Reflexion über die Welt des putinistischen Patriotismus und Propagandismus, wüthet im Folgenden zu sprechen sein wird.

Ansonsten freilich handelt es sich bei „Maus“ vordergründig um ein beinahe konventionelles Stück Genreliteratur, eine nach Moskau verlegte Zombie-Apokalyypse mit gelegentlichen Reminiszenzen an die große Sowjetsatire, „Meister und Margarita“ von Michail Bulgakow. Der Erzähler konzentriert sich auf das große Fressen und folgt einigen Helden auf ihrem abenteuerlichen Weg aus der verseuchten Stadt, darunter der Protagonistin im titelgebenden Mauskostüm: Dieses schützt sie überraschenderweise vor dem Zugriff der Zombies, indem es ihren menschlichen Geruch verbirgt. Politische Figuren kommen in Filppows Buch – so formuliert es der Autor selbst – lediglich als Statisten vor.

Dennoch hielten es die Behörden jetzt für geboten, den Besteller aus dem Handel entfernen zu lassen. Er gefährde die öffentliche Sicherheit und verbreite – im Fall eines fiktionalen Textes besonders ironisch – „Falschinformationen“, so begründete der russische Generalstaatsanwalt höchstpersönlich die Anordnung. Solche höchstinstanzliche Zensur ist im Literaturbereich präzedenzlos. Der tiefere Grund dafür dürfte neben dem enormen Erfolg des Buches im außerliterarischen Engagement des Autors zu suchen sein: Filppow, längst nach Georgien geflohen und nun auf halbem Weg ins Berliner Exil, ist als regimemokratischer Journalist schon zuvor zum „ausländischen Agenten“ erklärt worden – ein Status, mit dem die russische Justiz kritische Medienstimmen stigmatisiert.

Nationalistischen Kräften, die Filppow wohl überhaupt erst bei den Behörden denunziert haben, ist insbesondere sein Kanal im Messengerdienst Telegram ein Dorn im Auge: Dort versammelt er Posts russischer Ultrapatrioten und Kriegsbefürworter, die mehr oder minder freiwillig die Misstände in der russischen Armee, das Versagen der Führung und damit nicht zuletzt die eigenen großenwahnigen Ambitionen bloßstellen.

In seinem Roman indessen hat sich diese Sammlung, der Filppow täglich mehr-

stündige Recherchen widmet, nicht niedergeschlagen, soll jedoch für sein nächstes Buchprojekt eine bedeutende Rolle spielen – einen politischen Thriller, der zu Beginn des Ukrainekrieges zwischen Moskau, Tiflis und Berlin spielt. Dennoch: An den Propagandisten kam er auch in der „Maus“ nicht umhin. Neben dem oben erwähnten Gesicht der Nachrichten Ekaterina Andreeva kommen weitere krenmtreue Multiplikatoren von martialischem Hass und militaristischer Hetze vor – allen voran „Putins Chefpropagandistin“ Margarita Simonjan, redaktionelle Leiterin des Medienkonzerns RT (ehemals *Russia Today*).

Im Roman schweigt sich RT über den Zombie-Virus einfach aus, was an den anfänglichen Umgang russischer Staatsmedien mit dem Covid-Virus erinnert: „Eine Weisung, die Wahrheit zu senden, gab es nicht, und also schwiegen alle Medien von RT und setzten ihre Arbeit so fort, als wäre nichts geschehen.“ Über die Chefin heißt es: „Ich werde überleben, dachte Simonjan. Das hättest ihr wohl gern! Solche wie ich überleben immer!“ Diesmal irrt sie sich – und stirbt, ebenso wie Wladimir Solowjew, ehemals dezidiert Demokrat und liberaler Humanist, heute Putins wohl gehässigster, infamster Fernsehkrieger, ein Opportunist also, der sich angesichts der Zombie-Apokalyypse als erstes fragt, ob man sich mit den Infizierten nicht irgendwie gut stellen könne.

Der Protagonistin im Mauskostüm hat er übrigens die Mutter geistig verführt: „Die gutmütigste Frau der Welt war sie, meine Mutter, bevor sie anfang, ihn zu schauen. Seither sieht sie überall nur noch Feinde und meint, dass man alles und alle vernichten und erschießen sollte.“ Derartige Erfahrungen sind in der russischen Realität alltäglich – just wie Filppows Protagonistin klagt etwa eine Nutzerin auf Twitter: „Meine Verwandten, meine Nächsten sind zu Zombies geworden! Manchmal denke ich: Sollen sie mich halt endlich beißen. Ich habe keine Kraft mehr.“ Und eine 83-jährige Überlebende der Leningrader Blockade fragt Solowjew sogar in einem öffentlichen Interview, warum er aus Menschen Zombies mache.

Letztlich, erzählt Filppow im Gespräch,

gerieten ihm die Zombies also zu einem Bild für russische Mitbürger, die von der Propaganda indoktriniert sind: „Zombies sind Gestalten, die frei sind von Empathie und Denkvermögen, allein zum Hunger fähig. Genau dies ist es, was die Propaganda aus den Russen machen will – nur dass der Hass den Hunger ersetzt.“

Der Vergleich zwischen Propagandaopfern und Zombies ist indes keinesfalls neu. Mediale Gehirnwäsche wird in der russischen Umgangssprache regelmäßig als *Zombirovantiye*, also „Zombierung“ bezeichnet, und entsprechend nennt man den Fernseher – in Anlehnung an das Englische *idiot box* – mehr oder minder scherzhaft „Zombie-Kiste“ (*Zombijaschik*). Den Höhepunkt ihrer Karriere erlebt die Zombie-Metapher jedoch seit Beginn der russischen Invasion im Jahr 2022.

Manche lassen es sich tätowieren, aufs Gesicht malen, ins Haar frisieren

Dafür haben die russischen Propagandisten selbst die schönste Steilvorlage geliefert – indem sie nämlich als bellizistisches Symbol den Buchstaben Z etablierten. Zunächst offenbar zur Markierung von Militärtechnik eingesetzt, dient es inzwischen als Zeichen der Solidarität mit der „militärischen Spezialoperation“ und ist russlandweit in mannigfachen Variationen omnipräsent – ob als Sticker, Abzeichen, Aufdruck auf T-Shirts, Hüten und Socken, oder als Flagge, enormes Banner, leuchtende Straßendeko und riesenhaftes Monument.

Manche lassen es sich tätowieren, aufs Gesicht malen oder ins Haar frisieren, viele kleben Kreppland in Z-Form auf Autoscheiben, wieder andere schmücken damit religiöses Gebäck. Schon kurz nach Kriegsbeginn machten Fotos kriegssolidarischer Aktionen aus allen Ecken Russlands die Runde: Sportler, Ballerinnen, Betriebsmitarbeiter, Bewohner von Altenheimen und Patienten psychiatrischer Kliniken mussten oder wollten sich im Z-Zickack aufstellen; derart angeordnet fanden sich auch Autos, Busse, Traktoren, Kühe und sogar Elche.

Regierungsgebäude und ganze Straßenzüge wurden z-förmig ausgeleuchtet, ja selbst der Weltraum blieb nicht verschont: Auf einem russischen Satelliten prangt fortan das Z-Zeichen.

Das Z diente aber auch einem anderen Zweck: Denunzianten markierten damit Wohnungen von „Verrätern“, also von oppositionellen Aktivisten, kritischen Künstlern oder unabhängigen Journalisten, und russische Soldaten schmierten es auf geplünderte oder teilweise zerstörte Häuser in der Ukraine.

Dass ausgerechnet ein lateinischer – und kein kyrillischer – Buchstabe zum Symbol eines Krieges erklärt wird, den die „russische Welt“ gegen den „kollektiven Westen“ führt, wirkt zwar absurd, hindert die Propagandisten jedoch nicht einmal daran, diesen fremdartigen Buchstaben unmittelbar in kyrillische Schriftzüge zu verpflanzen, um patriotisch-kriegerische Parolen zu erzeugen, so etwa *Za !/Za Rossiju*, also „Für Russland!“. Solche Schriftvermischungen hat die ukrainische Online-Zeitung *Ukrainska Pravda* überaus treffend als Wort-Mutanten bezeichnet.

Dergleichen eignen sich allerdings auch Regimegegner und Ukrainer an, um sich über den abstrusen Kremlsprech zu mokieren. Neben allseits etablierte, sowohl positiv als auch abwertend genutzte Begriffe wie „Z-Patriot“, „Z-Propaganda“ und „Z-Poesie“ tritt so zum Beispiel auch der „Zetnik“, also der ideologisierte, kriegsverherrlichende Hurra-Patriot. Noch lakonischer und lapidarer bringt das eine der beliebtesten antiputinistischen Wortmutanten zum Ausdruck: der *Z/Z-Zombie*. „Der Z-Zombie ist“, so liest man in einem Internet-Forum, „eine bestimmte Zombie-Spezies, die ausschließlich in Russland beheimatet ist.“

Diese Vorstellung, die Bestialität, Blutrünstigkeit, hirnlosen Kadavergehorsam und Indoktrination vereint, scheint derart treffend, dass manch einer witzelnd die wahren Verhältnisse umkehrt: Das Symbol Z sei, heißt es dann, für diesen Krieg just deshalb gewählt worden, weil es die Zombihaftigkeit seiner Verfechter anzeige.

Tatsächlich beobachtet der Dokumentarfilmer Andrej Loschak, der die russische Durchschnittsbevölkerung zum

Krieg interviewt hat, „Wenn sie über das zu sprechen anfangen, was in der Ukraine passiert, verlieren sie ihre Menschlichkeit irgendetwas. Ob sie jetzt Zombies sind oder Unmenschen – irgendetwas stimmt mit ihnen nicht. Ihre Gedanken sind nicht ihre Gedanken. Als ob sie nicht mit eigenen Worten sprechen würden. Ihre Stimmen, die Intonation, ihr Gesichtsausdruck – an allem sieht man, dass das nicht ganz sie sind. Als würde etwas von ihnen Besitz ergreifen.“

Angesichts dieser Zombihaftigkeit wundert es also nicht, wenn auch Offizielle wie der ukrainische Präsidentenberater Mychajlo Podoljak die Untoten-Metapher aufgreifen. Und *Ukrainska Pravda* zitiert sogar den „Zombie Survival Guide“ von Max Brooks, weil sich die Zustände in den von der russischen Invasion betroffenen Gebieten der Ukraine damit am besten umschreiben ließen.

Im russischsprachigen Internet ist das Zombie-Bild jedenfalls derart verbreitet, dass sich ein russischer Politiker schon 2023 über eine russische Grafik-KI echaufferte, weil sie zum Prompt „Ich bin ein Z-Patriot“ hartnäckig eine zombieähnliche Kreatur generierte; inzwischen ist dieser verräterische „Bug“ behoben – man sieht ein Kind mit Z-Symbol und wendet russischer Fahne vor einem Idyll mit Rotem Platz – diese stereotype Darstellung ist offenbar fest einprogrammiert, und ein Z-Zombie lässt sich inzwischen nicht einmal mehr aufrufen, indem man einen solchen im Prompt explizit einfordert.

Tatsächlich liefern die Kriegsbefürworter und Kremlfunktionäre in ihrer abstrusen Eiferei immer wieder eigenhändig Stoff für sarkastische Zombie-Entlarvungen. So weiß ein russisch-orthodoxer Geistlicher in einem Video von wundersamen Auferstehungen in der Ukraine getöteter russischer Soldaten zu berichten. Der erwartbare Kommentar: „Das Wort Zombie erhält hier einen ganz neuen Anstrich! Ähnlich kommentiert wurde auch die Meldung, dass in Russland hin und wieder Marschbefehle an längst verstorbene Männer ergehen. Als Zombie-Apokalyypse beschrieb selbst ein Regierungsvertreter die von brutaler Gewalt geprägte Atmosphäre,

wie sie von Kriegsheimkehrern geprägt ist – nicht selten handelt es sich um Söldner, die unmittelbar aus Straflagern rekrutiert worden sind und sich durch Kriegsteilnahme den Weg in die Freiheit gebahnt haben.

Meist aber bleibt die Redeweise von den Zombies auf den Einfluss der Propaganda fokussiert. In der Typologie des Soziologen Igor Jakowenko stehen Zombies den Werwölfen gegenüber: Während letztere in Sekundenschnelle ihre Meinung änderten – wie der erwähnte Wladimir Solowjew –, gibt es die wahrhaft gläubigen, indoktrinierten Zombies, die nach Kriegsende eine „Umzombierung“ benötigen würden.

Zugleich gesellt sich der Z-Zombie innerhalb der metaphorischen Fabelwelt der Kremlkritik zum berühmten Ork, der sich als Charakterisierung russischer Gräueltaten fest etabliert hat. In besonderer visueller Drastik hat der russische Rapper Legaliza dieses martialische Bestiarium umgesetzt: In einem Musikvideo, das ihn ebenfalls ins Fadenkreuz der Behörden rückte, sieht man, wie sich russische Soldaten, darunter auch Rogoschin, in Orks, Politiker und Propagandisten wie Solowjew in Zombies, Vampire und andere blutrünstige Bestien verwandeln – und Putin in einen Horrorclown.

„Eine Armee von Zombies im Dienst toter Ideen eines toten Landes.“

Tatsächlich wurde aber auch ganz Russland seit Kriegsbeginn vielfach als veritables Zombieland imaginiert: „Eine Armee von Zombies im Dienst toter Ideen eines toten Landes, das von einem Toten angeführt wird“, las man etwa auf Twitter. In einem Essay, der schon einen Monat nach Kriegsbeginn beim Exilmedium *Meduza* erschien, schrieb dessen Chefredakteur Maxim Trudoljubow: „Der russische Staat ähnelt einem Zombie – ein Körper ohne Seele, der alles auf seinem Weg zermalmt und nicht einmal versteht, wozu er das tut.“ Im Putinregime erkannte Trudoljubow einen Wiedergänger der sowjetischen Vergangenheit, während Historiker und Politologe Sergej Medwedew in ähnlicher Weise auf das Zarenreich verwies: „Das moderne Russland ist ein Phantom geblieben, ein Gespenst des Russischen Imperiums, ein wankender Z-Zombie, aus dem Grabe auferstanden, um die Lebenden zu terrorisieren.“

Mit diesen realistisch finsternen Staatsallegorien kontrastiert die grell-helle Utopie, in die Filppows Zombie-Roman mündet – erst hier doch auf den Ruinen des post-apokalyptischen Moskau das „Wunderbare Russland der Zukunft“, wie es die Vision von Alexej Nawalny war. Nach der Kannibalisierung der Kannibalen, nach einer Vollstreckung gerechter und ungerechter Strafen durch die Untoten, nach dem Brand des Kremls und vor allem nach Putins Zerfleischung – er habe als Verkörperung seines Landes zwingend sterben müssen, sagt Filppow – wird der Oppositionspolitiker Jewgeni Roisman als Interimspräsident eingesetzt, St. Petersburg, wieder Hauptstadt, empfängt Selenskiy zum Staatsbesuch, Nawalny koordiniert Rettungsaktionen, Volontäre aus der Ukraine, USA, Israel, Deutschland und anderen Ländern leisten Hilfe. Russland zieht sich nicht bloß aus sämtlichen unrechtmäßig besetzten Gebieten zurück, sondern beginnt mit einer vollständigen atomaren Abrüstung. Zum ersten Mal seit zwanzig Jahren erhalten alle Bürger Zugang zu unabhängigen Nachrichten.

Deren manipulative Deformation in krenmtreuen Medien ist es nicht zuletzt, die solche Szenarien hochtopisch erscheinen lässt. Freilich: Nicht alle Russen sind infiziert durch propagandistische Hetze, nicht allen ist der Hass injiziert – und manch einer hat seine Menschlichkeit durchaus nicht eingebüßt, doch, in Furcht vor den anderen, tief vergraben im pelzigen Kostüm seines Duckmäusertums, damit niemand sie riechen könne. Denn leider entfaltet das Humane im offenbar grundimmunen Putinrussland keine anstreckende Wirkung – anders als die Zombifizierung durch jenes weltweit replikationsstärkste russische Virus.

Der Schweizer Schriftsteller und Journalist **Alexander Estis** wurde 1986 in Moskau geboren. 2021 erschien sein „Handwörterbuch der russischen Seele“ (Parasitenpresse). Dieser Artikel entstand dank einer Zusammenarbeit des Autors mit dem russischen Exilmedium *Meduza*.

Den Rest macht Rainer

Zum Tod von Synchronregisseur und Dialogautor Rainer Brandt, der Bud Spencer und Terence Hill in Deutschland zu Stars machte. Sein Schnodderdeutsch war stilbildend.

Hören wir kurz zusammen in den legendären Italowestern „Vier Fäuste für ein Halleluja“ mit Bud Spencer und Terence Hill. So klingt er: „Schnallt eure Friedenshaken ab. [...] Ich nehm dir die Kohlen nur ab, damit du die Pferde nicht bestechen kannst. [...] Schnallt eure Metallschurke ab. [...] Du tußt, was ich dir sage, oder ich hau dir auf's Maul. [...] Mach schon Platz, ich bin der Landvogt. [...] Wie geht's dem Hosenschneifer und seiner Furzerei? [...] Macht du das noch mal, mach ich aus deinen Ohren Wäschetrockner. [...] Press – Schmatz – Rülpsgeräusche [...] Wenn du noch einmal mit den Augen zuwinkst, dann zwinker ich mit den Fingern.“

Dieser Klang. Diese unverwechselbare Sound-Patina. Die eh schon blecherne Tonspur, die der Röhrenfernseher noch mal blechener ausspuckt. Diese ganz bestimmte Textur, das Rauhe, Rausgerotete, diese Audiotapete, die über so vielen Komödien der Achtziger- und Neunzigerjahre lag. Diese schräge, rhythmische, eingängige Kneipenslang-Jugend-Macho-ich-hau-dir-auf's-Maul-Sprache in den Stimmfar-

ben von Thomas Danneberg (Terence Hill) und Arnold Marquis (Bud Spencer). Diese bis in die Gegenwart hinein klingende Spencer-Hill-Lingo hat ihren Schöpfer verloren.

Er interessierte sich nicht für wortgetreue Übertragungen

Rainer Brandt ist im Alter von 88 Jahren gestorben. Der Synchronsprecher, Dialogbuchautor und Schauspieler hat dieser, seiner Sprache einen genialen Namen gegeben: Schnodderdeutsch. Genau das ist es. So reden Bud Spencer und Terence Hill in den deutschen Fassungen ihrer Filme. Der Sound, den Rainer Brandt ihnen gegeben hat, ist maßgeblich für ihren immensen Erfolg.

Zum Beispiel „Vier Fäuste für ein Halleluja“. Der Film kam 1972 in einer ersten Synchronfassung von Horst Sommer in die deutschen Kinos. Die wesentlich erfolgreichere, neu synchronisierte Fassung, die



Rainer Brandt hatte die Gabe, einen besseren Film zu sehen als den, den er sah, und diesen Film mittels Neusynchronisation zu verwirklichen, mit den Bildern, die er zur Verfügung hatte und der Sprache, die er erschuf.

FOTO: B. PEDERSEN/DPA

das deutsche Fernsehpublikum noch im kollektiven Ohr hat, entstand erst Anfang der Achtzigerjahre. Rainer Brandt nahm sich bei der Bearbeitung alle Freiheiten.

Er interessierte sich nicht für wortgetreue Übertragungen, sondern erfand nur über die Audiospur neue Handlungsstränge, färbte die Filme klamaukiger und gab dem deutschen Publikum einen einzigartigen Bud Spencer und einen einzigartigen Terence Hill, zwei Figuren, die so, wie wir sie kennen – zotig, krawallig, brummelig, charmant, witzig – nur in Deutschland existieren. In anderen Sprachen sind sie völlig andere Figuren, ernster, melancholischer, ein bisschen langweiliger.

Der deutsche Markt war für Terence Hill und Bud Spencer der wichtigste. In keinem anderen Land war das Duo kommerziell erfolgreicher, nirgendwo erreichte es sich größerer Beliebtheit. Und beide wussten, dass sie diesen Umstand auch Rainer Brandt zu verdanken hatten. Der inzwischen 85 Jahre alte Terence Hill kondolierte und würdigte Brandts großen Beitrag zum Erfolg. Vom 2016 verstorbenen Bud

Spencer ist überliefert, er habe am Set manchmal unsauber auswendig gelernte Dialoge mit den Worten „Den Rest macht Rainer“ beendet.

Die einzigartige Mischung aus Schlägen und Sprüchen wird bleiben

Rainer Brandt hatte die Gabe, einen anderen, einen besseren Film zu sehen, als den, den er sah, und diesen Film dann mittels Neusynchronisation zu verwirklichen, mit den Bildern, die er zur Verfügung hatte und der Sprache, die er erschuf und die zum Klang vieler glücklicher Kindheitsereinerungen vor dem Fernseher wurde. Mit dieser Sprache ist es ein bisschen wie mit Gerüchen. Wenn man sie wieder hört, versetzt sie einen mit unmittelbarer Wucht zurück vor den elterlichen Videorekorder.

Man spult ungeduldig zurück, versinkt sofort in der Geschichte (die VHS-Aufzeichnung hat den Vorteil, dass man die Werbung der Fernsehübertragung vorspulen

kann), man versinkt im wilden Italowestern und liebt die ungleichen Brüder Trinity (Hill) und Bambino (Spencer) und ihr Gezanke („Dir mach ich ja keinen Vorwurf, sondern nur unserer Mutter. Ich werde ihr nie verzeihen“, dass sie dich nicht ertränkt hat, als du noch in die Windeln geschissen hast und sie dich gebadet hat.“ – „Hör zu, ich reite jetzt nach Westen, nach Kalifornien. Und das bedeutet, dass du nach Osten reitest!“)

Nach dem Abspann geht man in die Küche und macht sich in der Pfanne ein paar Bohnen und schlingt sie mit einem Stück Toastbrot gierig, schmatzend, rülpsend hinunter, wie gerade noch Spencer und Hill in der Wüste, und hört immer noch das Echo der Fäuste auf den Köpfen der Banditen.

Diese einzigartige Mischung aus Schlägen und Sprüchen: Sie bleibt. Und das ein oder andere geflügelte Wort im deutschen Sprachgebrauch, das noch manch einem bekannt sein dürfte. In diesem Sinne: Tschüssikowsky, Rainer Brandt. Sleep well in your Bettgestell. **Bernhard Heckler**

Habermas wäre stolz auf diese Maus

Wie Josephine Mark in „Der Bärbeiß“ Gefühle und Kommunikation in Szene setzt, ist große Comic-Kunst.

Der Bärbeiß ist ein pelziger, dickwanstiger Geselle von brummbärgiger Gestalt, übel gelaunt, der von seinen Mitmenschen ausschließlich Schlimmes erwartet. Er hat Reißzähne und Krallen an den Pfoten, kurz: ein schwer erträglicher Kerl. Vor mehr als einem Jahrzehnt erzählte die Schriftstellerin Annette Peht liebenswerte Geschichten über diesen vielleicht besonders in Deutschland häufig beobachteten Zeitgenossen.

Sequenz charakterisiert und karikiert das Augenblicksgemüt der Figuren aufs Allerfeinste. Die Dorfgemeinschaft ist ja ständig außer sich, seit Bärbeiß im alten Waschbärhaus mit dem völlig verwahrlosten Garten eingezogen ist. Neben dem Paradiesgärtchen von Nachbarin Tingeli wirkt das Anwesen wie ein verlassenes Ödland.



Josephine Mark nach den Bärbeiß-Geschichten von Annette Peht und Jutta Bauer: Der Bärbeiß. Kibitz Verlag, Hamburg 2024. 96 Seiten, 15 Euro. Ab fünf Jahren.

Die Illustratorin Jutta Bauer setzte ihn und seine kleine Dorfgemeinschaft damals so ins Bild, dass man glaubte, sich selbst in dieser Welt wiederzuentdecken. In Gestalt eines der freundlichen Geschöpfe mit kleinen Ticks – als ungemein fröhliches, hilfsbereites „Tingeli“ etwa, ein mausähnliches Wesen. Oder als Häschen aus der spielfreudigen Hasenbande, als unternehmungslustiges Graureiherchen oder meinetwegen auch als etwas naseweiser Pinguin, ein geborener Kümmerer. Ins Fell des Bärbeißes jedoch wollte man nicht schlüpfen. Selbst wenn man ein paar eigene Macken an ihm erkannte und sich mit der Zeit herausstellte, welch guter Kern in diesem Brummbären schlummert.

Allein die Variationen des Gesichtsausdrucks von Bärbeiß und seiner beharrlichsten Gegenspielerin machen die Lektüre zu einem Vergnügen. Die herzengute Tingeli, die mit all ihren kommunikativen Tugenden – Habermas wäre stolz auf sie! – versucht, dem widerspenstigen Zeitgenossen die Freuden des Daseins nahezubringen, die Vorzüge des Miteinanders und der Gemeinschaft. Wie Josephine Mark mit wenigen, klaren Strichen die Vielfalt an Emotionen in die Stellung der Mundwinkel, der Augen, der Stirnfalten legt, gerade in den Auseinandersetzungen von Bärbeiß und Tingeli – das ist große Comic-Kunst. Und Annette Peht tut es der Illustratorin in Worten gleich. Der prosaische Ton der ursprünglichen Erzählung weicht kurzen, pointierten Sätzen, die passgenau die Sprechblasen füllen und – zusammen mit den Figuren und der liebevoll kolorierten, sanft hügeligen Naturkulisse – eine überschaubare Fantasiewelt kreieren. Man wandert – wie schon in „Trip mit Tropf“ – durch die Geschichten, wie auf einem Waldspaziergang in einer Parallelwelt, auf dem man lernt, welche Zaubersprüche nötig sind, um die Bärbeißer dieser Welt in erträgliche Zeitgenossen zu verwandeln. Gegebenenfalls auch sich selbst.

Jede Sequenz zeigt den Gemütszustand der Figuren aufs Allerfeinste

Wenn nun die 2022 mit dem Max-und-Moritz-Preis für den besten Kindercomic („Trip mit Tropf“) ausgezeichnete Illustratorin und Grafikerin Josephine Mark zu diesem Künstlerduo stößt, um das, was Peht und Bauer so wunderbar witzig in die Welt gesetzt haben, als Comic neu zu erzählen, kann einfach nichts schiefgehen. Dann wird „Der Bärbeiß“ in den vier Geschichten verdichteten Erzählungen noch leibhaftiger, als er es vorher schon war.

Man erschließt sich die Gemütszustände der Bewohner des idyllischen Dörfchens nicht nur aus dem Lesen und der Interpretation einzelner Bilder, sondern verfolgt jede Regung ihrer Gemüter Bild für Bild – fast wie in einem perfekt animierten Zeichentrickfilm. Jede einzelne



Das herzengute Mäusewesen Tingeli versucht, dem Bärbeiß die Freuden des Daseins nahezubringen. FOTO: J. MARK/VERLAG



Den eingehetzten Bisons berichtet der Hund Johannes allabendlich, was im Park so los war – deswegen nennen sie ihn „die Augen“.

FOTO: CESAR MANZO/AFP

Frag doch mal die Bisons

Dave Eggers erzählt seinen Roman „Die Augen und das Unmögliche“ aus Sicht eines Hundes, der lernt, dass seine Sehnsüchte nicht unbedingt auch die aller anderen sind.

Von Susan Vahabzadeh

Johannes musste sich alleine durchschlagen, und das hat seinen Sinn für Freiheit geprägt. Am Anfang hatte er noch ein paar Geschwister, die seine Mutter mit ihm zurückgelassen hat, aber die haben sich für das bequeme Leben entschieden, das in Gefangenschaft. Johannes, der Erzähler in „Die Augen und das Unmögliche“, ist ein Hund, der in einem Park lebt. Einsam ist er nicht. Er hat allerhand spezialisierte Bande geknüpft, unter anderem ist er sehr eng mit einem einäugigen Erdhörnchen befreundet, Sonja, dem Waschbären Angus und vor allem, einen best buddy braucht ja jeder, mit der Möwe Bertrand.

Johannes rennt gern, vielleicht, weil sein Vater ein Kojote war, was er allerdings am Anfang des Buches noch nicht weiß. Vor allem aber liebt er seine Unabhängigkeit. Als er eingefangen wird, findet er es schon irgendwie spannend, gekrault zu werden, aber nicht faszinierend genug, als dass er auch nur eine Sekunde an etwas anderes denken würde als an Flucht.

Diese Clique hat sich Dave Eggers ausgedacht, der Autor von „The Circle“ und „Ein Hologramm für den König“. Eggers ist eine der wichtigsten Stimmen der amerikanischen Literatur und Autor von einer ganzen Reihe von Kinder- und Jugendbüchern, die er als Bücher für alle begriff. Das neueste, „Die Augen und das Unmögliche“, erscheint jetzt in deutscher Übersetzung, und gleich vorweg warnt Eggers davor, diesen kleinen Roman als Fabel zu betrachten: „Der Mensch neigt dazu, überall sich selbst zu sehen, alle Lebendige, insbesondere Tiere, wäre nur eine Begleiterscheinung. In diesem Buch ist das nicht der Fall.“

Was nicht heißt, dass es nicht doch auch irgendwie um Menschen geht – wer Respekt vor dem Freiheitsdrang eines Halbkojoten erlernt hat und dem Lebensraum von Waschbären, tut sich vielleicht etwas leichter damit zu begreifen, dass auch Zweibeiner nicht alle dieselbe Vorstellung von Glückseligkeit haben.

„Die Augen und das Unmögliche“ ist ein mitreißender kleiner Roman, weil Johannes ein mitreißender Erzähler ist – jedes Zucken, wenn er auf den ersten Seiten die Bruchstücke der Erinnerungen an seine Kindheit zusammensetzen versucht und dem Leser oder der Leserin nach und nach dämmert, dass die Geschwister der Hundefänger geholt hat, legt sich schnell. Es ist nur seine Sicht, die zählt, Johannes liebt das, was ihm vertraut ist. Und will dann doch ein bisschen mehr. Es sind Gemälde, die seine Neugier wecken auf die Welt jenseits des Parks: Gibt es Kinder voller Sterne?

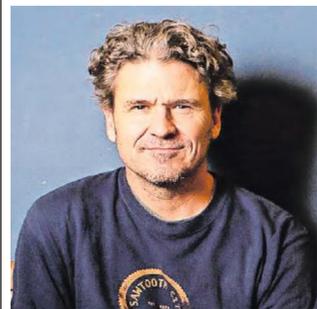
Johannes bringt sich mit seinem Kunstsin in Bedrängnis, und vielleicht sind die Bilder vor dem neuen Museum, das im Park gebaut wird, für ihn so wie für uns die

Illustrationen im Buch. Der Zeichner Shawn Harris hat sie gemacht, sie zeigen Johannes auf seinen Streifzügen durch die Natur und sehen ein bisschen so aus wie Caspar David Friedrich für Tiere.

Johannes ist ein verkappter Philosoph, die Sonne ist sein Gott, und er neigt zur

Überreibung: Er sieht am Himmel eine Milliarde Sterne und ist sich sicher, dass die Bisons, denen er abends in ihrem Gehege berichtet, was im Park so los war – deswegen nennen sie ihn „die Augen“ – dass diese Bisons sechstausend Jahre alt sind, mindestens. Mit Zahlen hat er es nicht so. Aber zu vermuten, nur weil er ein Hund ist, könnte er nicht über das Gleichgewicht des Systems Park nachdenken oder darüber, welchen Tod er richtig findet und welchen nicht, wäre anmaßend – siehe oben.

In die Falle, zu glauben, seine Sehnsüchte seien auch die aller anderen, tappt Johannes selbst hinein – er überzeugt nämlich seine Freunde, ihm bei einem großen Plan zu helfen: Er will die Bisons aus ihrem Gehege befreien und vergisst dabei, die Bisons zu fragen, ob sie sich das wirklich vorstellen können. Aber ein großes Abenteuer wird es trotzdem, mit ungewissem Ausgang. Freiheit ist eben nichts für Stubenhocker.

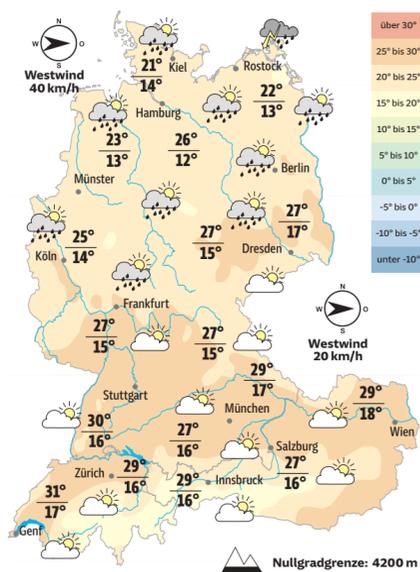


Schriftsteller Dave Eggers warnt davor, seinen kleinen neuen Roman als Fabel zu betrachten. FOTO: BRECHT VAN MAELE/VERLAG



Dave Eggers: Die Augen und das Unmögliche. Aus dem Amerikaner von Ilse Layer. Mit Illustrationen von Shawn Harris. Atlantis Verlag, Zürich 2024. 240 Seiten, 24 Euro. Ab zwölf Jahren.

DAS WETTER



Im Süden freundlich, sonst gebietsweise Regen

Tiefs zwischen Island und den Britischen Inseln sorgen im Norden Mitteleuropas und in Südschweden für wechselhaftes und windiges Wetter mit Regenfällen und Gewittern. Auch in einem Bereich vom Norden Skandinaviens bis zum Baltikum und Rumänien treten einzelne Schauer oder Gewitter auf. Dagegen bleibt es in Frankreich und im Süden Mitteleuropas unter Hochdruckeinfluss freundlich. Am Mittelmeer scheint ausgiebig die Sonne bei bis zu 42 Grad in Zentralspanien und Andalusien.

Im Süden setzt sich nach Auflösung einzelner Frühnebelfelder heiteres bis wechselnd bewölktes und trockenes Wetter durch. Vom Nordwesten und Norden bis zu den östlichen Mittelgebirgen ziehen im Tagesverlauf graue Wolken. Sie bringen anfangs gebietsweise Regen, später folgen noch einzelne Schauer oder örtliche Gewitter. Die Temperaturen steigen am Nachmittag auf 21 bis 30 Grad. Der Wind weht schwach bis mäßig, in Küstennähe frisch mit frischen bis starken Böen aus Südwest bis Nordwest.

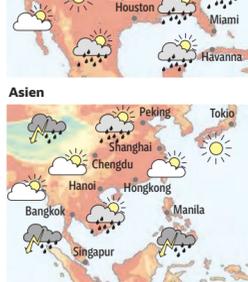
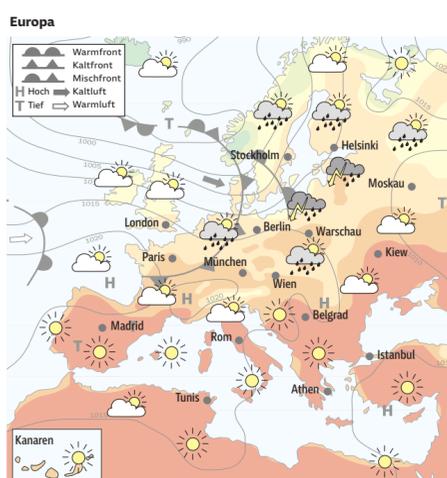


Table with 2 columns: Urlaubsorte, Luft, Wasser. Lists temperatures for various locations like Helgoland, Rügen, Sylt, etc.

Quelle: www.wetterkontor.de

Table with 2 columns: Weltwetter, heute. Lists weather conditions for various global cities like Abu Dhabi, Bangkok, Bogota, etc.

Weather forecast for Munich (München) for Saturday, Sunday, and Monday, including sunrise and moon phases.

Landtagswahlen in Ostdeutschland

Wie geteilt ist Deutschland?



Entdecken Sie unsere Angebote:

8 Wochen SZ Montag bis Samstag 99,90 €

8 Wochenenden SZ Freitag und Samstag 49,90 €

Jetzt bestellen unter sz.de/landtagswahlen2024

089 / 21 83 99 27

Süddeutsche Zeitung

Endlich besser schlafen?

Ein neues Mittel gegen Schlaflosigkeit erregt Aufsehen: Daridorexant soll bisherigen Medikamenten überlegen sein und noch dazu weniger unerwünschte Nebenwirkungen haben. Was Experten von dem Wirkstoff halten.

Von Werner Bartens

Gegen Placebo kann es ja jeder.“ Mit diesem Konter lässt Bernd Mühlbauer erst mal die Luft raus. Der Direktor des Instituts für Klinische Pharmakologie am Klinikum Bremen hat in seinem Berufsleben schon viele Übertreibungen der Arzneimittelindustrie vorüberziehen sehen. Immer wieder wurden neue Wundermittel angepriesen, oft blieb wenig davon übrig, weil die Wirksamkeit dann doch weitaus geringer ausfiel als zunächst angenommen. Oder zuvor unbekannte Nebenwirkungen auftraten.

Wie es wohl Daridorexant (Handelsname Quviviq) ergehen wird? Endlich besser schlafen, verspricht die Werbung. „Wir wissen einfach noch zu wenig“, sagt Pharmakologe Mühlbauer, der zum Vorstand der Arzneimittelkommission der deutschen Ärzteschaft (AkdÄ) gehört. Schließlich wurde in den Zulassungsstudien nur gegen ein Scheinpräparat getestet – und da schneidet fast jedes neue Medikament besser ab. Wirklich aussagekräftig sind Studien, in denen die neue Behandlung an genügend Probanden und über einen längeren Zeitraum mit der bisherigen oder einer zweckmäßigen Therapie verglichen wird. „Bisher gibt es aber nur zwei mickrige Vergleichsstudien“, sagt Mühlbauer. „Das reicht noch nicht.“

„Die Daten reichen schlicht nicht aus und rechtfertigen nicht den Werberummel.“

Der forschende Pharmakologe in ihm sei dennoch begeistert gewesen, so Mühlbauer, als mit Daridorexant ein völlig neues Mittel zur Behandlung von Schlafstörungen auf den Markt kam. Im April 2022 wurde es für Erwachsene mit Schlaflosigkeit zugelassen, das heißt für Betroffene, die mindestens drei Nächte pro Woche für mindestens einen Monat so schlecht schlafen, dass sie ihre Arbeit oder ihren Alltag nicht mehr bewältigen können. Bis zu sechs Millionen Menschen in Deutschland leiden an einer Schlafstörung, der Insomnie, darunter auch solche, die sich tagsüber mehr als genug verausgaben. Ihre Psyche ist zerrütet, Konzentration und Leistungsfähigkeit sind stark in Mitleidenschaft gezogen.

Das neue Medikament folgt einem grundsätzlichlichen anderen Muster als bisherige Präparate und zeigt in den bisher vorliegenden Studien, dass es den Schlaf verbessert. „Daridorexant ist tatsächlich die einzige in Deutschland verfügbare Substanz einer Klasse, die anders wirkt, als alle anderen verfügbaren Sedativa“, sagt der Psychiater Thomas Pollmächer, Direktor des Zentrums für psychische Gesundheit in Ingolstadt. „Der Angriffspunkt, der Orexinrezeptor in seinen beiden Unterformen, betrifft ein genuin schlafregulierendes System.“ Fehle das Orexin, entstehe die Krankheit Narkolepsie, die mit massiver Tagesmüdigkeit einhergeht. „Deshalb ist anzunehmen, dass eine Blockade der Orexinrezeptoren schlaffördernde Auswirkungen hat“, sagt Pollmächer. „Und für Daridorexant stimmt das offenbar.“

Während einer Pressekonferenz des Herstellers Idorsia Pharmaceuticals im Novem-



COLLAGE: STEDE/SZ, FOTOS: IMAGO

ber 2022 schwärmte Ingo Fietze vom Schlafmedizinischen Zentrum der Berliner Charité davon, dass sich „die Behandlungslandschaft für die Betroffenen nun völlig verändern“ könne. Immerhin träfen die üblichen Einschränkungen, denen andere Behandlungsformen unterliegen, nicht zu. Zwar gilt die Empfehlung bei

Schlafstörungen, es mit Schlafhygiene und einer kognitiven Verhaltenstherapie zu versuchen, doch entsprechende Plätze seien längst nicht flächendeckend verfügbar, sagte Fietze. Und die von manchen Patienten genommenen Benzodiazepine sind zwar zumeist wirksam, machten aber in kurzer Zeit abhängig, sodass sie nur we-

nige Wochen eingesetzt werden könnten. Und damit zurück zu Daridorexant: „Hinweise auf Gewöhnungseffekte oder eine Suchtentwicklung gibt es auch bei länger dauernder Anwendung nicht, die Substanz ist gut verträglich“, sagt Pollmächer, der dem Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Psychiatrie und Psychotherapie, Psy-

chosomatik und Nervenheilkunde angehört. „Somit erweitert Daridorexant das therapeutische Arsenal tatsächlich und kann auch länger als vier Wochen gegeben werden.“ In den bisherigen – kleineren – Studien traten bei einem Teil der Probanden Kopfschmerzen, Müdigkeit oder Juckreiz auf, allerdings auch nicht öfter als bei

Einnahme anderer Präparate. Sowohl die messbaren Parameter für besseren Schlaf als auch die subjektive Schlafqualität waren besser als in der Vergleichsgruppe, die Zolpidem bekam. Von einem „Gamechanger“ würde Psychiater Pollmächer trotzdem nicht sprechen. „Ich würde diesen Begriff für neue therapeutische Ansätze nur dann wählen, wenn sie nicht nur anders wirken als bisherige Methoden, sondern auch grundsätzlich zu einer anderen Versorgungsrealität führen.“

Ob dies auf Dauer der Fall sein wird, ist fraglich. „Es gibt zwar keinerlei Hinweise, dass Daridorexant eine schlechte Substanz ist oder wir davor warnen müssten“, sagt Pharmakologe Mühlbauer. „Doch wir können den therapeutischen Stellenwert noch nicht einschätzen, die Daten reichen schlicht nicht aus und rechtfertigen nicht den Werberummel.“ Zwar könne er verstehen, dass die Psychiater darunter leiden, dass sich „in der Psychopharmakologie seit Jahrzehnten nichts getan hat“ und sie daher „sehr innovationsgläubig“ seien, so Mühlbauer. Doch auch die Benzodiazepine wurden bei ihrer Einführung in den 1960er- und 1970er-Jahren gefeiert – bis sich Nebenwirkungen und Abhängigkeitspotenzial zeigten. Gerade bei längerer Anwendung müsse sich erst zeigen, ob unter Daridorexant nicht doch weitere Nebenwirkungen oder Abhängigkeiten auftreten.

Auch preislich gibt es Unterschiede zwischen den Schlafmitteln

Diese Einschätzung ist auch in einer Stellungnahme der Arzneimittelkommission der deutschen Ärzteschaft dokumentiert: Aufgrund „der dargelegten Mängel der Studien und unter Berücksichtigung aller vorgelegten Daten“ sieht die AkdÄ derzeit einen Zusatznutzen von Daridorexant „gegenüber einer zweckmäßigen Vergleichstherapie nicht zweifelsfrei belegt“. Das Institut für Qualität und Wirtschaftlichkeit im Gesundheitswesen (IQWiG) kam 2024 im Rahmen einer frühen Nutzenbewertung zu einem ähnlichen Schluss.

Die Frage, ob Daridorexant bei Schlaflosigkeit Vor- oder Nachteile hat, wenn eine kognitive Verhaltenstherapie nicht geholfen hat oder nicht infrage kam, konnte nicht beantwortet werden, denn dazu „legte der Hersteller keine geeigneten Daten vor“, so die Medizinprüfer. „Es ergibt sich kein Anhaltspunkt für einen Zusatznutzen von Daridorexant gegenüber der zweckmäßigen Vergleichstherapie, ein Zusatznutzen ist damit nicht belegt“, so das Fazit. Die Frage nach einem Zusatznutzen ist nicht nur medizinisch, sondern auch angesichts der Preisunterschiede von Bedeutung. Während die bisherige medikamentöse Therapie von Schlafstörungen mit Benzodiazepinen oder Z-Substanzen wie Zolpidem etwa 20 Euro pro Monat kostet, wird Daridorexant mit dem mehr als zehnfachen Preis von 223 Euro pro Monat veranschlagt. Der Gemeinsame Bundesausschuss (G-BA), der den Nutzen medizinischer Tests und Therapien bewertet, bereitet derzeit eine Beschlussfassung zur fraglichen Kostenübernahme vor. Noch in diesem Jahr ist damit zu rechnen.

Die Vermessung der Klimakatastrophe

Mit verschiedenen Methoden versuchen Forscher vorherzusagen, wann bestimmte Kippunkte überschritten werden. Bislang ohne Erfolg – doch das könnte sich bald ändern.

Mag gut sein, dass so mancher Zeitungsleser bei dieser Meldung seinen Morgenkaffee verschüttet hat: Der Golfstrom könnte schon ab dem Jahr 2025 kollabieren, so schrieben es viele Medien vor gut einem Jahr. Der Golfstrom? Also die Warmwasserheizung Europas, ohne die es hier schlagartig ein paar Grad kälter wäre? Gar nicht zu reden von den Verwerfungen, die das für das Wettersystem auf der Nordhalbkugel mit sich brächte.

Grundlage der Medienberichte war eine Studie im Fachjournal *Nature Communications*. Darin hatte das dänische Geschwisterpaar Susanne und Peter Ditlevsen vorgezeichnet, dass die sogenannte Atlantische Umwälzströmung, kurz AMOC (*Atlantic Meridional Overturning Circulation*), irgendwann zwischen dem Jahr 2025 und dem Jahr 2095 abreißen dürfte – mit dem wahrscheinlichsten Zeitpunkt im Jahr 2050.

Die Studie wurde von Fachleuten bereits damals für ihre Methodik kritisiert. Nun hat ein Team um Klimaforscherin Maya Ben-Yami von der TU München im Fachjournal *Science Advances* die Arbeit noch einmal detailliert betrachtet und zugleich die Grundsatzfrage aufgeworfen, ob sich der Zeitpunkt für das Erreichen von Kippunkten im Erdsystem überhaupt vorhersagen lässt.

Um die Stabilität bestimmter Teile des Erdsystems zu bewerten, nutzen Klimaforscherinnen und Klimaforscher diesen Weg: Sie untersuchen, wie sich Eisschilde, Amazonas-Regenwald oder AMOC über bestimmte Zeiträume hinweg verändern. Weil direkte Messungen oft nur wenige Jahrzehnte zurückreichen, nutzen sie sogenannte Fingerabdrücke, also etwa die Schmelzrate im Falle der Eisschilde oder die Oberflächentemperaturen der Meere im Falle der AMOC. Fluktuieren die Veränderungen im Laufe der Zeit immer stärker, kann das darauf hindeuten, dass das System aus dem Gleichgewicht gerät. Ein

Frühwarnsignal für einen möglichen Kippunkt. Es erscheine naheliegend, noch einen Schritt weiterzugehen, schreiben die Autorinnen und Autoren in *Science Advances*. Also die statistischen Veränderungen in die Zukunft hochzurechnen und einen Kippunkt vorherzusagen. Doch genau davor warnen sie. „Bitte verwendet nicht diese Methode!“, appelliert Ben-Yami an ihre Kolleginnen und Kollegen.

Drei Punkte kritisieren sie und ihr Team: Die Vorhersagen würden erstens auf stark vereinfachten Annahmen über physikalische Mechanismen beruhen. Zweitens sei die Dauer der direkten Beobachtung der AMOC sehr kurz und deshalb wenig repräsentativ für die Dynamik des Systems. Und drittens seien die historischen Klimadaten, die weiter in die Zeit zurückreichen, lückenhaft.

„Wir können nur Wahrscheinlichkeiten angeben.“

Um zu demonstrieren, wie problematisch die Herangehensweise der Ditlevsens gewesen sei, wendete das Team um Ben-Yami deren Methode auf andere Datensätze zur Oberflächentemperatur der Meere an. Und das ergab auf einmal ganz unterschiedliche Zeitpunkte für einen Kollaps der AMOC – mit einer Spanne von 2050 bis zum Jahr 8065. Um belastbare Aussagen zu treffen, seien vor allem längere Beobachtungszeiträume nötig. „Wir bräuchten mindestens hundert Jahre, um eine Extrapolation zu machen“, sagt Ben-Yami. „Das wäre in 80 Jahren der Fall, dann aber wäre es vielleicht nicht mehr nützlich.“

Ganz so lange braucht man aber womöglich nicht mehr zu warten. Es gibt ja auch noch Klimamodelle, und diese eignen sich deutlich besser, um einen Blick in den Katastrophenkalender der Zukunft zu werfen. Allerdings stoßen auch diese an Gren-

zen. Weil das Klimasystem chaotisch ist, würde sich die zukünftige Entwicklung nie eins zu eins abbilden lassen, sagt Gerrit Lohmann vom Alfred-Wegener-Institut in Bremerhaven. „Aus Klimamodellen wird man niemals ableiten können, wann genau irgendetwas abreißt“, sagt der Physiker und Klimaforscher. Ähnlich wie man das

Wetter höchstens eine Woche relativ gut vorhersagen könne. „Wir können nur Wahrscheinlichkeiten angeben.“

Hinzu kommt: Die Auflösung der globalen Klimamodelle ist meist so niedrig, dass ihnen wichtige Einflussgrößen entgehen – wie im Falle der AMOC die Konvektion oder die kleinräumigen Wirbel im Nordat-

lantik. Während erstere Hitze und Nährstoffe vertikal verteilen, tun letztere dies horizontal. Allerdings haben sich die Klimamodelle seit ihrer Einführung in den Siebzigerjahren stetig verbessert. Auch die notwendigen Computer werden immer leistungstärker. Für eine aktuelle Studie im Fachblatt *Physical Review Letters* ha-



Wann kollabiert der Grönländische Eisschild? Eisbären bricht bereits jetzt wortwörtlich der Boden unter den Füßen weg. Durch die Klimaerwärmung wird ihr Lebensraum knapper. FOTO: ULF MAUDER/DPA

ben Wissenschaftler um Ruijian Gou von der Chinesischen Ozean-Universität ein hochauflösendes Modell verwendet, um die Entwicklung der AMOC anhand eines Szenarios mit einem hohen CO₂-Ausstoß zu simulieren. Möglich machte das ein chinesischer Supercomputer, der länger als ein Jahr daran rechnen musste. Zwar ergaben sowohl das hochauflösende Modell als auch das Vergleichsmodell mit einer niedrigeren Auflösung eine gleichermaßen starke Abschwächung der AMOC insgesamt. Bei regionaler Betrachtung zeigte sich aber im Falle des hochauflösenden Modells ein überraschendes Bild: Südlich von Grönland kam es zu einem abrupten Kollaps der AMOC, wohingegen es im Europäischen Nordmeer zwischen Island, Norwegen und Spitzbergen zu einer Verstärkung kommen könnte.

Das führt Mitautor Gerrit Lohmann auf das Schwinden des arktischen Meereises zurück. Die regionalen Unterschiede seien überaus bedeutsam: Denn je nachdem, in welchen Regionen die AMOC kippe, habe das dort gewaltige Auswirkungen – etwa für Ökosysteme, aber auch für das Wetter Europas allgemein.

Einen wahrscheinlichen Zeitrahmen für das Kippen der Umwälzströmungen konnten die Studienautoren allerdings nicht benennen, dafür wäre nicht nur ein Modelllauf nötig gewesen, sondern Hunderte – zu viel für den chinesischen Supercomputer.

In Zukunft aber könnte genau das möglich sein: die wahrscheinliche Zeitspanne für das Kippen der AMOC und der anderen Kippelemente einzugrenzen. Das böte zumindest eine grobe Orientierung, wenn auch keine Gewissheit. Der Klimaforscher Niklas Boers von der TU-München, der auch an der *Science-Advances*-Studie beteiligt war, drückt es so aus: „Wir könnten den Kippunkt überschreiten, aber bis wir das überhaupt realisieren, könnte es weitere zehn Jahre dauern.“

Benjamin von Brackel

RÜSTUNGSKONZERN MIT HOHEM GEWINN

Rheinmetall hat sich das verdient

Von Björn Finke

Es sind exzellente Geschäftszahlen, aber sind sie vielleicht sogar unanständig exzellent? Der Umsatz von Deutschlands größtem Rüstungskonzern Rheinmetall stieg im ersten Halbjahr um ein Drittel, der Gewinn verdoppelte sich nahezu, wie die Düsseldorf am Donnerstag berichteten. Die Auftragsbücher sind so voll wie nie. Daher erwartet Vorstandschef Armin Papperger weiter kräftiges Wachstum. Grund für den Boom ist der Krieg in der Ukraine und die Zeitenwende in der Sicherheitspolitik.

Der Aktienkurs des Herstellers von Panzern und Militärlastwagen, von Flugabwehrsystemen und Munition lag vor Russlands Überfall der Ukraine bei unter 100 Euro. Jetzt kostet der Anteilsschein um die 500 Euro. Dieser Geldsegen ruft Kritiker auf den Plan. Sie werfen dem Dax-Unternehmen mit 34 000 Beschäftigten weltweit vor, Kriegsgewinnler zu sein. Manchmal wird auch gefordert, dass der Staat solche vermeintlich unverdiente Gewinne über Sondersteuern abschöpfen sollte. Rheinmetalls Sportsponsoring erregt ebenfalls Empörung. Der Konzern unterstützt jetzt den Fußball-Bundesligisten Borussia Dortmund und den Düsseldorf Eishockeyklub DEG. Zahlreiche Fans äußern ihren Unmut darüber, für sie sind die versprochenen Millionen schmutziges Geld.

Das Geld aus Panzern für die Ukraine ist nicht schmutzig

Doch abwertende Begriffe wie „Kriegsgewinnler“ und „schmutziges Geld“ sind unfair und zeugen von gefährlicher Naivität. Natürlich wäre es schöner, wenn die Welt keine Rüstungsunternehmen bräuchte. Wenn überall Frieden und Sicherheit herrschten und man keine Angst haben müsste vor aggressiven Nachbarstaaten. Aber so war die Welt nie. Und so wird sie leider nie sein. Das ist allerdings nicht die Schuld von Rheinmetall und anderen Waffenfirmen. Schließlich hat Rheinmetall-Chef Papperger Russlands Präsident Wladimir Putin nicht gebeten, ein Nachbarland anzugreifen.

Trotzdem ließ der Überfall die Nachfrage nach Rheinmetalls Produkten rasant steigen. Der Konzern ist wichtigster Munitionslieferant der Ukraine, zudem Ordnung Deutschland und seine Verbündeten deutlich mehr als früher. Viele Nato-Länder hatten nach Ende des Kalten Kriegs bei ihren Armeen gespart. Das war die Friedensdividende. Doch Putins Invasion führte den Regierungen vor Augen, dass sie sich in Europa zu sicher gefühlt hatten. Jetzt werden die Armeen wieder schlagkräftiger gemacht, um Putin abzuschrecken.

Rheinmetall verkauft also Produkte, die Deutschland und die Verbündeten dringend benötigen. Und die hohen Gewinne schaffen Anreize und den finanziellen Spielraum, die Fertigung schnell auszubauen. Vor dem Überfall konnte das Unternehmen 70 000 Schuss Artilleriemunition pro Jahr herstellen, in wenigen Monaten sollen es schon 700 000 jährlich sein.

Wer argumentiert, die Gewinne und das Geschäft von Rheinmetall seien schmutzig, sagt im Grunde, dass militärische Abschreckung gegen Putin und Munitionslieferungen an die Ukraine schmutzig seien. Denn das steht hinter den Traumansätzen und -profiten. Daher ist derartige Kritik naiv bis zynisch.

Dies bedeutet allerdings nicht, dass sämtliche Rüstungsbetriebe und jedes große Waffengeschäft integer sind. Es gibt viele üble Machenschaften weltweit: Konzerne, die Aggressoren wie Putin mit Waffen und Technologien versorgen, trotz Embargos. Unternehmen, deren Produkte Militärjuntas dabei helfen, ihr Volk zu unterdrücken. Firmen, die Politiker schmieren. Die Branche hat sich ihren miesen Ruf über Jahrzehnte hart erarbeitet.

Diese Tatsache ändert aber nichts daran, dass Rheinmetalls Produkte Europa gerade zu einem sichereren Ort machen. Und sie helfen der Ukraine im Kampf gegen einen rücksichtslosen Despoten. Kaum ein anderer Industriebetrieb in Deutschland stellt gerade Güter her, die so wichtig sind für die Zukunft der freien Welt. Rheinmetalls Gewinne sind deshalb nicht schmutzig, sie sind hochverdienst.

HEUTE

Reden wir über Geld
Fußball-Manager Fernando Carro über klare Hierarchien und zu viel Emotionen 16

Arbeit mit Asbest
Wie Bauarbeiter bei Sanierungsaufträgen gefährdet werden 18

» www.sz.de/wirtschaft



„Milliarden-Mann“ nannten sie Utz Claassen einst. Doch nun hat sein Unternehmen offenbar Probleme.

FOTO: CHRISTOPHE GATEAU / DPA

Es war einmal ein Wunderkind

Utz Claassen zählte zu den wichtigsten deutschen Wirtschaftsbossen. Dann wollte er mit seiner Firma Syntellix die Medizin revolutionieren. Und nun? Kämpft er mit Haftbefehlen und mehr.

Von Nils Heck, Katrin Kampling und Meike Schreiber

Utz Claassen war einst das, was man einen Überflieger nennt, wenn nicht gar ein Wunderkind. Mit 17 Jahren machte er Abitur, Note: 0,7. Danach studierte er in Rekordzeit, ging zu McKinsey und wurde später einer der wichtigsten deutschen Manager. „Milliarden-Mann“ nannten sie Claassen, der noch heute so gewählt sprechen kann, wie viele andere nur schreiben. Doch statt deutsche Konzerne zu leiten, lebt der 61-Jährige eigenen Angaben zufolge in Südostasien. Wer ihm schreibt, bekommt Mails von „Mister X“. Die Antworten sind angriffsflustig wie eh und je. Kein Wunder, es geht hier um nicht weniger als seinen Ruf.

Um zu verstehen, wie Claassen in Asien landen konnte, muss man zurück nach Deutschland. Dort machte der Überflieger zunächst Karriere bei Volkswagen und Seat, bevor er Ende der 1990er-Jahre bei der Biotech-Firma Sartorius als Vorstandsvorsitzender anheuerte – und zwischenzeitlich auch als Präsident des damaligen Fußball-Regionalligas Hannover 96. In der Presse galten seine Managementmethoden mal als umstritten, mal als genial. Aber eines war Claassen ganz sicher: ein Mann mit besten Beziehungen in Wirtschaft und Politik. AWD-Gründer Carsten Maschmeyer soll ebenso zu seinen Vertrauten gehört haben wie der frühere Bundeskanzler Gerhard Schröder. Von 2003 an sanierte Claassen den Energiekonzern EnBW. Da war er gerade einmal 40 Jahre alt. Und viele fragten sich: Was soll da noch kommen, was kann Utz Claassen noch erreichen?

Einer der Investoren: der frühere Chef der Deutschen Bank

Die Antwort wollte Claassen von 2008 an mit einem Start-up namens Syntellix geben. Die Firma, gegründet in seiner Heimatstadt Hannover, sollte Implantate vertreiben, die sich nach einer Operation etwa der Hand oder dem Fuß ohne weitere Operation von allein auflösen. Das sollte Patienten einen zweiten Eingriff und dem Gesundheitswesen viel Geld sparen. 2013 gab es für das Produkt den Innovationspreis der Deutschen Wirtschaft, namhafte Investoren wie Ex-Deutsche-Bank-Chef Jürgen Fitschen, Multiunternehmer Rolf Elgeti und Carsten Maschmeyer investierten damals oder in den Folgejahren in das Unternehmen. Es sah gut aus für den Topmanager.

Doch 16 Jahre später kämpft die Firma des Ex-Wunderkinds nicht mit dem Erfolg, sondern mit Problemen. Viele ehemalige Mitarbeiter verlangen angeblich ausstehende Gehaltszahlungen, Ex-Geschäftspartner fühlen sich hinter Licht geführt und einige Aktionäre haben sich bereits 2023 in einem Brandbrief an Vorstand Claassen gewandt. Darüber hinaus beschäftigt die Causa auch die hiesige Justiz. So ermittelt die Staatsanwaltschaft Hannover bereits seit April 2023 gegen Claassen und weitere Personen, unter anderem wegen des Anfangsverdachts der Insolvenzverschleppung.

Unabhängig davon sind beim Amtsgericht Hannover 171 Vollstreckungsverfahren gegen Syntellix anhängig, und nach SZ-Informationen haben die Richterinnen und Richter dort mittlerweile 49 zivilrecht-

liche Haftbefehle gegen Utz Claassen erlassen. Diese sollen ihn als Vorstand der Syntellix zwingen, eine Vermögensauskunft für die Firma abzugeben. Doch damit nicht genug. Eine Sprecherin des Amtsgerichts Hannover bestätigt, dass die Büroräume der Syntellix AG in Hannover Anfang Juli offiziell geräumt wurden. Lediglich ein Briefkasten und ein Lagerraum seien von der Maßnahme verschont geblieben. Nach Auffassung des Amtsgerichts hat Syntellix damit dort jedenfalls keine ladungsfähige Adresse mehr. „Das Gericht vertritt die Auffassung, dass gerichtswirksame Zustellungen nun nicht mehr möglich sind“, teilt eine Sprecherin mit.

Mit diesen Vorwürfen in mehreren E-Mails konfrontiert, antwortet Claassen ausführlich und betont mehrmals, alle gegen die Syntellix AG und ihn gerichteten Vorwürfe seien unzutreffend und beweisbar falsch. Er sieht sich und die Firma als Opfer der Corona-Pandemie und einer angeblich seit neun Jahren laufenden „Marodierungs-, Diffamierungs- und Vernichtungskampagne“. Angeblich angezettelt vor allem durch frühere Geschäftspartner. Und sonst? Claassen bezeichnet die Haftbefehle gegen sich als „absurd“, und was sich das Amtsgericht Hannover leiste, sei ein „Justizskandal“. Die staatsanwaltlichen Ermittlungen hält er für „unzutreffend absurd“, und die den Ermittlungen zugrunde liegenden Strafanzeigen seien „wider besseres Wissen vorgebracht“ worden. Auf die Frage, ob Syntellix nach wie vor Büroräume in Hannover besitzt, sagt er: „Wir sind nach wie vor Mieter an der Adresse Aegidientorplatz 2a in Hannover und haben dort auch nach wie vor unsere ladungsfähige Anschrift.“

Revolution, Rechtsstreit, Rangelei: Die Geschichte von Syntellix bietet all das und mehr. Begonnen hat sie aber in Clausthal-Zellerfeld, Niedersachsen. Dort entwickelte der Ingenieur Volkmar Neubert zusammen mit Syntellix ab 2008 eine Schraube aus Magnesium, die herkömmliche Implantate verdrängen soll, da sie sich, nachdem sie im Zuge eines operativen Eingriffs eingesetzt wurde, ohne weitere OP im Körper auflösen kann. Das ist hochkomplex. Das Implantat darf weder zu hart noch zu weich sein, und: Behandelt man es falsch, geht es leider in Flammen auf. Neubert findet eine Lösung, baut einen Prototyp und

liefert später Material. Mit der Firma Königsee Implantate in Erfurt findet Syntellix frühzeitig einen Partner, der die industrielle Fertigung übernimmt. So kommt es, dass Syntellix noch 2016 euphorisch verkündet, 25 000 Implantate in den Verkehr gebracht zu haben.

Doch Claassen geht es offenbar nicht zackig genug. 2018 steigt der damalige Aufsichtsratsvorsitzende in den aktiven Betrieb ein. Er wird Vorstandsvorsitzender, nennt sich „Chief Disruption Officer“ und kann gleichzeitig Ex-Deutsche-Bank-Chef Jürgen Fitschen als Investor überzeugen. Der ist nach Rolf Elgeti und zeitweise Carsten Maschmeyer der nächste prominente Investor. Elgeti und Maschmeyer wollten sich zu ihrem Investment nicht äußern. Fitschen ließ eine Anfrage unbeantwortet.

Seine Methoden galten mal als umstritten, mal als genial

Geglaubt haben müssen sie an Claassen, sonst hätten sie kaum investiert. Vielleicht gefiel ihnen aber auch einfach das Ziel des Ex-Topmanagers: ein Börsengang, am liebsten in Singapur, wo die Firma 2019 eine Produktion eröffnet. Oder an der berühmten US-Techbörse Nasdaq, wie die Firma in einer Mitteilung schreibt. Das war die Liga, in der Claassen gerne unterwegs sein wollte.

Zeitweise arbeiteten mehr als 50 Leute für das Start-up, und eigenen Angaben zufolge gab es 2020 Zulassungen für die Produkte in mehr als 60 Ländern. Doch einen Börsengang gibt es bis heute, nicht und auch große Erfolgsmeldungen zu Umsätzen oder Gewinnen bleiben bei Syntellix aus. Implantate, die sich im Körper auflösen, sind nicht zum Standard in der Medizin geworden. Professor Dietmar Pennig, ehemaliger Chefarzt der Klinik für Unfall- und Wiederherstellungschirurgie/Orthopädie St. Vinzenz-Hospital in Köln und Vorstandsvorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie (DGCH), sagt auf SZ-Anfrage: „Resorbierbare Implantate sind durchaus interessant, aber es fehlen nach wie vor wichtige Studien, um beurteilen zu können, wie gut sie sich wirklich abbauen.“ Magnesium-Implantate hätten sich am „Markt bislang leider nicht durchgesetzt“.



Utz Claassen, damals EnBW-Chef, mit dem damaligen Kanzler Gerhard Schröder (re.) und Moderator Reinhold Beckmann bei einer Veranstaltung 2005. FOTO: DPA

Auch Ex-Topmanager Claassen kommt offenbar nicht weiter. Denn vielleicht ist es so: Nur weil mal jemand als angestellter Manager eines Konzerns glänzte, muss er das nicht als Unternehmer oder Start-up-Gründer tun. Schon gar nicht, wenn man schnelle Erfolge in einer langsamen Branche erzielen will. Sein Führungsstil jedenfalls ecke an, berichten Mitarbeiter in vertraulichen Gesprächen mit der SZ. Mit Namen zitieren lassen will sich niemand, zu viel Angst hätten sie vor ihrem ehemaligen Chef, sagen sie. Zwar halten sie ihn alle für klug, doch habe er die Branche nie verstanden. Auch nennen sie ihn einen Egoisten und wünschen sich nach eigener Aussage, ihn nie kennengelernt zu haben.

Die deutlichen Worte dürften auch das Ergebnis der Achterbahnfahrt sein, die die Firma von 2020 an durchmacht. Denn plötzlich erwisch Corona die Branche. Ärzte setzen Implantate nur ein, wenn es nötig ist – und das spürt Syntellix. Ex-Mitarbeiter wie auch ehemalige Geschäftspartner erzählen heute, dass Syntellix Rechnungen nicht mehr oder erst verspätet bezahlt habe. Einige streiten sich später auch vor Gericht mit Syntellix und Utz Claassen, andere versuchen es außergerichtlich. Sie alle sind enttäuscht davon, wie die einstige Zusammenarbeit endete. Claassen weist solche Vorwürfe zurück.

Und auch die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter bangen. Bei ihnen fallen, so erzählen es einige, von 2021 an einzelne Gehälter aus. Viele sind verzweifelt, müssen Rechnungen, Hypotheken oder Raten bezahlen und wissen nicht, was sie machen sollen. Doch noch glauben sie an die Wende. Claassen, so erzählen es viele, habe immer von dem großen Investor gesprochen, der bald einsteige und dass dann alles besser werde. Nur, der große Investor kam nicht. Claassen bestätigt auf Anfrage, dass sich ein solcher Investoreneinstieg mehrmals verzögert habe. Die Gründe hätten aber nichts mit Syntellix zu tun.

Die ersten Beschäftigten verlieren nach Wochen, andere nach Monaten die Nerven. Sie kündigen, beantragen Arbeitslosengeld und klagen vor dem Arbeitsgericht gegen Syntellix, wo viele auch gewinnen. Für Claassen ein Unding. Er sagt, er habe selbst Millionen Euro in die Firma gesteckt, um Mitarbeitergehälter in der Corona-Zeit zu bezahlen. Die nicht gezahlten Gehälter seien „Liquiditätsoffer“, die mit den Mitarbeitern abgesprochen gewesen seien. Das bestreiten Mitarbeiter wiederum.

Von April 2023 an wird die Causa Syntellix ein Fall für die Staatsanwaltschaft Hannover. Sie ermittelt seither gegen Utz Claassen und weitere Personen, unter anderem wegen des Anfangsverdachts der Insolvenzverschleppung. Auf Anfrage der Süddeutschen Zeitung bestätigt ein Sprecher, dass die Ermittlungen noch andauern. Dass es länger dauere, sei normal, da die Beweiserhebung in Wirtschaftsverfahren äußerst komplex sei. Claassen bestreitet die Vorwürfe gegen ihn. Sein Unternehmen sei nicht insolvent – wo es keine Insolvenz gebe, könne es auch keine Insolvenzverschleppung geben.

Während die staatsanwaltlichen Ermittlungen andauern, geht es zivilrechtlich voran. Das Ganze landet bei einem Gerichtsvollzieher, der das Geld für die Mitarbeiter eintreiben soll. Dafür macht er zunächst einen Deal mit Claassen. Syntellix darf die Forderungen in Raten abstoßern. Doch nachdem sich eine Zahlung verzögert, kündigt der Gerichtsvollzieher im April 2024 die Vereinbarung, woraufhin

die Zahlungen an Ex-Mitarbeiter größtenteils versiegen.

Viele warten auf Geld. Bis heute sind nach Angaben des Amtsgerichts Hannover 171 Vollstreckungsverfahren anhängig. Auf Anfrage teilt eine Sprecherin mit, dass der Gerichtsvollzieher mitgeteilt habe, „dass nach seinem Informationsstand Forderungen in Höhe von circa zwei Millionen Euro offen sind“. Die Gläubiger gehen oftmals den nächsten Schritt, verlangen eine Vermögensauskunft von Syntellix. Diese muss ein Vorstand der Firma persönlich vor Ort abgeben. Und weil Claassen der einzige aktuelle Vorstand ist und zu den Terminen nicht erscheint, hat das Amtsgericht Hannover in bisher 49 Fällen Haftbefehle gegen Claassen erlassen. Diese sollen ihn dazu zwingen, die Vermögensauskunft abzugeben. Es bedeutet auch: Sollte Claassen deutschen Boden betreten und eine solche Auskunft weiter nicht abgeben, könnte er in Haft kommen. Claassen sagt, die Forderung von zwei Millionen Euro sei unrichtig. Die Haftbefehle hält er für absurd. Sie würden nur bestehen, weil er nicht reisen könne.

Claassen sagt, er lebe in Südostasien und sei nicht reisefähig

Aktuell lebt Claassen eigenen Angaben zufolge in Südostasien, wo genau, ist nicht ganz klar. Syntellix soll in Singapur Büros und eine Produktion aufgebaut haben. Dass er nicht nach Deutschland komme, hat Claassen zufolge einen einfachen Grund: Er sei krank und habe Flugverbot. Bescheinigt habe ihm das ein Arzt vor Ort. Doch das Amtsgericht Hannover erkennt das Attest von Claassen nicht an, weil es kein – wie in Deutschland erforderlichlich – amtsärztliches Attest ist. Deshalb erlässt das Gericht die Haftbefehle gegen ihn, die Claassen für einen Justizskandal hält. Die Logik dahinter sei „abwegig“, eine „Schande für den Rechtsstaat und eine Perversion“, denn er könne ohne Flugreise gar nicht an so ein Attest kommen. Und die sei für seine Gesundheit zu gefährlich.

Unklar bleibt so auch, wie es der Firma heute geht. Claassen betont, die Produktion laufe gut, man liefere in die ganze Welt. Auch habe man gerade erst wieder Mitarbeiter eingestellt. Offizielle Zahlen fehlen aber. Weder hat Syntellix seit 2021 einen Jahresabschluss veröffentlicht, noch gab es seit 2022 eine Hauptversammlung. In einem Brandbrief, der der SZ vorliegt, kritisieren das mehrere Aktionäre, darunter Jürgen Fitschen und Volkmar Neubert, der eigentliche Erfinder der Implantate. Den Unterzeichnern zufolge sei die Leistungsbilanz von Claassen „miserabel“. Weder habe Claassen neue Investoren gefunden noch eine Marktdurchdringung erreicht. Auch sei er „unempfänglich für Anregungen und Kritik von Aktionären und Investoren“, schreiben die Aktionäre im September 2023.

Claassen antwortet auf diesen Brief am 6. Oktober 2023 umfangreich und weist die Vorwürfe vollumfänglich von sich. Der Briefwechsel zieht sich noch über mehrere Wochen. Im November 2023 lädt Claassen dann zu einer Hauptversammlung im Februar 2024 in Hannover ein. Doch im Januar 2024 schickt er einen Brief an die Aktionäre. Die Hauptversammlung, schreibt Claassen, werde verschoben. Ein neues Datum nennt er nicht.

Interview: Caspar Busse
und Vivien Timmler

Donaueschingen – Fernando Carro kommt gerade vom Lunch. „Ein paar Bertelsmänner sind hier“, sagt er. Hier, das ist das Hotel in Donaueschingen im Südwesten Deutschlands, in dem Bayer 04 Leverkusen sich auf die neue Saison vorbereitet; zur EM waren die Spanier hier. Und die Bertelsmänner, das sind Carros frühere Kollegen. 2018 wechselte der heute 60-Jährige vom großen Medienkonzern zum nicht ganz so großen Fußballklub. Mittlerweile ist er Meistermanager. Und immer noch Vielredner.

SZ: Fernando Carro, reden wir über Geld. Macht es den Fußball kaputt?
Fernando Carro: Das finde ich übertrieben. Aber natürlich spielt Geld im Fußball eine große Rolle. Wer was anderes behauptet, der lügt.

Dann mal ganz ehrlich: Spielt es nicht langsam eine zu große Rolle?

Das sehe ich anders. Wir sind in Deutschland immer wahnsinnig empfindlich, was Gehälter und Ablösen angeht, dabei gibt es dafür selten Grund. Denn sowohl das Angebot ist da, als auch die Nachfrage.

Und trotzdem wollen Sie ja wohl nicht werden wie Paris Saint-Germain (PSG) oder Manchester City.

Ich hätte nichts dagegen, Geld zu haben wie PSG oder City. Am Ende hängt es davon ab, wie man einen Verein führt. Investoren sind ja nicht per se schlecht. Ich hätte kein Problem damit, mehr Ressourcen zu haben.

Wenn nur Geld entscheiden würde, würden Sie sowieso nicht Deutscher Meister werden, sondern der FC Bayern.

Wichtiger, als viel Geld zu haben, ist, gut mit Geld umzugehen.

Würden Sie von sich behaupten, gut mit Geld umgehen zu können?

Hundertprozentig. Ich habe ja schon damit angefangen, als ich klein war.

Inwiefern?

Ich bin in Barcelona aufgewachsen, aber dort auf die deutsche Schule gegangen. Fand mein Vater gut. Nach dem Abitur habe ich eine Lehre bei BASF gemacht und danach bin ich nach Deutschland gegangen,

„Der Spieler muss den Elfmeter verwandeln, nicht wir.“

ohne einen Cent Unterstützung meiner Eltern, nur mit ein bisschen Ersparnis vom Jobben. Volles Risiko. Ich hatte nur 500 D-Mark pro Monat, damit musste ich klarkommen. Einmal in der Woche konnte ich eine Pizza essen gehen, sonst habe ich so günstig wie möglich eingekauft, eigentlich immer bei Aldi.

Also sind Sie immer noch sparsam?

Ich lebe nicht unbedingt sparsam. Aber ich schätze den Wert des Geldes. Weil ich weiß, wie schwierig es zu verdienen ist. Darum gehe ich auch im Job mit Geld um, als wäre es mein eigenes.

Nach dem Studium sind Sie zu Bertelsmann gegangen und haben sich schnell hochgearbeitet.

Ich war eigentlich nach fünf Monaten schon Geschäftsführer in Spanien. Ich habe halt fast immer gute Chefs gehabt.

Ihr letzter Chef, Thomas Rabe, wollte Sie nicht mehr. Sie mussten Ihren Vorstandsposten räumen. Ein harter Rückschlag, oder?

Ich bin Bertelsmann sehr dankbar für die Karriere, die ich dort machen durfte. Und auch wenn es seltsam klingen mag: Mein Abschied dort hat zwar wehgetan, aber es war in meinen Augen eher eine Niederlage für Bertelsmann als für mich.

„Ich arbeite jetzt mehr und verdiene weniger“

Fernando Carro ist zurzeit der erfolgreichste Fußballmanager Deutschlands.

Wie der Ex-Bertelsmann-Manager tickt, warum die nächste Saison mit Bayer Leverkusen hart wird und warum dennoch ein Titel drin ist.



FOTO: NA FASSBENDER/AFP

REDEN WIR ÜBER GELD MIT FERNANDO CARRO

Sie sind ja bescheiden. Trotzdem haben Sie dann beruflich einen kompletten Neuanfang gemacht. Was glauben Sie, warum Sie als Medienmensch den Chefposten bei einem Fußballverein bekommen haben?

Das müssen Sie eigentlich Herrn Wenning (Vorsitzender des Gesellschafterausschusses von Bayer 04, Anm. d. Red.) fragen. Ich kann nur sagen, dass ich mich akribisch auf das Vorstellungsgespräch vorbereitet habe. Also so richtig akribisch. Spieler, Zahlen, Budgets, ich kannte fast alles. Ich habe beinahe etwas Verwunderung darüber gespürt, was ich alles wusste.

Bei Bertelsmann haben Sie am Ende 70 000 Mitarbeiter geführt und waren für vier Milliarden Euro Umsatz verantwortlich. Wenn wir ehrlich sind, ist der Job bei Bayer ein paar Nummern kleiner.

Der Headhunter hat gesagt, ich bin überqualifiziert. Aber mir war das egal. Für mich war es die Eintrittskarte in eine Welt, die ich immer von innen kennenlernen wollte.

Verdiene Sie jetzt mehr als bei Bertelsmann?

Nein. Ich arbeite jetzt mehr und verdiene weniger. Früher konnte ich wenigstens am Wochenende abschalten, im Fußball geht das gar nicht. Am Wochenende bin ich fast immer mit der Mannschaft unterwegs oder für den Verein eingespannt.

Eigentlich ein schlechter Deal, weniger Geld für mehr Arbeit.

Nein. Das ist ein super Deal. Ich habe einen Beruf, der für andere ein Hobby ist.

Was machen Sie, um mal den Kopf frei zu kriegen nach der Arbeit?

Sport gucken. Fußball sowieso, Leichtathletik und Tennis sehr viel, Basketball auch, Formel 1...

Ernsthaft?

Ernsthaft. Ich habe selten das Bedürfnis, abzuschalten. Ich denke fast immer an die Arbeit. Im Fußball gibt es kaum Urlaub. Ich versuche, immer sechs Stunden zu schlafen. Ich bräuchte vielleicht mehr Schlaf, aber ich bin jeden Tag vor sieben wach.

Was machen Sie dann? Mails schreiben?

Nee, ich schaue dann erst mal Nachrichten. Auf meinem Zimmer hier im Hotel habe ich extra zwei Fernseher, und auf dem iPad läuft parallel spanisches Fernsehen. Teledeporte, das ist bei mir fast immer an, vor allem zurzeit, während der Olympischen Spiele.

Was ist typisch spanisch an Ihnen?

Meine Emotionalität. Und meine Spontanität. Ich bin leidenschaftlicher Spanier. Ab und zu missbrauche ich meine Herkunft auch, um mich zu rechtfertigen, wenn ich mal wieder zu emotional werde.

In der Vergangenheit sind Sie beim Thema 50 + 1 öfter mal emotional geworden. Die Regel besagt, dass Investoren nicht die Stimmenmehrheit an einem Fußballverein halten dürfen. Warum regt Sie das so auf? Sie haben ja eine Ausnahme-genehmigung, der Verein gehört zum Bayer-Konzern. Könnte Ihnen doch also alles egal sein.

Völlig richtig. Das verstehen die wenigsten. Ich tätige meine Aussagen dann nicht vorrangig als Bayer-04-Boss, sondern eher als Außenstehender, als Fußballinteressierter.

Als Altruist quasi.

Ich bin ein liberaler Mensch. Warum müssen Regeln die Entscheidungsfreiheit der einzelnen Vereine einschränken? Wer keinen Investor will, wird ja nicht gezwungen. Aber das ist müßig, ich habe das schon oft gesagt und bin oft dafür kritisiert worden. Sie sind mit Bayer Leverkusen ungeschlagen Deutscher Meister und Pokalsieger geworden. Ganz ehrlich: Wie groß ist Ihr Anteil daran?

Ich sage immer: Ein Drittel ist Mannschaft, ein Drittel ist Trainer und Staff, und ein Drittel ist Management. Aber wenn wir ehrlich sind: Am Ende ist der Einfluss als Manager begrenzt. Simon Rolles (Geschäftsführer Sport, Anm. d. Red.) und ich erhöhen die Wahrscheinlichkeiten für Erfolg, aber können ihn nicht garantieren. Der Spieler muss den Elfmeter verwandeln, nicht wir.

Fällt Ihnen das schwer? Zu wissen, dass Sie am Ende doch keinen Einfluss haben?

Es frustriert gelegentlich, wenn man glaubt, dass man sehr viel Einsatz, sehr viel Arbeit und sehr viel Akribie reinsteckt – und am Ende trotzdem unklar ist, was rauskommt. Aber ich habe gelernt, es zu akzeptieren, ich kann es ja nicht ändern. Mit Frust muss man im Sport immer umgehen können. Niederlagen sind eine gute Schule fürs normale Leben, für jeden Menschen, wenn man richtig damit umgeht. Man gewinnt ja nicht immer wie in der letzten Saison fast alle Spiele.

Die meisten schreiben den Erfolg Xabi Alonso zu. Zu Recht?

Xabi hat auf jeden Fall einen sehr, sehr hohen Anteil. Das Wichtigste für uns war sicherzustellen, dass er bleibt. Die Wahrscheinlichkeit des Erfolges steigt immens mit ihm als Trainer, das ist die Realität.

Wäre Alonso gekommen, wenn Sie nicht da wären?

Die Chemie hat schon gestimmt. Aber wir sind beide Profis. Xabi macht seine Lebensentscheidungen nicht davon abhängig, ob hier ein Spanier ist oder nicht. Wichtiger sind hochprofessionelle Bedingungen, kurze Entscheidungswege, klare Strukturen und die gute Beziehung, die wir alle zueinander haben.

Klingt nach Kuscheleverein.

So meine ich das aber nicht. Ich will nur sagen, dass wir im Vergleich zu anderen Vereinen ganz klare Hierarchien und Strukturen haben. Bei uns reden in der Öffentlichkeit Carro, Rolles und Alonso. Das war's im Prinzip. Bei anderen Klubs sind die Rollen vielleicht nicht immer so klar verteilt.

Sie meinen wahrscheinlich den FC Bayern München. Der hat immerhin keine Probleme mit seinen Trikots. Ihr Ausrüster Castore kann gerade nicht genug liefern. Werden Sie den Ausrüster wechseln?

Wir haben einen gültigen Vertrag mit dem Ausrüster Castore, mit dem wir auch die kommende Saison bestreiten werden. Alles anderes ist mir zu weit weg. Man darf nicht vergessen, dass wir ein noch nie dagewesenes Interesse zu bedienen haben. Wir arbeiten hart mit Castore daran, es bestmöglich bedienen zu können.

Früher hatte Leverkusen lange Adidas-Trikots.

Adidas hat jetzt auf jeden Fall die Mittel, nachdem sie den Deal mit der deutschen Nationalmannschaft verlieren werden. Es gab ein paar Irritationen um den Abschied

von Adidas, als sie damals das Engagement bei Bayer beendet haben. Aber das war vor meiner Zeit, das ist abgehakt.

Der Bayer-Konzern ist gerade in der Krise. Spüren Sie das?

Wir gehören zusammen. Insofern hat das schon einen Einfluss auf uns, ja.

Also wurde Ihr Budget nicht erhöht, jetzt, wo Sie Meister geworden sind?

Wir arbeiten mit dem Budget, das uns zur Verfügung steht. Und wie man gesehen hat, lässt sich auch damit einiges erreichen, wenn alles optimal läuft.

Die Bayer AG würde am liebsten einen Großteil davon am Ende der Saison wiedersehen, heißt es.

Das ist eine leere Behauptung, damit kann ich nicht viel anfangen. Und mir hat das noch niemand gesagt. Ich muss niemandem mehr beweisen, dass ich mit Geld umgehen kann. Ich habe in der Wirtschaft gezeigt, dass ich die Profitabilität erhöhen kann. Nun will ich zeigen, dass ich auch sportlich erfolgreich sein kann, bei festgelegten Rahmenbedingungen. Das Gute ist, dass wir jetzt auch mehr Ticket-Einnahmen haben, mehr Sponsorengelder und mehr Merchandising-Umsatz. Das hilft. Und ein paar erfolgreiche Transfers haben wir auch getätigt.

„Die nächste Saison wird sportlich viel härter, die Erwartungen sind jetzt andere.“

Und der nächste steht schon an. Es heißt, Sie würden den Stürmer Patrik Schick gehen lassen.

Transfers sind immer auch eine Frage des Geldes. Das Wichtigste ist aber, sich die Anzahl der Spieler im Kader anzugucken. Zwei, drei Spieler mehr oder weniger machen sehr viel Geld aus. Es gibt viele Mannschaften, die haben 25 Spieler inklusive Torwarte, es gibt einige, die haben fast 30. Wir sagen, wir benötigen mindestens 23. Also 20 Feldspieler und drei Torwarte. Wir haben zurzeit, Stand heute, 21 Feldspieler und drei Torwarte, also 24. Es gibt demnach theoretisch die Möglichkeit, dass noch etwas passiert.

Wird die nächste Saison schwieriger als die letzte? Jetzt sind Sie die Gejagten.

Definitiv. Die nächste Saison wird sportlich viel härter, die Erwartungen sind jetzt andere. Gleichzeitig werden einige Ressourcen größer – aber die Engpässe auch. Bei zwei Finals in einer Woche in zwei europäischen Hauptstädten waren viele Menschen in unserem Verein am absoluten Limit. Wir sind als Organisation schon an die Grenze gegangen. Auch das müssen wir für die kommende Saison im Auge behalten.

Wie wichtig ist der Supercup am nächsten Wochenende? Sie spielen gegen den VfB Stuttgart.

Fußball ist ja ein Sport, wo vieles im Kopf passiert. Deshalb ist es wichtig, dass wir die Saison gut starten. Ein Sieg im Supercup wäre schon gut.

Sie haben das Trainingslager in Donaueschingen gemacht. Warum? Bayern München fliegt nach Südkorea, selbst der FC Augsburg fährt nach Südafrika.

Wir nehmen das Thema Auslandsreisen ernst, in der Vergangenheit und in der Zukunft, das ist wichtig für uns und für die Liga. Für diesen Sommer haben wir uns aus unterschiedlichen Gründen für die Heimat entschieden. Donaueschingen ist ein Superstandort. Die Qualität der Plätze ist hoch, die Qualität des Hotels ist hoch.

Spanien war während der EM hier, und die sind Europameister geworden.

Wenn man hier Europameister werden kann, dann darf das auch für uns ein gutes Omen für einen weiteren Titelgewinn sein. Wir werden alles dafür tun.

Gute Geschäfte

„So stark sind wir noch nie gewachsen“, sagt Rheinmetall-Chef Papperger.

Düsseldorf – Die steigende Nachfrage nach Rüstungsgütern hat Rheinmetall im zweiten Quartal einen Umsatz- und Gewinnsprung beschert. „Das Geschäft mit den Streitkräften in Deutschland und den Partnerstaaten in EU und Nato sowie auch die Hilfe für die Ukraine treiben die positive Geschäftsentwicklung weiterhin maßgeblich“, teilte das Unternehmen am Donnerstag mit. Der Umsatz kletterte – wie Rheinmetall bereits auf Grundlage vorläufiger Zahlen berichtet hatte – um 49 Prozent auf 2,2 Milliarden Euro. Das operative Ergebnis legte um 110 Prozent auf 270 Millionen Euro zu. Das Ergebnis nach Steuern lag bei 79 Millionen Euro.



Rheinmetall, hier ein „Panther“ auf dem Testgelände in Niedersachsen, ist als Panzerbauer und wichtiger Munitionshersteller bekannt.
FOTO: FRIEDRICH BUNBERT

„So stark sind wir noch nie gewachsen“, sagte Rheinmetall-Chef Armin Papperger. Der Ausblick auf die zweite Hälfte des Jahres sei gut, die Ziele für 2024 werde man „mindestens“ erreichen. Geplant ist ein Umsatz von rund zehn Milliarden Euro und eine operative Gewinnmarge zwischen 14 und 15 Prozent. Auch die mittelfristigen Aussichten seien gut, sagt Papperger. In den kommenden Jahren erwarte das Unternehmen stetige Umsatzzuwächse, pro Jahr in der Größenordnung von zwei Milliarden Euro. In einigen Jahren seien 20 Milliarden Euro Umsatz denkbar.

In den USA steht ein Großauftrag an

Rheinmetall ist einer der größten Munitionsproduzenten der Welt. Mit der Bundeswehr unterzeichnete Rheinmetall im Juni einen Rahmenvertrag, der die Lieferung von 155mm-Artilleriemunition im Wert von bis zu 8,5 Milliarden Euro umfasst. Auch in den USA steht ein Großauftrag an. Rheinmetall setzt auf den Zuschlag für die Entwicklung eines Nachfolgers des US-Schützenpanzers Bradley. Das Projekt könnte ein Volumen von mehr als 45 Milliarden US-Dollar haben. Mit dem italienischen Rüstungsunternehmen Leonardo hat Rheinmetall ein Joint Venture zum Bau von Panzern gegründet. Den ersten Auftrag dafür erwartet das Unternehmen Ende dieses oder Anfang kommenden Jahres. Auch bei diesem Projekt geht es nach Pappergers Angaben um 20 bis 25 Milliarden Euro.
DPA, REUTERS

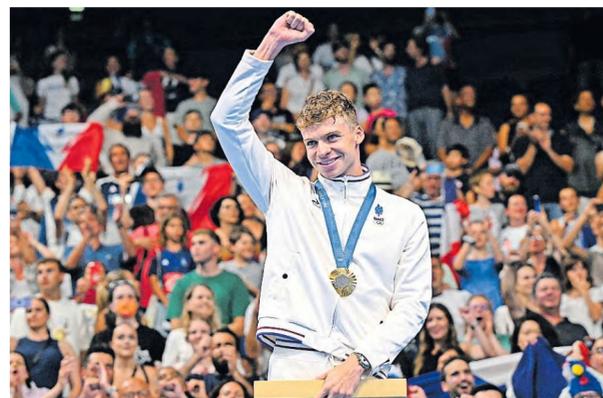
Egal, wie hoch man springt, wie schnell man schwimmt oder wie kräftig man zuschlägt – um den Fiskus kommt in Frankreich niemand herum, selbst nicht die Olympioniken. Die Athleten müssen mindestens zehn Prozent Steuern von ihrem Preisgeld abführen. Je nach Einkommen des Sportlers kann der Steuersatz sogar auf bis zu 30 Prozent steigen. Bei einem Honorar für Gold von 80 000 Euro, für Silber von 40 000 Euro und für Bronze von 20 000 Euro, die der französische Staat an seine Spitzensportler zahlt, kann sich der Steuerbetrag auf einige Zehntausend Euro belaufen. Insbesondere, wenn die Sportler mehrere Medaillen gewinnen.

Der französische Schwimmer Léon Marchand etwa holte viermal Gold und einmal Bronze, was ihm insgesamt 340 000 Euro einbringen müsste. Nach Berechnung der Tageszeitung Le Parisien wird der 22-Jährige davon 51 000 Euro an den Staat zurückzahlen müssen. Damit ist er letztlich immer noch deutlich reicher als seine deutschen Konkurrenten, die von der Stiftung Deutsche Sporthilfe für dieselbe Leistung nur 90 000 Euro erhalten würden.

Aber, immerhin ein kleiner Trost: Der Gewinn bleibt in Deutschland steuerfrei. Obwohl das Honorar aus Frankreich im europäischen Vergleich großzügig ist, stößt die Steuer auf Kritik. Der ehemalige Judoka und Sportminister, David Douillet, nannte sie einen „Skandal“. Im Radio RMC sagte er am Montag: „Für manche Athleten ist (das Preisgeld, Anm.d.Red.) in Taschengeld, für andere in kleinen Sportarten ist es eine immense Summe. Das zu besteuern? Ich finde das eine Schande.“ Athleten müssten oft zehn bis 15 Jahre trainieren, bevor sie eine Medaille gewin-

Hürdenlauf über den Fiskus

In Frankreich müssen Athleten Steuern zahlen, wenn sie bei Olympischen Spielen Medaillen gewinnen.



Der französische Schwimmer Léon Marchand feiert seinen Sieg.
FOTO: AFP

nen, erklärte der Olympiasieger von 1996 und 2000. Über den gesamten Zeitraum verteilt seien 80 000 Euro keine allzu hohe Summe.

Auch die rechts-konservative Opposition stimmt in die Kritik ein. Am Dienstag reichte der Abgeordnete Olivier Marleix von der Partei Les Républicains einen Gesetzesentwurf ein, um die Steuer abzu-

schaffen. Die Sportministerin Amélie Oudéa-Castéra reagiert gelassen. Schließlich gibt ihre Regierung für die Honorierung der Sportler mehr Geld aus als alle anderen davor. Außerdem wird der Betrag für die Gruppendisziplinen nicht unter allen Athleten aufgeteilt, sondern jeder Einzelne erhält den vollen Betrag. So zahlt der Staat allen 13 französischen Rug-

byspielern, die am ersten offiziellen Wettkampftag gegen Fidschi Gold holten, jeweils 80 000 Euro. Das macht insgesamt mehr als eine Million Euro aus. Das Sportministerium sieht für die Honorierung ihrer Olympioniken und Paralympioniken ein Budget von 18,6 Millionen Euro vor.

Wenn die Franzosen weiterhin so viele Medaillen gewinnen, werden sie diesen Betrag wahrscheinlich überschreiten. Trotz der Besteuerung werden französische Athleten für ihre Leistungen deutlich besser honoriert als zuvor. Polen hat beispielsweise zwar auch ein hohes Preisgeld – hier bekommt ein Olympiasieger vom Staat aber noch ein paar Extras geschenkt. Etwa einen Diamanten, dann noch 58 000 Euro, eine Zweizimmerwohnung, ein Gemälde, um es zu dekorieren, und einen Reisegutschein.

Doch das Land hat erst am Mittwoch im Klettern sein erstes Gold geholt. Frankreich hat hingegen insgesamt schon in mehr als 50 Disziplinen eine Medaille gewonnen. Zudem könnte die gestaffelte Steuer dazu beitragen, mehr Gleichheit zwischen den Einkommen gut verdienender Sportler und denen aus weniger bekannten Disziplinen zu schaffen.

Zwar können die französischen Athleten die Hürden des Fiskus nicht ganz umgehen, aber sie können sie zumindest etwas tiefer stellen. Im französischen Steuergesetzbuch ist eine Regelung vorgesehen, nach der die Prämien auch über vier Jahre verteilt ausbezahlt werden können. Mit der aufgeteilten Auszahlung müssen die Athleten insgesamt weniger Steuern zahlen. Außerdem wird die Medaillen-Steuer um 15 Prozent verringert, wenn der Wohnsitz des Sportlers im Ausland liegt.
Léonardo Kahn



Flossbach von Storch
VERMÖGENSVERWALTER

Ob eine Entscheidung
richtig ist, entscheidet
die Zukunft.

Ob sie der Richtige
trifft, entscheiden Sie.

Niemand weiß, was die Zukunft bringt. Damit aus Zukunft dennoch langfristiger Vermögensaufbau werden kann, braucht es neben Erfahrung, Konsistenz und größter Umsicht jene unternehmerische Freiheit, die in der Unabhängigkeit liegt. Als größter unabhängiger Vermögensverwalter Deutschlands arbeiten wir täglich daran, langfristig attraktive Renditen für unsere Kunden zu erwirtschaften.

KONSEQUENT UNABHÄNGIG

flossbachvonstorch.de

Tödlicher Staub

Nach dem Debakel um das Heizungsgesetz will die Regierung offenbar Hausbesitzer nicht wieder verärgern und weicht die Asbest-Verordnung auf.

Von Bastian Brinkmann und Stephan Radomsky

Asbest? Da war mal was. In den Achtziger- und Neunzigerjahren, da war die Angst groß, als klar wurde, dass die winzigen Mineralfasern, wenn sie eingeatmet werden, krank machen und potenziell tödlich sind. Aber das Thema ist doch längst erledigt – oder?

Leider nicht. Asbest ist am Bau zwar seit 1993 verboten. Aber noch immer ist die Mineralfaser für mehr als jede zweite tödliche Berufskrankheit verantwortlich. Nach Schätzungen sterben Jahr für Jahr etwa 1500 Menschen an den Folgen von Asbest, viele davon frühere Handwerker, noch mehr wahrscheinlich ambitionierte Heimwerker. Zum Vergleich: Das sind mehr als halb so viele Menschen, wie 2023 im Straßenverkehr ums Leben kamen. Die Gefahr ist längst nicht gebannt, noch immer stecken Millionen Tonnen asbesthaltiger Baustoffe in den Gebäuden in Deutschland, schätzen Experten: nicht nur in den bekannten Eternitplatten, sondern auch in Fensterkitt, Fliesen- und Teppichklebern, Rohren, Putz oder Estrich. Sobald an diesen Stellen gearbeitet wird, wächst das Risiko, vor allem dann, wenn man gar nicht weiß, was da staubt.

Dass man in den alten Häusern fündig würde, ist praktisch gewiss

Genau da ließe sich ansetzen, eigentlich. Und im Prinzip waren sich auch alle einig, wie: Über mehrere Jahre hatten die Beteiligten – Gewerkschaft und Berufsgenossenschaft, Bauunternehmen und Wohnungswirtschaft, Experten und Politiker – unter Federführung des Arbeitsministeriums zusammengesessen und einen Plan erarbeitet. Wer Bau- oder Umbauarbeiten in einem Haus mit Baujahr 1993 oder älter in Auftrag gibt, sollte demnach verpflichtet werden, vorab erst nach gefährlichen Stoffen auf der jeweiligen Baustelle suchen zu lassen – vor allem nach Asbest.

Erst dann sollten die eigentlichen Arbeiten beginnen dürfen. Alle älteren Gebäude wären damit quasi unter Asbest-Generalverdacht gestellt worden.

Und genau so stand es bis vor Kurzem auch noch in einem Entwurf des Arbeitsministeriums für Änderungen an der Gefahrstoffverordnung. Als dann aber vor wenigen Wochen die neueste Fassung der geplanten Verordnung veröffentlicht wurde, fehlte die sogenannte Erkundung plötzlich. Stattdessen sollen die Auftraggeber nun nur noch verpflichtet werden, Unterlagen zur Verfügung zu stellen, die sie mit „zumutbarem Aufwand“ beschaffen können. Sprich: was eben noch da ist, in den alten Ordnern im Keller oder auf dem Dachboden. Und falls da nichts ist, auch in Ordnung.

Es ist eine Kehrtwende, die Gewerkschaft, Berufsgenossenschaft und Arbeitgeberverbände am Bau sprachlos zurücklässt. Eine „desolate Situation“ sei das, sagt einer Beteiligten, „Angst vor der eigenen Courage“ vermutet ein anderer bei der Politik. Die Bundesregierung sei nach dem Debakel um das Heizungsgesetz und dem endlosen Streit um die Förderung von energetischen Sanierungen schlicht vor den Eigentümerverbänden und der Wohnungswirtschaft eingeknickt. So hatte etwa Haus & Grund noch zum Jahreswechsel vor einer „Asbest-Keule mit hohen Kosten“ für „Millionen Hausbesitzer“ gewarnt.

Weniger Arbeits- und Umweltschutz für mehr Klimaschutz? Die Logik dahinter scheint klar: Wenn man sucht, dann ist die Gefahr groß, dass man auch etwas findet – und dann könnte es teuer werden. Denn neben den Kosten für die Asbest-Erkundung würden dann auch noch die Arbeiten aufwendiger und komplizierter, außerdem müsste der Schutt speziell entsorgt werden. Also lieber nicht suchen.

Zumindest intern leugnet das in Berlin auch niemand. Es gebe „erhebliche Bedenken, dass zu weitreichende Pflichten beispielsweise die energetische Gebäudesanierung behindern könnten“, schrieb Kanzleramtsminister Wolfgang Schmidt (SPD) vor wenigen Tagen in einem Brief an meh-



So geht es sicher: Ein Arbeiter in Schutzmontur saniert ein mit Asbest belastetes Haus.

FOTO: IMAGO

re Verbände aus der Bauwirtschaft, der *Süddeutschen Zeitung* vorliegt. Offiziell dagegen gibt sich das ebenfalls SPD-geführte Arbeitsministerium bedeckt. Auf Anfrage heißt es nur, die neue Verordnung „befindet sich derzeit in der regierungsinernen Ressortabstimmung, die abzuwarten bleibt“. Dass man in den alten Häusern fündig würde, ist praktisch sicher. Mehr als die Hälfte aller Wohngebäude im Land entstanden aber zwischen dem Zweiten Weltkrieg und der Wiedervereinigung – genau in jener Zeit also, als massenhaft As-

best verbaut wurde. So kam etwa eine Auswertung des renommierten Pestel-Instituts im Auftrag der Gewerkschaft IG Bau im vergangenen Jahr zum Ergebnis, dass zwischen 1950 und 1990 mehr als vier Millionen Tonnen des einst als „Wunder-Faser“ gefeierten Asbests nach Deutschland importiert wurden. Daraus seien schätzungsweise allein rund 32 Millionen Tonnen Asbestzement-Produkte hergestellt und verbaut worden. Entsorgt seien davon inzwischen aber erst etwa elf Millionen Tonnen. Blicke also noch mehr als 20 Millionen Tonnen übrig, die hinter Fliesen, unter Böden, an Fenstern und Wänden, in Heizungsrohren und Kabelschächten stecken.

Ob sich an der Verordnung noch einmal etwas ändert, ist offen

Solange an diesen Stellen nicht gearbeitet wird, stellen sie auch kein Problem dar. Für die Bewohner bestehe dann „keine unmittelbare Gefahr“, weil der Asbest gebunden ist. Anders ist es, wenn umgebaut oder saniert wird: Wird dann nicht fachgerecht und sauber gearbeitet, drohen Handwerkern wie Bewohnern schwere Gesundheitsschäden durch die winzigen Fasern, die bis zu 24 Stunden in der Luft schweben können. Und es stehen Millionen Sanierungen an, will Deutschland wirklich bis 2045 CO₂-neutral sein. Dass nun aber der Klimaschutz gegen die Gesundheit der Bauarbei-

ter ausgespielt werde, sei „unredlich“, sagen sie am Bau – und das ausgerechnet in einer SPD-geführten Bundesregierung samt SPD-geführtem Arbeitsministerium. „Wir sollen die Welt retten – aber diejenigen, die das erledigen, werden es nicht mehr erleben.“

Statt Menschen in Gefahr zu bringen, sollte die Bundesregierung lieber Bauherren bei der Erkundung, Sanierung und Entsorgung finanziell fördern, fordert deshalb etwa Norbert Kluger von der Berufsgenossenschaft Bau. Geld sei offensichtlich da, so gab der Bundestag erst am Mittwoch 350 Millionen Euro für das Programm „Jung kauft Alt“ frei. „Mit diesen Programmmitteln unterstützen wir insbesondere Familien mit kleinen und mittleren Einkommen beim Erwerb einer saniierungsbedürftigen Bestandsimmobilie“, ließ sich Bau-Staatssekretär Sören Bartol, ebenfalls SPD, stolz zitieren. Asbest? Dazu auch hier kein Wort.

Ob sich an der Verordnung noch einmal etwas ändert, ist offen. Wahrscheinlich ist es nicht: Wohl Ende August soll das Kabinett den Entwurf endgültig auf den Weg bringen, heißt es in Berlin. Im Oktober könnte der Bundesrat endgültig entscheiden. Die Länder aber dürften die Gefahrstoffverordnung kaum ablehnen, schließlich ist sie auch nach ihrem Geschmack: Im November hatten sie die auf ihrer Bauminister-Konferenz den Bund noch eigens aufgefordert, auf einen Asbest-Generalverdacht für ältere Häuser zu verzichten.

DII wird abgewickelt

Der insolvente Immobilienkonzern war einst für rund 13 000 Wohnungen verantwortlich.

Der insolvente Großvermieter Deutsche Invest Immobilien (DII) steht vor dem Aus. Es hätten sich keine Investoren für die Gesellschaften der verschachtelten Gruppe gefunden, teilte Insolvenzverwalterin Romy Metzger auf SZ-Anfrage mit. Sie ist unter anderem für die Dachgesellschaft des Konzerns sowie die operativen Töchter zuständig, in der etwa die Projektentwicklung oder die Wohnungsverwaltung abliefen. Inzwischen sei dort überall „der operative Geschäftsbetrieb eingestellt“. Es dürfe das Ende des Konzerns sein.

Die DII hatte Ende März Insolvenzantrag gestellt, unter durchaus merkwürdigen Umständen. Denn der Konzern war dem Vernehmen nach deshalb in die Pleite gerutscht, weil zwei der drei Gesellschafter in einem anderen Zusammenhang festgenommen und in Untersuchungshaft genommen wurden.

Wenig später dann hatte die Insolvenzverwalterin den langjährigen DII-Chef und dritten Gesellschafter Frank Wojtalowicz plötzlich und „mit sofortiger Wirkung“ aus dem Unternehmen geworfen. Der Grund: Bei internen Prüfungen seien „Unregelmäßigkeiten aufgefallen“.

Unter dem Dach der auf Wohnimmobilien spezialisierten DII wurden insgesamt rund 13 000 Wohnungen in ganz Deutschland gehalten und Neubauprojekte entwickelt. Allerdings gehörten die Immobilien nie dem Konzern, sondern den von ihm aufgelegten zuletzt 16 Investmentfonds, in die auch Promis wie Ex-Siemens-Chef Joe Kaeser, Fußballprofi Serge Gnabry oder Verena von Mitschke-Collande, die Erbin des Gelddruck-Konzerns Giesecke+Devrient, Geld gesteckt hatten. Nach eigenen Angaben verfügte die DII so Anlagen im Wert von insgesamt etwa vier Milliarden Euro.

Die Verwaltung der meisten Fonds habe inzwischen der Hamburger Anbieter Paribus übernommen, bestätigte Metzger nun.

Sie habe dazu „die Verhandlungen mit Paribus geführt und alle Voraussetzungen für die Übertragung geschaffen“, letztendlich entschieden hätten aber die Investoren der Fonds. Lediglich eines der Vehikel ist demnach zu einem anderen Verwalter gewechselt, mindestens ein weiterer Fonds ist zudem insolvent. Der Insolvenzverwalter der einstigen DII-Fondstochter, der Jurist Miguel Grosser, sei daran aber nicht beteiligt gewesen, wie er auf Anfrage mitteilt. Insgesamt beschränke sich der Austausch mit Metzger „nur auf Teilaspekte der Abwicklung“.

Wie es für die mehr als 13 000 Mieter in den einstigen DII-Immobilien weitergeht, bleibt vorerst offen. Der Übergang der Fonds bringe für sie zwar „vertragsrechtlich keine Änderungen mit sich“, teilt Insolvenzverwalterin Metzger mit – sehr wohl aber „Änderungen in der Bewirtschaftung“, weil auch die alte DII-Hausverwaltung nicht mehr arbeite. Heißt: Mieten müssen auf andere Konten gezahlt werden. Schäden anderswo gemeldet werden. Wohin genau, das kann Metzger allerdings nicht sagen.

Ein heißer Kandidat könnte der neue Verwalter der Fonds, die Paribus, sein. Denn neben der Dienstleistung für die Anleger ist Bewirtschaftung der Bestände ein weiteres lukratives Geschäftsfeld in solchen Konstrukten.

Tatsächlich findet sich im Handelsregister ein neues Unternehmen, an dem Paribus und der größte Gläubiger der alten DII, die Investmentgesellschaft Rantum Capital, gemeinsam beteiligt sind. Ob sie wirklich der neue Ansprechpartner für die Mieter wird und ob zumindest Teil der Mitarbeiter von DII dorthin wechseln werden, blieb zunächst unklar. Weder Paribus noch Rantum waren am Donnerstag für eine Stellungnahme zu erreichen. **Stephan Radomsky**

Azubi-Mangel spitzt sich zu

Berlin – Fachkräfte sind in diesen Zeiten schwer zu finden. Auch bei Auszubildenden sieht es nicht anders aus: Einer Umfrage der Deutschen Industrie- und Handelskammer (DIHK) zufolge konnte im vergangenen Jahr etwa jeder zweite ihrer Ausbildungsbetriebe (49 Prozent) nicht alle Plätze besetzen. Das ist den Angaben zufolge ein Negativrekord. Mehr als ein Drittel der Betriebe mit Besetzungsschwierigkeiten gab zudem an, keine einzige Bewerbung erhalten zu haben. Hochgerechnet könnte das in ganz Deutschland laut DIHK knapp 30 000 Firmen betreffen. „Der Fachkräftemangel fängt bereits bei den Auszubildenden an“, kommentierte der stellvertretende DIHK-Hauptgeschäftsführer Achim Dercks. An der Umfrage der Industrie- und Handelskammern beteiligten sich 13 077 Unternehmen aus unterschiedlichen Branchen. In den vergangenen zehn Jahren hat sich die Lage der Kammer zufolge immer weiter zugespitzt. Inzwischen ist man alarmiert: „Ohne junge Nachwuchskräfte fehlt uns bald die Basis für unsere Industrie, für den Mittelstand, für die kleinen Betriebe – und damit für den Wohlstand auch der jungen Generationen.“ Besonders kleine Betriebe hätten zu kämpfen. Am schwierigsten sei die Besetzung von Ausbildungsplätzen in der Industrie, im Gastgewerbe, im Handel, in der Verkehrsbranche und im Bausektor. Die Firmen hatten zuletzt auch die Coronapandemie mit Einschränkungen bei Berufsorientierung und Ausbildungsplatzsuche für die schwierige Lage verantwortlich gemacht. Doch klar ist: Hauptgrund ist der demografische Wandel. Es kommen einfach nicht genügend jüngere Arbeitnehmer nach, wenn ältere aus dem Berufsleben ausscheiden. Mängel sieht die Kammer aber auch bei der Berufsorientierung in der Schule. Außerdem bräuchten die Azubis wenigstens ein Minimum an Deutschkenntnissen, Lernbereitschaft und Umgangsformen. **DPA**

Telekom gewinnt viele neue Kunden

Bonn – Die unerwartet hohe Nachfrage nach Mobilfunkverträgen wirkt sich positiv auf die Geschäftszahlen der Deutschen Telekom aus. Für das zweite Quartal meldet der Bonner Konzern im Jahresvergleich ein deutliches Plus. Der Umsatz legte um mehr als vier Prozent auf 28,4 Milliarden Euro zu, der bereinigte operative Gewinn um 7,8 Prozent auf 10,8 Milliarden Euro. „Alle unsere Geschäfte laufen erfolgreich“, sagte Firmenchef Tim Höttges. Im Europageschäft sei das Betriebsergebnis mit einem Plus von 8,9 Prozent so hoch ausgefallen wie noch nie in der Firmengeschichte.

Ein Börsianer lobte die Quartalszahlen als durchweg solide. Die Telekom-Aktie stieg am Donnerstagmorgen an der Frankfurter Börse. Getragen wird die positive Geschäftsentwicklung vom Erfolg der Partnerangebote im Mobilfunk, die der Telekom in Deutschland und dem Rest Europas ein Plus von etwa einer halben Million Vertragskunden bescherte. Auf dem deutschen Heimatmarkt stach das TV-Geschäft mit einem Zuwachs von 114 000 Kunden heraus. Hier hat die Fußball-Europameisterschaft einen Schub gebracht sowie das Nebenkostenprivileg. Seit dem 1. Juli können Mieter ihre TV- und Kabel-Anbieter frei wählen. Die US-Mobilfunktochter T-Mobile profitiere von gesunkenen Ausgaben. Sie habe die Integration des übernommenen Rivalen Sprint weitgehend abgeschlossen, außerdem gingen die Investitionen in das 5G-Mobilfunknetz in den USA zurück. Auch die einstige Problemsparte T-Systems hat sich erholt. Der Auftragseingang der IT-Dienstleistungstochter wuchs um mehr als 28 Prozent auf 957 Millionen Euro. **DPA, REUTERS**

Zahl der Insolvenzen auf Zehn-Jahres-Hoch

Berlin – Inmitten der Konjunkturflaute steigt die Zahl der Firmenpleiten in Deutschland einer Studie zufolge auf den höchsten Stand seit rund zehn Jahren. 1406 Insolvenzen von Personen- und Kapitalgesellschaften seien im Juli registriert worden, wie das Institut für Wirtschaftsforschung Halle (IWH) am Donnerstag zu seiner Untersuchung mitteilt. Das seien 20 Prozent mehr als im Vormonat und 37 Prozent mehr als ein Jahr zuvor. Der aktuelle Wert liege zudem um 46 Prozent über dem Juli-Durchschnitt der Jahre 2016 bis 2019, also der Zeit vor der Corona-Pandemie. „Der deutliche Anstieg der Insolvenzzahlen betrifft alle Branchen“, betonte das IWH. „Er fällt jedoch besonders deutlich im verarbeitenden Gewerbe aus.“ Nach 100 insolventen Industrieunternehmen im Juni – was dem Durchschnitt der vergangenen zwölf Monate entsprach – erhöhte sich die Zahl nunmehr auf 145. Das sei ein neuer Höchstwert seit Erfassung von Brancheninformationen im IWH-Insolvenztrend im Januar 2020. „Deutlich stärker als üblich waren die Länder Berlin, Hessen und Nordrhein-Westfalen betroffen“, hieß es. Der IWH-Analyse zufolge sind in den größten zehn Prozent der Unternehmen, deren Insolvenz im Juli gemeldet wurde, knapp 10 000 Arbeitsplätze betroffen. „Schließungen großer Arbeitgeber können zu hohen und dauerhaften Einkommens- und Lohnverlusten bei den betroffenen Beschäftigten führen“, so das Institut. Für die kommenden Monate erwarten die Experten eine uneinheitliche Entwicklung. „Wir rechnen damit, dass die Insolvenzzahlen im August leicht sinken und dann im September wieder ansteigen“, sagte Steffen Müller vom IWH. **REUTERS**



Unter anderem mit:

Annalena Baerbock
Bundesministerin
des Auswärtigen
der Bundesrepublik
Deutschland

Robert Habeck
Vizekanzler und
Bundesminister
für Wirtschaft und
Klimaschutz

Christian Lindner
Bundesminister der
Finanzen

Boris Pistorius
Bundesminister
der Verteidigung

Volker Wissing
Bundesminister
für Verkehr und
Digitales

SZ Wirtschaftsgipfel 11.–13. November 2024

Die Welt im Umbruch – was tun?

Unter diesem Motto diskutieren 60 hochkarätige Redner aus Politik, Wirtschaft, Wissenschaft und Kultur über die wichtigsten Wirtschaftsthemen des Jahres. Drei Kongresstage, zwei exklusive Abendveranstaltungen und viele Netzwerkmöglichkeiten – seien Sie dabei.



Jetzt Teilnahme sichern:

sz-wirtschaftsgipfel.de

Unsere Partner:



Süddeutsche Zeitung
WIRTSCHAFTSGIPFEL

Von David Pfeifer

Die Nähmaschinen rattern wieder, in den Textilfabriken von Bangladesch. Die Aufhebung der Ausgangssperre war am Dienstag eine der ersten Maßnahmen der Militärführung, nachdem Premierministerin Sheikh Hasina zurückgetreten und aus dem Land geflohen war. Vier Tage lang hatten alle Betriebe stillgestanden, der Notstand war verhängt worden. Vier Tage können sehr lang sein, in der Hochphase der jährlichen Textilproduktion. Das, was an günstiger Kleidung in Deutschland und Europa im Weihnachtsgeschäft gekauft und verschickt werden soll, muss gerade jetzt in Bangladesch zusammengenäht werden.

Kleidungskonzerne wie H&M, Zara und Uniqlo lassen in Bangladesch fertigen. Sie waren also auch besorgt über die Gewalt auf den Straßen und den Machtverlust der Premierministerin in den vergangenen Wochen. Die 76-jährige Hasina war erst im Januar zu einer vierten Amtszeit wieder gewählt worden. In einer Wahl, die als manipuliert galt und von der Opposition boykottiert wurde.



Die Uhr für Premierministerin Sheikh Hasina ist abgelaufen: Sie ist zurückgetreten und aus dem Land geflohen. Dabei hatte sie die Wirtschaft des Landes seit Jahren vorangebracht. FOTO: QADRI/AP

Seit Juni hatten die Studenten im Land gegen ein Quotensystem protestiert, das Nachkommen von Freiheitskämpfern aus dem Unabhängigkeitskrieg gegen Pakistan im Jahr 1971 bis heute Arbeits- und Studienplätze sichert. Die Quoten wurden unter der immer autoritärer regierenden Sheikh Hasina als Mittel angesehen, um ihren Verbündeten Arbeitsplätze zu sichern. Und das in einem Land, in dem fast 32 Millionen junge Menschen ohne Arbeit oder Ausbildung sind. Die Inflation liegt bei etwa zehn Prozent.

Die Unruhen eskalierten im Juli. Die Polizei ging immer härter gegen die protestierenden Studenten vor. Mehr als 300 Menschen sind bis zum vergangenen Wochenende ums Leben gekommen, Tausende wurden verletzt. Hasina rief das Militär zu Hilfe. Doch die Offiziere, deren Panzer schon durch die Straßen von Dhaka führen, weigerten sich schließlich, auf die Protestierenden zu schießen. Sie besiegelten so das Ende der Premierministerin.

Es kam im Zusammenhang mit den Ausschreitungen auch zu Sachbeschädigung und Plünderungen. Es sei noch zu früh, um den Schaden zu schätzen, sagte Miran Ali am Donnerstag gegenüber der Nachrichtenagentur Reuters. Ali ist Vizepräsident der Bangladesh Garment Manufacturers and Exporters Association (BGMEA). Aber: „Die Fabriken wurden nur geringfügig beschädigt.“ Er sei zuversichtlich, dass sich „die Lage in den nächsten Tagen vollständig normalisieren wird.“ Er fügte hinzu, dass der schwedische Bekleidungsriese

Wenn die Maschinen still stehen

Was an Weihnachten bei H&M und Zara im Laden hängt, wird heute in Bangladesch genäht. Doch nun gab es im Land gewaltsame Proteste. Welche Folgen hat das – für das Land und für Europa?



Ein angezündetes Einkaufszentrum: Auch Konzerne wie H&M lassen in Bangladesch fertigen – und waren besorgt wegen der Gewalt auf den Straßen. FOTO: RAJIB DHAR/DPA

H&M, der in etwa 1000 Fabriken in Bangladesch fertigen lässt, zugesagt habe, trotz der Verzögerungen nicht auf Preisnachlässe zu pochen. Diese sind üblich, wenn Lieferungen in Verzug geraten.

Das Bekleidungsgeschäft ist hart und arbeitet mit kleinen Margen. „Wenn wir jetzt nicht arbeiten könnten, würden Aufträge storniert und wir hätten riesige Verluste, was die Katastrophe nur noch vergrößern würde“, erklärt ein Fabrikbetreiber aus Dhaka am Telefon mit der Bitte um Anonymität. Die Herstellung ist zudem internationalisiert und dadurch auch anfällig für Verschiebungen.

„Hula Global“, ein indischer Bekleidungshersteller, der westliche Kunden beliefert, erklärte am Montag, dass man die Produktion für den Rest des Jahres von Bangladesch nach Indien verlagern werde, um das Risiko zu verringern. Pankaj Tute-

ja, der Leiter des Unternehmens „Dragon Sourcing“ in Mumbai, das Kleidungshersteller bei der Suche nach Lieferanten hilft, erklärte gegenüber Reuters: Man gerungen in Verzug geraten.

Das kleine Bangladesch, in dem 170 Millionen Einwohner auf etwa 40 Prozent der Fläche Deutschlands leben, ist auf die Textilindustrie angewiesen. 90 Prozent aller Exportgüter sind Textilien, der Markt setzt etwa 40 Milliarden Euro pro Jahr um. Bangladesch ist zwar weltweit der zweitgrößte Bekleidungshersteller nach China – aber wirtschaftlich viel abhängiger von der Branche, weil Alternativen fehlen. Und Pakistan und Indien, die Länder, mit denen Bangladesch mal als British-Indien zusammenhing, versuchen jederzeit, einen

Teil des Weltmarktes zu übernehmen. Unter anderem, in dem man dieselbe Leistung billiger oder stabiler anbietet.

Auch der Rückgang von Arbeitsplätzen bei den großen Bekleidungsfirmen seit der Pandemie hatte die Proteste der vergangenen Wochen befeuert. Dabei hatte Sheikh Hasina die Wirtschaft des Landes seit Jahren vorangetrieben. In ihrer Amtszeit florierte die Bekleidungsindustrie, Textilexporte stiegen stark an. Ihre Regierung

verbesserte die Infrastruktur, versorgte abgelegene Dörfer mit Strom, erweiterte Autobahnnetze und Eisenbahnlinsen, baute Häfen. Unter anderem mithilfe von großzügigen Krediten des „Internationalen Währungsfonds“ (IWF) und der Weltbank. Hasinas Maßnahmen zur Einschränkung der bürgerlichen Freiheiten und der Opposition standen allerdings „in krassm Gegensatz“ dazu, wie indische Tageszeitung *The Hindu* anlässlich der immer wütende-

ren Proteste schrieb. Am Ende wollten die Studenten nur noch, dass die Premierministerin zurücktritt.

Nach der Flucht von Sheikh Hasina hat die Weltbank, die Bangladesch insgesamt 2,85 Milliarden US-Dollar an Krediten zugesagt hatte, erklärt, dass sie die Auswirkungen der Ereignisse auf ihre Kreditvergabe prüfe. Sie wolle sich aber weiterhin für die Entwicklung des Landes engagieren. Auch der IWF erklärte, dass man Bangladesch weiterhin „voll und ganz zur Seite steht“. Im Januar 2023 war ein IWF-Darlehen in Höhe von 4,7 Milliarden US-Dollar zur sofortigen Auszahlung bewilligt worden. Und zwar viel umstandsloser als beispielsweise in Pakistan, dem Land, von dem Bangladesch sich im blutigen Unabhängigkeitskrieg von 1971 gelöst hat.

Die Studierenden haben klare Vorstellungen – und fordern diese auch ein

Die Hasina-Regierung galt als stabil, die Prognosen waren günstig. „Seit der Unabhängigkeit hat Bangladesch stetige Fortschritte bei der Verringerung der Armut und erhebliche Verbesserungen des Lebensstandards erzielt“, sagte Antoinette M. Sayeh, die stellvertretende Direktorin des IWF, damals in einer Erklärung. „Die Pandemie und der anschließende Krieg Russlands in der Ukraine unterbrachen jedoch die lange Periode robuster wirtschaftlicher Leistung“, fügte sie hinzu. Bedeutet also: Die erhöhte Ausfuhr von Textilien konnte den Anstieg der Energiekosten nicht ausgleichen. Die Lebenshaltungskosten stiegen, die Beschäftigung ging zurück. Das nun der Friedensnobelpreisträger Muhammad Yunus die Regierungsgeschäfte einstweilen übernehmen wird, folgt nicht nur der Forderung der Studenten, die am Dienstag sagten, dass „jede andere Regierung, als die von uns empfohlene, nicht akzeptiert werden würde.“ Yunus war auch für das Militär, dass Sheikh Hasina am Ende nicht mehr folgen wollte, die logische Wahl, denn ein Militärputsch hätte rechtlich gesehen die Unterstützung der multilateralen Kreditgeber gefährdet.

Mit Yunus kommt nun ein Ökonom an die Macht, der seinen Nobelpreis für die Idee einer Bank gewonnen hat, die mit Mikrokrediten von weniger als 100 US-Dollar Millionen Menschen in Bangladesch aus der Armut in die Kleinstelbständigkeit geholfen hat. Seine Mikrokredite gab er zudem an Frauen, die er als Multiplikatoren für sozialen Aufstieg identifiziert hat. Er ist kein Globalisierungsgegner, sondern Kapitalist, der an die Märkte glaubt, solange die Armen daran teilhaben können. Eine gute Wahl, nicht nur für die internationalen Kleidungskonzerne.

Wachstum nur von außen

Eine Studie zeigt, wie sehr der Arbeitsmarkt in Ostdeutschland auf Zuwanderung angewiesen ist. In Zukunft wird sich das Problem noch verschärfen.

München – An Aufträgen mangelt es nicht, versichert Torsten Steinborn. Der 59-Jährige ist Geschäftsführer eines Facility-Unternehmens in Landsberg in Sachsen-Anhalt, das Gebäudereinigungen und Hausmeisterdienste anbietet. Steinborn beschäftigt etwa 190 Angestellte, aber eigentlich bräuchte er mehr, um alle Kundenanfragen zu bearbeiten. „Wir suchen ganz dringend neue Leute und auch Auszubildende“, sagt er. Aber die seien rar, auf dem heimischen Arbeitsmarkt finde er kaum noch Personal. Steinborn macht es deshalb, wie viele andere deutsche Unternehmenschefs: Er sucht im Ausland.

Dass die Wirtschaft hierzulande ohne zugewanderte Arbeitskräfte nicht bestehen kann, ist lange absehbar. Demnächst gehen die Babyboomer-Jahrgänge in Rente und es gibt zu wenig junge Menschen, um sie zu ersetzen. Wie wichtig Arbeitskräfte aus dem Ausland bereits heute für deutsche Firmen sind, zeigt eine Auswertung, die das Institut der Deutschen Wirtschaft (IW) in Köln vor einigen Tagen veröffentlicht hat. Das Beschäftigungswachstum in Deutschland wird demnach zu einem Großteil von ausländischen Arbeitskräften getragen wird – besonders in den ostdeutschen Bundesländern.

Die Anzahl der deutschen Erwerbstätigen ging im betrachteten Zeitraum zwischen 2021/22 und 2022/23 nämlich in gleich sechs Bundesländern zurück: in Sachsen-Anhalt, Thüringen, Brandenburg, Mecklenburg-Vorpommern, Sachsen und dem Saarland. Dort traten mehr Deutsche aus dem Arbeitsmarkt aus als hinzukamen. Dass es in einigen der genannten Bundesländer dennoch ein geringes Beschäftigungswachstum von bis zu einem Prozent gab, ist laut der IW-Auswertung allein auf ausländische Arbeitskräfte zurückzuführen. Bundesweit trugen zugewanderte Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer rund 86 Prozent des Beschäftigungswachstums. Einen besonders großen Anteil (62 Prozent) daran haben Menschen aus Nicht-EU-Ländern, den sogenannten Drittstaaten.

„Ausländer klauen den Deutschen nicht ihre Arbeitsplätze – wie mancher meint –, sondern tragen wesentlich zum Beschäftigungswachstum bei“, schreibt Fabian Semarha, der IW-Experte und Co-Autor des Berichts. Die ostdeutschen Flächenbundesländer seien besonders auf Unterstützung aus dem Ausland angewiesen, da die Überalterung der Gesellschaft dort schon weiter fortgeschritten ist. Im vom Ifo-Institut

und der KfW-Bank erhobenen Fachkräftebarometer gaben 40 Prozent der Unternehmen aus östlichen Bundesländern an, dass der Fachkräftemangel ihre Geschäftsfähigkeit einschränke. Im Bereich Gebäude- und Gartenservice, in dem auch Torsten Steinborns Unternehmen tätig ist, meldete die Hälfte der Betriebe dieses Problem.

Beschäftigte aus dem Ausland anzuwerben, liegt als Lösung zwar auf der Hand, die Umsetzung gestaltet sich aber häufig kompliziert. Torsten Steinborn fand über eine Vermittler-Organisation sechs Bewerber aus Vietnam. Die Verträge waren schon verschickt, aber der Unternehmer scheiterte an der Bürokratie. „Alles hat sich ewig hingezogen und dann wurden die Arbeitsvisa einfach nicht ausgestellt“, erzählt Steinborn. Im Durcheinander der Behörden sei gar nicht klar gewesen, welche Anlaufstelle eigentlich zuständig sei. „Ein großer Konzern hat dafür vielleicht eine eigene Abteilung, aber wir sind nur ein Mittelständler“, sagt Steinborn.

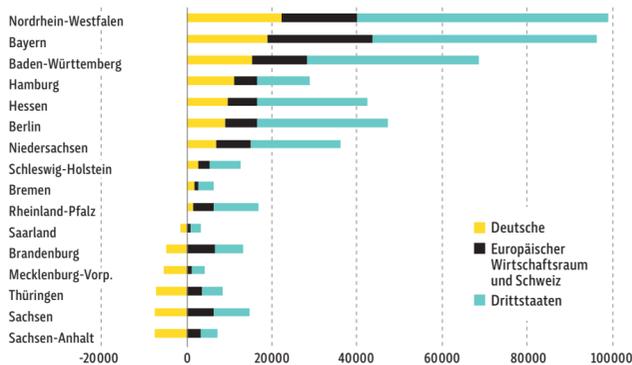
Um den Prozess für kleine Unternehmen zu erleichtern, hat die Deutsche Industrie- und Handelskammer mit dem Bundeswirtschaftsministerium und der Bundesagentur für Arbeit 2020 eine Initiative zur Fachkräftegewinnung gestartet. „Gemeinsam mit einzelnen Firmen wollen wir jetzt alle Hürden identifizieren und vor Ort Strukturen aufbauen, die das Ankommen ausländischer Fachkräfte in Zukunft erleichtern“, sagt Projektleiterin Anine Linder. Denn nicht nur der bürokratische Ablauf im Voraus sei für viele Firmen überfordernd. „Die Menschen, die hier herziehen, brauchen auch Dinge wie eine Sim-Karte, Unterstützung bei Amtsgängen oder Zugang zu einem Sprachkurs“, erklärt Linder. Ziel sei es, dass Unternehmen Arbeitskräfte aus dem Ausland künftig dann ohne Hilfe der Initiative anwerben und selbständig eingliedern können.

Dass das besser gelingt als bisher, ist für die deutsche Wirtschaft entscheidend. Obwohl ausländische Fachkräfte schon jetzt den Arbeitsmarkt stützen, müssten in den nächsten Jahren noch weitaus mehr Menschen hinzukommen, um die schrumpfende Zahl deutscher Erwerbstätiger auszugleichen. Schon im vergangenen Jahr gab es in Deutschland rund 570 000 unbesetzte Stellen für qualifizierte Fachkräfte. Bis 2035 könnten auf dem Arbeitsmarkt hierzulande bis zu sieben Millionen Beschäftigte fehlen.

Laura Städtler

Wie ausländische Beschäftigte den deutschen Arbeitsmarkt stützen

Entwicklung der sozialversicherungspflichtigen Beschäftigung nach Bundesland und Staatsangehörigkeit



Veränderung zwischen dem gleitenden Jahresdurchschnitt 7/2021 bis 6/2022 und 7/2022 bis 6/2023, absolut (ohne Auszubildende)

SZ-Grafik; Quelle: IW-Berechnungen, Bundesagentur für Arbeit

EFFICIENT

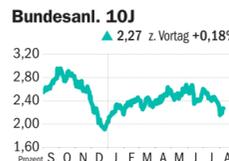
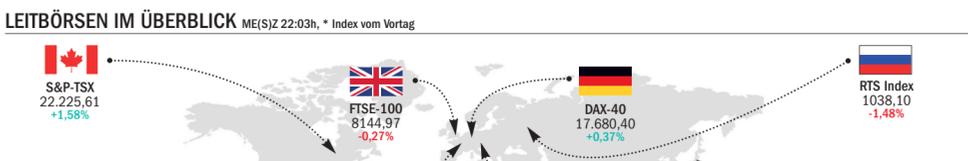
Ihr Business hebt ab, wir bringen es in die Cloud.

Jetzt mit Vodafone Services und Microsoft Azure Ihre Daten in der Cloud verwalten.



Zusammen für Ihr Business. vodafone.de/services





DAX-40 table with columns: Kurs, ± in % z. Vortag, 52 Wochen, Marktka., Dividende, KGV. Lists companies like Adidas, Airbus, Allianz, BASF, Bayer, etc.

LEITBÖRSEN IM ÜBERBLICK table with columns: Index, Wert, ± in % z. Vortag. Includes S&P-500, Nasdaq-100, Dow Jones, etc.

WEITERE INDEXE table with columns: Index, Wert, ± in % z. Vortag. Includes First Sensor, Ford, Freeport-McM., etc.

LEITZINSEN table with columns: Basiszins, Leitzins EZB, Leitzins FED, etc.

WECHSELKURSE table with columns: Land, Devisen, Referenzkurs. Lists Australia, Brasilien, China, etc.

M-DAX table with columns: Kurs, ± in % z. Vortag, 52 Wochen, Marktka., Dividende, KGV. Lists companies like Alstom, Arundown Property, Aurubis, etc.

S-DAX table with columns: Kurs, ± in % z. Vortag, 52 Wochen, Marktka., Dividende, KGV. Lists companies like 1&1, adesso, Adriaan Hold, etc.

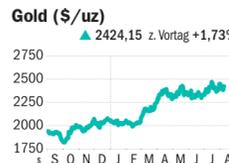
WEITERE INDEXE (continued) table with columns: Index, Wert, ± in % z. Vortag. Includes Philip Morris, Philips, PSI, etc.

INDIZES/RENTITEN table with columns: Index, Wert, ± in % z. Vortag. Includes Bund-Future, Rentenindex, etc.

WECHSELKURSE (continued) table with columns: Land, Devisen, Referenzkurs. Lists Hongkong, Japan, Kanada, etc.

ROHSTOFFE table with columns: Rohöl, Gold, Silber, Kupfer, Nickel. Lists prices and changes.

WECHSELKURSE (continued) table with columns: Land, Devisen, Referenzkurs. Lists Zink, Bismut, etc.



MÜNZEN UND BARREN table with columns: Münze, Gewicht, Preis. Lists Gold, Silber, Platin, Palladium.

DOW JONES table with columns: Kurs, ± in % z. Vortag, 52 Wochen, Marktka., Dividende, KGV. Lists companies like Amazon, Apple, Microsoft, etc.

EURO-STOXX-50® / STOXX-EUROPE-50® table with columns: Kurs, ± in % z. Vortag, 52 Wochen, Marktka., Dividende, KGV. Lists companies like ABB, Adyen, AstraZeneca, etc.

EURO-STOXX-50® / STOXX-EUROPE-50® (continued) table with columns: Kurs, ± in % z. Vortag, 52 Wochen, Marktka., Dividende, KGV. Lists companies like Ferrari, Glencore, GSK, etc.

EURO-STOXX-50® / STOXX-EUROPE-50® (continued) table with columns: Kurs, ± in % z. Vortag, 52 Wochen, Marktka., Dividende, KGV. Lists companies like Reckitt, Relx, Richemont, etc.

WEITERE US-AKTIONEN table with columns: Kurs, ± in % z. Vortag, 52 Wochen, Marktka., Dividende, KGV. Lists companies like Adobe, Adv. Micro Devices, Alphabet, etc.

IN DEUTSCHLAND ZUGELASSENE QUALITÄTSFONDS – TÄGLICHE VERÖFFENTLICHUNG MITGETEILT VON INFRONT FINANCIAL TECHNOLOGY GMBH

Table of investment funds: Nachhaltigkeits-Fonds (ESG), Deka, ÖKOWORLD, Union Investment. Lists fund names, values, and performance.

Table of investment funds: Commerz Real Investment, Deka Immobilien Investment, Deka Vermögensmanagement GmbH. Lists fund names, values, and performance.

Table of investment funds: ODDO BHF Asset Management, IPConcept (Luxembourg) S.A., KanAm Grund Kapitalanlagegesellschaft mbH, MEAG. Lists fund names, values, and performance.

Table of investment funds: UniDividAss net A*, UniDividendenAss A*, UniDyn.Europa A*, etc. Lists fund names, values, and performance.

Union Investment logo and contact information: Telefon 069 58998-6060, Internet www.union-investment.de

HAUCK AUFHÄUSER FUND SERVICES logo and contact information: www.hal-privatbank.com

Union Investment logo and contact information: Telefon 069 58998-6060, Internet www.union-investment.de

MEAG logo and contact information: www.meag.com privatleg@meag.com

Infront logo and contact information: +49 69 26095760 fundservice@infrontfinance.com

Das Schlimmste der Neunziger

Der ARD-Podcast „Springerstiefel“ über rechtsextreme Jugendliche im Osten ist zurück. Mit der Frage: Stecken wir in der rassistischen Vergangenheit fest?

Von Johanna Adorján

Voriges Jahr erschien ein sehr guter Podcast, der in fünf Folgen der Frage nachging, wie es sein konnte, dass Rechtsextremismus in den Neunzigerjahren in Ostdeutschland die coolste Jugendkultur war. Cool natürlich nur in den Augen derer, die dieser Bewegung anhängen, aber das waren eben extrem viele. *Springerstiefel – Fascho oder Punk?* heißt dieser Podcast, der 2024 für den Civis-Medienpreis nominiert war, Europas Medienpreis für Integration. Die beiden Autoren, Hendrik Bolz und Don Pablo Mulemba, kennen das Thema aus eigener Anschauung. Allerdings aus gegensätzlichen Perspektiven.

Läuft es heute genauso, wie Bolz und Mulemba es von früher kennen?

Der Schriftsteller und Musiker Hendrik Bolz, er ist Teil des Hip-Hop-Duos *Zugezogen Maskulin*, wurde 1988 in Leipzig geboren und wuchs in einem Plattenbauviertel in Stralsund auf. Als jugendlicher Liebäugler er mit den Codes und der Attitüde der rechtsextremen Jugendkultur, fand pubertäre Erfüllung in brachialer körperlicher Gewalt. Irgendwann ließ er diese Phase hinter sich und kann heute als Geläuterter betrachtet werden. Er hat sich bewundernswert ehrlich mit seinem früheren prügeln Ich auseinandergesetzt und ein brutal schönes, rasantes Buch über seine Jugend geschrieben, das 2022 bei Kiepenheuer & Witsch erschien: „Nulljahre“.

Der andere Autor ist der Reporter und Moderator Don Pablo Mulemba, 1995 in Eberswalde geboren. Er stand schon allein seiner Hautfarbe wegen auf der anderen Seite, gehörte zu denen, auf die Faschos Jagd machten. Sein Vater stammt aus Angola, kam 1987 als Vertragsarbeiter in die DDR. Seine Mutter ist Ostdeutsche.

Für ihren Podcast reisten die beiden, die

inzwischen in Berlin leben, in ihre alte Heimat und sprachen mit Zeitzeugen über die Welle rechter Gewalt, die es nach der Wende in Ostdeutschland gab. Der Podcast ist deswegen so gut, weil alle Seiten gehört werden. Eine mutige Antifaschistin genauso wie ein ehemaliger Neonazi. Und, besonders berührend, die Eltern von Mulemba, die ihrem Sohn hier erstmals wirklich von dieser Zeit erzählen, in der sie sich teilweise nicht aus dem Haus trauten und die sie nur mit Glück überlebten.

Jetzt legen Bolz und Mulemba eine neue Staffel nach. Folge eins beginnt mit Musik: Melodische Synthesizer-Akkorde, zu denen sich bald eine penetrante Kindergarten-Tröte mischt. Es sind die ersten Takte von Gigi D'Agostinos mehr als 20 Jahre altem Technotrash-Hit „L'Amour toujours“, der neuerdings ein trauriges Comeback erlebt. Auf Dorffesten, Karnevalsfeiern, Schützenfesten, Schul- und sonstigen Partys werden zu seiner harmlos-nervigen Melodie ausländerfeindliche, volksverhetzende Parolen gegrölt. Selbstbewusst. Stolz. Vor Handy-Kameras. Manchmal wird dazu auch der Hitlergruß gezeigt. Videos zirkulieren auf Tiktok, eins aus Kampen, Syla, hat wohl jeder gesehen. Es sind auffällig viele junge Leute, die sich hier offen rassistisch zeigen. In einigen Fällen ermittelt der Staatsschutz. Der Song stieg 2024 in Deutschland, Österreich und der Schweiz wieder in die Charts ein.

Wenn Hendrik Bolz den umgedichteten Gigi-D'Agostino-Hit hört, sagt er im Podcast, denke er sofort an den riesigen Mob, der 1992 in Rostock-Lichtenhagen vor einer brennenden Flüchtlingsunterkunft stand und dasselbe brüllte wie die jungen geschwiegelten Leute heute zum Techno-Beat. „Und ich werde ein bestimmtes Gefühl nicht los: Die Neunziger sind zurück.“

Springerstiefel – Die 90er sind zurück, so heißt die neue Staffel denn auch, sie handelt von Heute. Die beiden Autoren wollen herausfinden, warum es in Ostdeutschland wieder so viele rechtsextreme Jugendliche gibt. Und was seit den Neunzigern mit



Don Pablo Mulemba (links) und Hendrik Bolz sind nun mit der zweiten Staffel ihres ARD-Podcasts „Springerstiefel“ zurück. FOTO: MOISE YOUNBA / MDR

Ostdeutschland passiert ist. Dass der derzeitige Aufstieg der Rechtsextremen keine exklusiv ostdeutsche Angelegenheit ist, wissen sie natürlich. Sie konzentrieren sich dennoch auf Ostdeutschland, weil sie wissen wollen, ob die heutige Lage eine Fortsetzung dessen ist, was sie aus ihrer Kindheit und Jugend kennen.

Wie schon in der ersten Staffel sprechen die beiden vor Ort mit Menschen, die das Thema aus nächster Nähe kennen. Und wieder haben sie großartige Protagonisten. Diesmal sind das: eine idealistische Jugendarbeiterin, die irgendwann mitbekam, dass ihr eigener Sohn bei rechtsextremen Aufmärschen vorne mit dabei ist. Seit-

her fragt sie sich, was das passieren konnte, was sie falsch gemacht hat und wie sie mit ihrem Sohn wieder in Kontakt kommen kann.

Eine junge Cottbuserin, deren Vater aus Vietnam stammt und die irgendwann nach Berlin zog, weil sie die rassistischen Hänseleien und Anfeindungen nicht mehr aus-

hielt. Erst in der Großstadt bemerkte sie, wie eine lebenslange Anspannung von ihr abfiel. Sie war immer mit gesenktem Blick durch Cottbus gelaufen, damit niemand die Form ihrer Augen sah.

Und da ist ein entzückender junger Mann aus Tunesien, der zum Studieren nach Chemnitz zog und diese Stadt inzwischen so sehr liebt, dass er trotz übler Rassistuserfahrungen bleiben will. Eine Stadt sei auch die Menschen, die in ihr wohnen, findet er, und er wolle einer der Menschen sein, die Chemnitz zu einem guten Ort machen. Er ist inzwischen deutscher Staatsbürger, und man drückt ihm wirklich alle Daumen, dass ihm dort nichts passiert. Denn es ist erschütternd, was diese Menschen erzählen. Von dummen Sprüchen gegen Andersaussehende bis zu dumpfer körperlicher Gewalt. Und all das kann diesmal eben leider nicht fein säuberlich in eine historische Schublade sortiert werden, sondern es passiert hier und heute in diesem Land. Rechtsextremistische

All das kann diesmal nicht in eine historische Schublade sortiert werden

Straf- und Gewalttaten sind auf einem Höchststand, im Bundestag sitzt eine in Teilen gesichert rechtsextreme Partei, immer jüngere Menschen sind gewaltbereit. Erst neulich machte ein Fall aus Grevesmühlen in Mecklenburg-Vorpommern Schlagzeilen, bei dem ein Elfjähriger und seine Freunde eine aus Ghana stammende Familie attackierten und rassistisch beleidigten. Die Staatsanwaltschaft ermittelt. Nachrichten über an Schulwände geschmierte Hakenkreuze häufen sich. Auch Hitlergrüße werden unter Jugendlichen wieder öfter gezeigt.

Wie schon in der ersten Staffel schalten sich Bolz und Mulemba immer wieder mit ihren eigenen Gedanken ein, erklären, sortieren, hinterfragen, fassen zusammen. Während ihrer Recherche entdecken sie tatsächlich erschreckend viele Parallelen zu den Neunzigern. Und dennoch lassen sie ihren Podcast, ohne zu viel verraten zu wollen, auf einer hoffnungsvollen Note enden. Große Demos gegen Rechtsextremismus, wie es sie Anfang des Jahres auch in ostdeutschen AfD-Hochburgen gab, wären früher unvorstellbar gewesen. Auch gebe es heute überall Initiativen, Vereine, Stiftungen, die sich für Demokratie und Vielfalt einsetzen. Man sei heute weiter als damals. Ihr Podcast ist auf jeden Fall ein eindruckliches Plädoyer dafür, daran mitzuwirken, dass das auch wirklich wahr ist.

Springerstiefel – Die 90er sind zurück, zwei Folgen in der ARD Audiothek.

Der Athleten-Flüsterer

Der Wintersportler Felix Neureuther wird in der ARD zum Allrounder bei den Sommerspielen. Doch vor allem zum Botschafter einer großen Mission: Olympia in Deutschland.

Kurze Schrecksekunde in der ARD, als auf einmal der ehemalige Skifahrer Felix Neureuther als – ja, was eigentlich? – Experte im Pariser ARD-Team vorgestellt wurde: Ist es um das Klima inzwischen so schlecht bestellt, dass Beachvolleyball und Dressurreiten winterolympisch geworden sind? Kann ja alles sein in der aktuellen Sportwelt, in der im Gegenzug Fußball-Weltmeisterschaften im Winter ausgetragen werden. Dass der schwitzende Zuschauer nicht der Einzige war, der sich kurz gewundert hat, zeigt schon ein Beitrag, den Neureuther selbst zu Beginn der Spiele gebastelt hat.

Was macht Neureuther also in Paris? In besagtem Beitrag, in dem Neureuther irgendwann lässig-sympathisch auf einem Pariser Straßenpöller sitzt – die Haare sorgfältig verwuschelt, graues T-Shirt – sagt er: „Sie werden sich vielleicht fragen: Was macht ein Wintersportler bei den Sommerspielen? Das ist doch kein Experte. Und wissen Sie was: Sie haben recht.“ Stöhnen vor dem Bildschirm: Wenn jetzt sogar ARD-Dreiminüter – Neureuthers Spezialität in Paris – schon Meta-Ebenen zur Kritikzer-

streuung einziehen und in brecht'scher Tradition die vierte Wand – in dem Fall den Fernsehbildschirm – zertrümmern: Was bleibt dann noch als Arbeitsauftrag dem deutschen Feuilleton vorbehalten?

Wie dem auch sei, Neureuther wolle, das sagt er dann, beleuchten, wofür Olympia und die Athleten über den Sport hinaus stehen. Olympische Werte, gesellschaftliche Vorbilder – das ganz große Besteck. Menschen sind schon an weniger großen Ideen gescheitert. Wenngleich dazu gesagt sei: ohne Ehrgeiz, kein Leistungssportler.

Neureuther bleibt sich also in gewisser Weise treu. Und: Wahnsinn, er schafft, woran ganz viele selbst im kameralosen Alltag scheitern, soll heißen – Achtung, schreckliches, aber in dem Falle leider passendes Modewort: Er wirkt authentisch. Dazu ist er auch noch himmelschreiend sympathisch, kurz: der Einziger-Mensch gewordene Sommertraum der ARD-Intendanz.

Was natürlich auch den Sportlerinnen und Sportlern nicht verborgen bleibt, die Neureuther in Paris trifft und interviewt, weshalb man kein gescheitertes Athleten-Interview von Neureuther in der Media-

theke finden wird. Gut, dass genau das scheinbar seine Hauptaufgabe ist: Sportler treffen, bisschen rumalben hier, bisschen ernsthaftere Fragen stellen da und wieder sind drei Minuten von täglich circa 16 Stunden Olympia-Sendezeit gefüllt. Dass Neureuther oft auf einige wenige Standardfra-



Sogar den Bundeskanzler interviewt für die ARD jetzt Felix Neureuther: Ende Juli im olympischen Dorf von Paris. FOTO: DPA

gen zurückfällt – geschenkt. Er will in der Regel erst mal wissen: „Wie viel ist da Intuition bei dir?“ Und falls Sie es jetzt auch nicht mehr aushalten vor Spannung: Ja, in der Regel gehört Intuition schon auch dazu wie beim sehr zu Fuß herausgegriffenem Beispiel von Sprinterin Gina Lückenkemper.

Über die olympischen Werte, die Neureuther einst auszug zu finden, lernt der Zuschauer da nichts. Aber – das sei der Vollständigkeit halber noch erwähnt – er kommt diesem Ziel sehr nahe, als er den Kanuten Amir Rezanejad Hassanjani interviewt. Nicht zur athletischen Intuition, sondern zur integrativen Kraft des Sports. Hassanjani musste aus seiner Heimat fliehen, lebt in Augsburg und tritt für das olympische Refugee-Team an. Neureuther trifft den richtigen Ton – wie immer in Gesprächen.

Was einen kurzen Exkurs-Gedanken befeuert: Vielleicht könnte Neureuther dem Kollegen Alexander Bommes ein Interview-Seminar anbieten. Schließlich sickert nach sehr, sehr vielen Bommes-Stunden die Erkenntnis durch, dass es kein Zufall ist, dass

dessen bisher bestes Interview jenes war, das er bei der Fußball-EM vor wenigen Wochen mit sich selbst geführt hat.

Zurück zu Neureuther. Denn im Laufe der Olympischen Spiele ist dann leider doch noch etwas passiert, was ein paar kritische Worte fordert. Bundesinnenministerin Nancy Faeser ging offiziell den ersten Schritt in Richtung „Olympia in Deutschland“. Sie unterschrieb vor ein paar Tagen ein Papier, und irgendwann 2040 sollen

Neureuther will erst mal wissen: „Wie viel ist da Intuition bei dir?“

die Spiele irgendwo in Deutschland ausgerichtet werden. Und spätestens seit diesem Moment will Neureuther die Olympischen Spiele in Deutschland manifestieren. Vor allem ein hehres Argument trägt er da vor sich her: dass die Kinder wieder mehr Sport machen, weniger am Handybildschirm hängen.

Und ja, wer würde etwas anderes fordern, wobei man grundsätzlich hellhörig

werden sollte, wenn „die nächste Generation“ argumentativ bemüht wird. Denn – Lebensbeobachtung – meistens geht es tatsächlich eher um „die aktuelle Generation“.

Alles halb so wild. Nur bei einer politikverdrossenen Denkfaulheit, die Neureuther seither nimmermüde wiederholt, muss widersprochen werden. Sein Tenor: *Nur* die olympische Bewegung könne zu mehr Bewegung in Deutschland führen. Nein, schlaumeiert man in den Fernseher. Mehr Sportunterricht kann das – ohne Olympia. Die flächendeckende Unterstützung von Breitensportvereinen schafft das – ohne Olympia. Und will man bei der Bewegungsförderung wirklich abhängig sein von einem undurchsichtigen Sportfunktionär-Vergabe-Prozess?

Na ja, Neureuther hat sich entschieden: Erst voll im Olympia-in-Deutschland-Hype – und ARD-Moderator Bommes übrigens auch, der in Richtung des Ex-Skifahrers im Studio sagt: „So Olympische Spiele bräuchten ja auch einen Botschafter.“ Ja, haben sie schon – bisher nur im Gewand eines ARD-Experten. **Johannes Korsche**

SZ-RÄTSEL

Schwedenrätsel

eitler junger Mann	Ausguff-ausstöß	Gewebe mit bes. Saugfähigkeit	veralt. Zeitraum vor Ostern	frictlos entlassen	Vorder-asiat	männlicher Artikel	alle zwei	einziges Ausfertigung	Weise, Gewohnheit	leicht-athlet. Geräte	Schottl. Schriftsteller 1832	Gemeinschaftswährung
erheben, verfeinern								nord-amerik. Ureinwohner				
Bierfabrik							besitzanzeigendes Fürwort			Handmähgerät	Witzfigur: Klein ...	
Biersorte aus Goslar im Harz				1. dt. TV-Programm			Küstenfluss im Pommern	Prüfer				
Abk.: Attribut				Schutzwall		Nebenfluss des Arno		Vorname von Greenspan	Fremdwortteil: rückwärts			
					Ostgotenkönig	Stockwerke					Halsstück am Hemd	unsichtbar machen
Seebad in Belgien	kurze Stichwaffe	früher: Erlass von Marnen	wohl-erzogen				nicht dick	die Pole betreffend	Kartenspiel			
				griech. Liebesgott	japan. Nudel-sorte	Anpassungsvorrichtung						rote Rübe
Einfall	tiefe Bescheidenheit					Kfz.-Z.: Nordhausen	ital.: eins		große Eule	Abk.: abrechnen		
				Sachen, Gegenstände				nicht die Wahrheit sagen			Spitzname von Erik Zabel	
ehem. brit. Premierminister	neckischer Geist						Erbauer der Arche					
Spitzen-schläger (Mz.)				herankommen				verfallene Bauwerke				

Str8ts schwer

				6			1
			8		2		
3							
			5				9
							2
	9						4
			9				
			2				

Str8ts: So geht's

Jede Zahl von 1 bis 9 kommt pro Zeile und Spalte höchstens einmal vor. Die weißen Felder sind zu Straßen aufgereiht: Sie enthalten lückenlose, aber beliebig geordnete Zahlenfolgen (zum Beispiel 2–5–3–4). Zahlen auf schwarzen Feldern gehören zu keiner Straße, stehen aber auch kein weiteres Mal in dieser Zeile oder Spalte. © Syndicated Puzzles Inc.

Lösungen

Die aktuellen Lösungen finden Sie in dieser Ausgabe auf Seite 22.

Sudoku mittelschwer

		3						
			9	6				1
1						6		7
7	2	1	9	5				
		5		7	8			
3			6					
						2	4	
9		8						5
	1		2					

Noch viel mehr – auf sz.de/raetsel

Exklusive Denkspiele von den Rätselautoren der *Süddeutschen Zeitung*: Finden Sie die richtigen Wörter, um den **Buchstaberning** elegant und eloquent abzuräumen. Lösen Sie Tag für Tag eine neue, exklusive **Schach**-Komposition – mit Tipps von der Münchener Schachakademie. Entdecken Sie **Futoshiki**, die raffiniertere Schwester des Sudokus mit den Großer-kleiner-Zeichen. Außerdem bieten wir Ihnen täglich ein weiteres **Schwedenrätsel**, angenehm zu bedienen, anspruchsvoll im Schwierigkeitsgrad. Und das beliebte **Quartett** aus der *SZ* am **Wochenende** gibt's online mit anklickbaren Tipps – also nicht gleich zur Lösung spicken ...

Das Erste
5.30 Morgenmagazin 9.00 Tagesschau 9.05 Hubert ohne Staller...

ZDF
5.30 Morgenmagazin 7.25 Olympische Sommerspiele Paris 2024...

BR
7.20 Tele-Gym 7.35 Panorambilder / Bergwetter 8.55 Tele-Gym 9.10 Dahoam is Dahoam...

RTL
5.20 CSI: Den Tätern auf der Spur 6.00 Punkt 6 7.00 Punkt 7 8.00 Punkt 8 9.00 Gute Zeiten, schlechte Zeiten...

ProSieben
5.05 talk talk talk. Talkshow 5.25 taff 6.10 Galileo 7.10 How I Met Your Mother 8.00 The Goldbergs...

Sat.1
5.05 Auf Streife. Unfreiwillig nackt im Netz 5.30 SAT.1-Frühstücksfernsehen 10.00 Auf Streife...

ARTE
5.05 42 – Die Antwort auf fast alles. Brauchen wir mehr Matriarchat? 5.30 Patina-Paradisee...

3sat
8.33 Alpenpanorama 9.00 ZIB 9.05 Galleryky: Fotografie mit Paul Ripke (4/4) 9.35 Die Hauda & die Kunst...

20.00 Tagesschau
20.15 Toni, männlich, Hebamme Baby im Korb. Komödie, D 2024...

22.00 heute journal Nachrichten. Moderation: Marietta Slomka...

20.00 Tagesschau Nachrichten. Moderation: Marietta Slomka...

20.15 40 Jahre RTL – Das große Jubiläumsquiz (1) Rateteam: Günther Jauch (Moderator)...

20.15 The Man from Toronto Komödie, USA 2022. Mit Kevin Hart, Woody Harrelson...

20.15 Murrel Mania Zu Gast: Mareile Höppner, Panagioti Petridou...

20.15 Long Walk Home Drama, AUS 2002. Mit Evelyn Sampi, Laura Monaghan...

20.00 Tagesschau
20.15 Honecker und der Pastor TV-Drama, D 2022. Mit Edgar Selge...

23.50 Der Kommissar und die Alpen Staub und Schatten. TV-Kriminalfilm, I 2018...

0.15 Lampenfieber statt Sonnenbrand – Wie der Bühnennachwuchs die Festivals erobert...

0.40 Ein Schuss im Dunkeln Komödie, GB/USA 1964. Mit Peter Sellers, George Sanders...

0.00 RTL Nachtjournal
0.35 40 Jahre RTL – Das große Jubiläumsquiz (2) Rateteam: Günther Jauch (Moderator)...

0.50 Prey Horrorfilm, USA 2022. Mit Amber Heard, Dakota Beavers...

0.55 Murrel Mania Show. Zu Gast: Mareile Höppner, Panagioti Petridou...

23.05 Beethovens Neunte – Ode an die Menschlichkeit Dokumentation Ein kanadischer Filmemacher traf neun Menschen...

0.50 10vor10
1.20 Reschke Fernsehen Werbung ohne Pause: Wie Außenwerbung unsere Städte kapert...

Phoenix
15.00 Die großen Illusionen des Atomzeitalters 15.45 Traumforschung des Sozialismus – Kreuzfahrten in der DDR...

ARD alpha
16.45 Inseln Italiens 17.30 Bergleben auf der Bischofsmütze 18.15 Ländermagazin 18.45 Quarks 19.30 Demokratie verstehen...

ONE
9.10 Detektiv Rockford – Anruf genügt. Detektivserie 9.55 Großstadtrevier (2) 10.45 Sturm der Liebe 12.20 In aller Freundschaft...

ZDFneo
5.05 Exit 5.45 Death in Paradise 6.45 Alle meine Töchter 7.30 Löwenzahn Classics 8.25 Stadt, Land, Licker 9.10 Die Küchenschlacht...

RTL ZWEI
5.10 Der Trödeltrupp 10.00 Frauenaustausch 13.55 Hartz Rot Golo. Weihnachten: Das Fest der Liebe...

VOX
5.15 CSI: NY (1.7.35 CSI: Den Tätern auf der Spur (14 11.10) CSI: Miami. Atombom / Der Heckenschützler / Das Todescamp 13.55 vox nachrichten...

Kabel Eins
5.30 Abenteuer Leben Spezial. Hoffmann gegen Schweden 5.50 Elementary. Krimiserie 10.10 The Mentalist 14.50 Castle. Krimiserie...

Sky One
5.15 Die Conners (1-3 8.05 Hawaii Five-O 9.35 Blue Bloods – Crime Scene New York 11.05 Navy CIS 12.40 The Rookie. Die Falle / Armee der Freiheit...

NDR
14.00 NDR Info 14.15 Die Tierärzte – Retter mit Herz 15.00 Ab aufs Wasser – Deutschlands größter Museumschiffen 15.30 Mergel, Schlick und volle Schaufeln...

WDR
12.45 WDR aktuell 13.00 Giraffe, Erdmännchen & Co. 13.50 Nashorn, Zebra & Co. 14.20 In aller Freundschaft – Die jungen Ärzte 15.10 In aller Freundschaft – Die jungen Ärzte...

KiKA
11.05 Leo da Vinci. Animationsserie 11.50 Peter Pan – Neue Abenteuer. Unheilvoller Übermut / Vorsicht, Kameval! / Wenn Helden streiten...

Sport 1
20.45 Hausmeister Krause – Ordnung muss sein 21.15 Hausmeister Krause – Ordnung muss sein 21.45 Hausmeister Krause – Ordnung muss sein...

Teles
6.00 Joyce Meyer – Das Leben genießen 6.25 Infomercial 7.25 Joyce Meyer – Das Leben genießen 7.55 Infomercial. Nachrichten 15.00 Action Heroes (1) 15.05 Star Trek: Enterprise 16.05 Infomercial 16.10 Star Trek – Das nächste Jahrhundert...

ORF 2
17.00 ZIB 17.05 Aktuell nach fünf 17.30 Studio 2 18.20 Rund ums Rad. Magazin 18.30 Jedermannjederfrau – Das Salzburger Festivalmagazin (3) 18.47 Lotto 6 aus 45 + Bonus-Ziehung 19.00 Bundesland heute 19.23 Wetter aus dem Bundesland 19.30 Zeit im Bild 19.51 Wetter 19.56 Sport aktuell 20.05 Seitenblicke 20.15 Charité. Sepsis. Krankenhausserie...

Bayern 2
5.03 Bayern 2-Playlist 6.05 Die Welt am Morgen 9.05 Bayern 2 Nah dran. U. a.: radiowissen: Stottern – Die Angst vor dem nächsten Hänger / Kalenderblatt: Grundsteinlegung für den Schiefen Turm von Pisa 12.05 Tagessprache 13.05 Stadt Land Leute 15.05 Bayern 2 Kulturleben 14.40 Schalom 15.05 Bayern 2 Kulturleben 16.05 Eins zu Eins. Zu Gast: Katrin Seyffert, Journalistin und Autorin 17.05 Die Welt am Abend 18.53 Buchtipps. Charles Peau und Schornk – Geschichten vom kleinen Einhorn (5/5): Elfe. Zu Gast: Christine Ursprung 19.05 Zündfunk 20.05 Bayern 2 Salon. U. a.: „True Stories“. Hörspiel von Sophie Calle und Ulrike Haage 22.05 Eins zu Eins (Wh.) 23.05 Nachtmix 0.03 ARD-Nachtkonzert...

BR-KLASSIK
6.00 Nachrichten 6.05 Allegro 9.05 Der Vormittag. U. a.: Torelli: Sonata D-Dur (Ludwig Güttler, Trompete; Neues Bachisches Collegium Musicum Leipzig, Leitung: Max Pommer) 12.00 Nachrichten 12.05 Der Nachmittag 16.00 Nachrichten 16.05 Leporello 18.05 La Roque-Anthéron Festival. Franck: Präludium, Choral und Fuge b-Moll; Klavierquintett f-Moll (Rémi Geniet, Klavier; Modigliani Quartet) 20.03 Felix Mendelssohn: „Paulus“. Oratorium op. 36. Zu Gast: Christina Landshamer, Sopran, Andreas Post, Tenor, Justina Vaitkuo, Alt, Konstantin Krimmel, Bass, Gaechinger Cantorey, Deutsche Radio Philharmonie Saarbrücken Kaiserslautern, Hans-Christoph Rademann, Leitung 23.03 Jazz 0.03 ARD-Nachtkonzert...

Rätsel-Weltgenen
2 4 7 6 5 3 1
4 5 7 6 8 1 2 3
3 4 5 1 2 9 8
7 6 5 4 8 9
6 8 5 4 3 7 2
9 8 4 3 6 7 2
8 9 8 2 3 5 4 6
3 2 1 9 7 8 6 5
6 7 8 3 4 2 9 8 5
7 6 3 1 4 2 9 8 5
4 8 5 7 9 6 3 2 1
9 1 2 3 8 5 4 6 7
6 7 8 2 1 9 5 3 4
1 2 4 5 3 7 8 9 6
0 0 0 0 0 0 0 0 0 0 A B R
3 5 9 4 6 8 7 1 2
8 3 7 6 5 1 2 4 9
2 9 6 8 7 4 1 5 3
5 4 1 9 2 3 6 7 8

SWR
11.20 Eisenbahn-Romantik 11.50 Verrückt nach Meer. Dokumentationsreihe 12.40 Buffet 13.25 Meister des Alltags 13.55 Wer weiß denn sowas? Show 14.40 Giraffe, Erdmännchen & Co. 15.10 Elefant, Tiger & Co. 16.05 Kaffee oder Tee 17.00 Aktuell 17.05 Kaffee oder Tee 18.00 Aktuell 18.15 SWR Landesschau Baden-Württemberg 19.30 SWR Aktuell B-W 20.00 Tagesschau 20.15 Expedition in die Heimat. 21.00 Stadt-Land – Quiz. Show 21.45 Aktuell B-W 22.00 Nacht-café. Mit allen Mitteln zum perfekten Körper? 23.30 Krause kommt! 0.15 State of the Union. Komödie, GB 2021

HR
12.05 Wer weiß denn sowas? 12.50 Die Stein 13.40 Familie Dr. Klein 14.30 Ein Baby zum Verlieben. TV-Lieseskombi, D 2004 16.00 hallo hessen 16.45 hessenschau 17.00 hallo hessen 17.45 hessenschau 17.55 hessenschau Sport 18.00 Maintower – News & Boulevard 18.25 Brisant 18.45 Die Ratgeber 19.15 wetter 19.30 hessenschau 20.00 Tagesschau 20.15 Lisbon – die Stadt, der Fluss und das Meer 21.00 Stadt-Land – Quiz. Show 21.45 Aktuell B-W 22.00 Nacht-café. Mit allen Mitteln zum perfekten Körper? 23.30 Krause kommt! 0.00 Verurteilt! Echte Kriminalfälle im Gespräch. Die Serienmörderin

MDR
10.35 Elefant, Tiger & Co. 11.00 In aller Freundschaft 11.45 In aller Freundschaft 12.30 Praxis mit Meerblick: Willkommen auf Rügen. TV-Familienfilm, D 2017 14.00 MDR um 2 14.25 Elefant, Tiger & Co. 15.15 Wer weiß denn sowas? Show 16.00 MDR um 4 16.30 MDR um 4. Gäste zum Kaffee 17.00 MDR um 4 17.45 MDR aktuell 18.05 Wetter für 3 18.10 Brisant 18.54 Unser Sandmännchen 19.00 Regional 19.30 MDR aktuell 19.50 Elefant, Tiger & Co. 20.15 Sommerhits am Würthersee 21.45 MDR aktuell 22.00 Riverboat – Klassiker 0.00 Spuren der Rache (1/2). TV-Thriller, D 2016

rbb
12.10 Rentnerops 13.00 rbb24 13.10 Klaus kocht vom Haus (3) 13.40 Rentnerops 14.30 Der Schwarzwaldhof – Lauter Liebe. TV-Drama, D 2012 16.00 rbb24 16.15 In aller Freundschaft – Die jungen Ärzte 17.05 Pando, Gorilla & Co. 17.53 Unser Sandmännchen. Reihe 18.00 rbb24 18.15 Hilfe in der Not 18.45 Brisant 19.30 rbb24 Landesmagazin 20.00 Tagesschau 20.15 Die TOP HITS – Berlin und Brandenburgs längste Hitparade. Show 23.30 Lovepade – Als die Liebe tanzen lernte. Dokumentarfilm, D 2020. Mit Daniel Paul Bier 1.00 Absolut Liv e. Dieter Thomas Kuhn

Deutschlandfunk
5.05 Infos 9.10 Europa heute 9.35 Tag für Tag 10.08 Lebenszeit 11.35 Umwelt und Verbraucher 12.10 Informationen 13.35 Wirtschaft 14.10 Deutschland heute 14.35 Campus 15.05 Corso 15.35 @mediaras 15.52 Schalom 16.10 Büchermarkt 16.35 Forschung aktuell 17.05 Wirtschaft und Gesellschaft 17.15 Kultur heute 18.10 Infos 18.40 Hintergrund 19.04 Nachrichten leicht 19.09 Kommentar 19.35 Der Rest ist Geschichte 20.05 Feature. Autobiografie als Befreiungsschlag. Der Kulturwissenschaftler Helmut Lethen schreibt über sein Leben Judith Fehrenbacher, Renate Obermaier 21.05 Onstage. Saha da Silva (DK) 22.05 Spielraum. Soul City – Neues aus der Black Music-Szene 22.50 Sport aktuell 23.10 Der Tag 0.05 Radionacht

SZ Plus
Ihr SZ-Zugang – mit einem neuen iPad
Immer gut informiert – SZ Plus auf dem Tablet
Jetzt bestellen unter: sz.de/ipad24 089 / 21 83 99 25



Unsanft gelandet: Malaika Mihambo litt offenbar stärker als erwartet unter den Folgen ihrer Corona-Infektion und kam trotz ihrer guten Serie nie über sieben Meter hinaus.

FOTO: KIRILL KUDRYAVTSEV / AFP

Drama, Silber, Enttäuschung

Weitspringerin Malaika Mihambo gewinnt in einem kräftezehrenden Wettkampf Silber – und wird danach erschöpft aus dem Stadion gefahren. Für Speerwerfer Julian Weber endet der Abend mit einer weiteren bitteren Pointe auf interkontinentaler Bühne: In Paris reicht es nur zu Platz sechs.

Von Saskia Aleythe

Saint-Denis – Der Kopf wollte noch, aber der Körper konnte nicht mehr. Natürlich wollte der Kopf noch, Malaika Mihambo ist vor drei Jahren in Tokio nicht nur Olympiasiegerin im Weitsprung geworden, sondern auch im Nervenbewahren. Mit dem letzten Sprung war sie damals zum Sieg geflogen, wie schon öfter in ihrer Karriere. Auch am Donnerstag im Stade de France kam es auf Mihambos bekanntes Finish an, nach fünf Versuchen lag die 30-Jährige auf dem Silberrang, Gold war noch möglich.

„Solange ich noch einen Sprung habe, sind alle Chancen offen“, hatte sie am Vortag gesagt. „Komm schon!“, rief sie sich selbst zur Motivation zu, ging in die Hocke, spürte los – und lief dann über den Sprungbalken hinweg einfach durch. Über ihrem Gesicht lag der Schleier der Enttäuschung.

Diesmal war es eine andere, die sich im Scheinwerferlicht zur Olympiasiegerin krönte: Tara Davis-Woodhall aus den USA, deren Satz auf 7,10 Meter unübertroffen blieb. Die WM-Zweite vom vergangenen Jahr plumpste mit Freudentränen im Gesicht in den Sand, Mihambo applaudierte ihr. Ihr Sprung auf 6,98 Meter bedeutete Silber vor Jasmine Moore (6,96), ebenfalls aus den USA. Dann gingen die Medaillengewinnerinnen mit ihren Fahnen auf die Ehrenrunde – und plötzlich verließen die Deutsche die Kräfte. Im Rollstuhl wurde Mihambo aus dem Stadion gefahren, auch

ihr liefen jetzt Tränen über das Gesicht. Sie zeugten von einem herausfordernden Abend.

Zwischen den Sprüngen wirkte Mihambo erschöpft, man sah sie schwer atmend an einer Bande lehnen. Sie hatte sich vor Kurzem noch mit einer Coronainfektion geplagt, knapp acht Wochen vor Olympia steckte sie sich bei der Europameisterschaft in Rom an. Im EM-Finale war sie mit Kopfschmerzen angetreten, die ersten Anzeichen der Infektion, trotzdem wurde es Gold. Mit 7,22 Metern, dem zweitweitesten

Weber übertrifft die 90 Meter locker – aber nur beim Einwerfen

Sprung ihrer Karriere. Danach musste sie ihr Training anpassen. „Ich kämpfte immer noch mit Husten manchmal“, sagt Mihambo nach der Qualifikation im Stadion von Saint-Denis. Beim Diamond League Meeting Anfang Juli in Paris musste sie Atemübungen machen, um überhaupt drei Sprünge zeigen zu können. „Trotzdem habe ich nie den Kopf hängen lassen“, sagt Mihambo. Ihr Blick auf die Dinge ist stets ein positiver.

Die Infektion war es wohl auch, die sie jetzt in Saint-Denis entkräftete. Mit rund 40 Kilometer pro Stunde stürmt Mihambo bei ihren Sprüngen auf die Grube zu, sechs Mal hintereinander bedeutet das eine große Kraftanstrengung für einen geschwächten Körper. Wie Ulrich Knapp, Weitsprung-

Bundestrainer und persönlicher Coach von Mihambo dem ZDF sagte, habe sie mit verschleimten Bronchien zu kämpfen gehabt, ihr Gesundheitszustand habe sich nach der Qualifikation am Dienstag verschlechtert. Im Stadion habe Mihambo dann nach ihrem Wettkampf wohl eine Art Asthmaanfall erlitten, vermutlich eine Folge der Infektion. Der Deutsche Leichtathletik-Verband (DLV) bestätigte die Vorgänge.

Dass es trotzdem Silber geworden war, stuften Trainer und Verband als Erfolg ein. Die Ereignisse erinnerten stark an die EM 2022 in München: Auch damals war Mihambo mit den Nachwirkungen einer Coronainfektion angetreten, nach dem Wettkampf sogar zusammengebrochen. Und hatte trotzdem vorher Silber gewonnen, damals hinter Ivana Vuleta aus Serbien. Nun erreichte Mihambo („Es war genauso wie in München“) die zweite deutsche Medaille der Leichtathleten in Saint-Denis, nach Silber für Zehnkämpfer Leo Neugebauer.

Der Abend hatte mit guten Nachrichten begonnen: Mihambo zeigte gleich einen gütigen Versuch. Noch in der Qualifikation hatte sie mit ihrem Anlauf Probleme gehabt, war zwei Mal übertreten, es kam – mal wieder – auf den letzten Sprung an, den sie dann mit 30,9 Zentimetern Abstand zum Brett auf 6,86 Metern schraubte. Bei einem weiteren Fehlversuch wäre Mihambo in Saint-Denis an diesem Donnerstagabend gar nicht dabei gewesen. Ihr Motto: Mutig bleiben.

Das versuchte sie auch im Finale umzusetzen. Erst 6,77 Meter, dann 6,81 Meter,

Mihambo pirschte sich Sprung für Sprung an die Konkurrenz heran. Mit 6,95 Meter im dritten Versuch lag sie zur Halbzeit auf dem Bronzerang, den weitesten Satz des Tages hatte bis dahin schon Davis-Woodhall mit 7,05 Metern gezeigt. Und die Amerikanerin blieb die Gejagte: Mihambo übertrat im vierten Versuch, Davis-Woodhall

verbesserte sich auf 7,10 Meter. Mihambo nahm die Verfolgung auf, 6,98 Meter im fünften Durchgang. Dann ging es, wie so oft schon in Mihambos Karriere, um den allerletzten Sprung. Mit dem bekannten Ausgang.

Kurz nachdem Mihambo ihre Silbermedaille errungen hatte, war auch für Julian

Weber der Dienst beendet. Eine „gelassene Fokussiertheit“ hatte der Speerwerfer in diesem Finale an den Tag legen wollen, was genauso kompliziert ist, wie es klingt: sich auf dieses Finale zu konzentrieren, sich durch nichts ablenken lassen, dabei trotzdem so entspannt bleiben, dass man nicht verkrampft. Da lohnte es auch, sich anzuhören, was Weber über die von ihm – prinzipiell – anvisierte Marke von 90 Metern sagte. „Man darf die 90 nicht wollen, man muss es passieren lassen“, sagte er. Einen 90-Meter-Wurf kann man nicht planen, man muss ihn fühlen.

Im Finale fühlte ihn dann Arshad Nadeem aus Pakistan, im zweiten Versuch segelte sein Speer auf 92,97 Meter. Das löste nicht nur ein lautes „Oooh“ im Stadion aus, das war auch Olympischer Rekord. Und eine Weite, an die niemand mehr herankam. Silber ging an Tokio-Olympiasieger und Weltmeister Neeraj Chopra aus Indien (89,45), Anderson Peters aus Grenada holte Bronze (88,54).

Weber war in den vergangenen Jahren allzu oft an einer Medaille im interkontinentalen Vergleich vorbeigeschlittert. 14 Zentimeter fehlten ihm vor drei Jahren in Tokio zu Olympiabronze, auch bei den Weltmeisterschaften 2022 und 2023 wurde er Vierter. „Ich habe beim Einwerfen noch locker über 90 Meter geworfen. Es ist ärgerlich, dass ich nicht zeigen konnte, was ich drauf habe“, sagte Weber. So endete der Abend für die Deutschen maximal emotional: Mit Silber, Drama und einer Enttäuschung.



87,40 Meter reichen nicht für eine Medaille: Speerwerfer Julian Weber wird nach Platz vier 2021 in Tokio in Paris Sechster.

FOTO: KAI PFAFFENBACH / REUTERS

Weltrekord für McLaughlin-Levrone

Sydney McLaughlin-Levrone hat das mit Spannung erwartete Duell mit Femke Bol über 400 Meter Hürden triumphal für sich entschieden und in der Weltrekordzeit von 50,37 Sekunden olympisches Gold gewonnen. Die US-Amerikanerin verbesserte im Stade de France ihre Bestmarke von Anfang Juli bei den US-Trials um 28 Hundertstelsekunden und siegte vor Landsfrau Anna Cockrell (51,87). Bol blieb nur Bronze (52,15). McLaughlin-Levrone, die in Tokio bereits Olympiagold gewonnen hatte, sorgte zudem für den dritten Leichtathletik-Weltrekord bei den Spielen in Paris. Zuvor hatte Stabhochspringer Armand Duplantis seine Bestmarke auf 6,25 Meter geschraubt. Hinzu kam ein Rekord in der jungen Mixed-Disziplin über 4x400 Meter (USA/3:07,41 Minuten). **SID**

Vier Minuten lang geht gar nichts schief

Eine starke Anfangsphase und dann klappt kaum mehr was: Die deutschen Basketballer scheitern im Halbfinale an Frankreich. Der DBB-Auswahl bleibt noch eine Medaillenchance – gegen Serbien und Trainer Svetislav Pesic.

Paris – Die Vorzeichen standen gut für die deutschen Basketballer in diesem olympischen Halbfinale, den Gegner kannten sie ja noch aus der Vorrunde. Obwohl sie bereits fürs Viertelfinale qualifiziert waren, hatten Dennis Schröder und Co. Frankreich am vergangenen Freitag in Lille vor 27 000 Zuschauern 85:71 bezwungen – es war nicht weniger als eine Machtdemonstration des Weltmeisters. Was sollte da also schiefliegen beim Wiedersehen im Halbfinale in Paris-Bercy?

Es ging gar nichts schief – jedenfalls vier Minuten lang. Da stand es immer noch 18:9 für den Favoriten, der die Gastgeber vor 12 454 erst einmal recht stillen Fans mit einem 12:2-Blitzstart geschockt hatte. Doch danach erlebte die Mannschaft von Gordon Herbert, die nach ihrem Vorjahrestriumph bei den Weltmeisterschaften in Manila nun auch unbedingt ins Olympifinale einziehen wollte, einen schwarzen Abend. Zunächst bekam Johannes Thiemann den Finger eines gegnerischen Spielers ins Auge und musste behandelt werden. In der Offensive klappte nicht mehr viel, in der Defense wirkten die Deutschen überfordert, sobald ihre Gegner schnelle, überraschende Pässe spielten. Immerhin rettete der Favorit noch einen 33:33-Ausgleich in die Halbzeitpause.

Das deutsche Spiel wurde nach der 15-Minuten-Pause aber nicht besser, son-

dern noch fahriger – es war die schlechteste Leistung im gesamten Turnier. Erst zum Schluss zeigten sich die NBA-Spieler Schröder, mit 18 Punkten Topscorer des Spiels, sowie Franz und Moritz Wagner und ihre Kollegen wieder wehrhafter, aber da war es zu spät. Frankreich leuchtete, es revanchierte sich für die Vorrundenpleite mit einem verdienten 73:69 (33:33)-Erfolg und schickte die DBB-Auswahl ins Spiel um die Bronzemedaille an diesem Samstag zur Brunch-Zeit um 11 Uhr morgens.

„Sie haben sehr aggressiv gegen mich gespielt“, sagt Franz Wagner

Unten in der ersten Reihe applaudierten Dirk Nowitzki, Yannick Noah, Megan Rapinoe, Tony Parker und andere Sportgrößen Frankreich, später beim schweren Gang in die Katakomben sagte Franz Wagner: „Sie haben sehr aggressiv gegen mich gespielt, sie haben einen guten Job gemacht, mich aus der Zone herauszuhalten.“ Er hatte diesmal nur zehn Punkte erzielt, im ersten Spiel gegen die Franzosen war er mit 26 Punkten und spektakulären Dunks noch der beste Spieler auf dem Parkett gewesen. Isaac Bonga sagte, die „50:50-Bälle“ seien mitentscheidend gewesen, also die Rebounds, die zweiten Bälle. Und Andreas

Obst, der Dreierexperte vom FC Bayern München, fand: „Die Franzosen haben sehr gut verteidigt, die Räume eng gemacht. Wir haben selbst nicht ganz so aggressiv gespielt wie sonst.“

Diese Sätze brachten das Spiel auf den Punkt. Ein Spiel, in dem Frankreich noch eine katastrophalere Dreierquote hatte als die Deutschen (22 Prozent zu 29 Prozent), aber darum ging es am Ende nicht. Es ging um die kleinen Dinge, darum, eine Nuance wacher zu sein als der Gegner. 20 Punkte gelangen den Franzosen nach Ballverlusten der Deutschen, 18 nach zweiten Chancen, 11 nach Fastbreaks – weitaus mehr als der DBB-Auswahl. Und dabei musste ihre 2,24 Meter lange Ausnahmeerscheinung Victor Wembanyama, dem elf Punkte gelangen, gar nicht so sehr glänzen.

Irgendwann begann Schröder, sich beim Schiedsrichter zu beschweren, weil er hart angegangen wurde. Dann flüchtete Moritz Wagner beim 50:56 auf dem Weg unter den gegnerischen Korb der Ball aus der Hand. Es waren solche Zeichen, die dem Weltmeister den Weg in die Niederlage wiesen. Auch wenn es am Ende noch mal dramatisch wurde, 9,4 Sekunden vor Schluss waren die Deutschen auf 69:71 herangekommen. Doch dann traf Isaia Cordinier völlig cool seine beiden Freiwürfe und brachte die Bercy-Arena zum Tanzen. „Herzlichen Glückwunsch an Frankreich.

Wir waren heute nicht so gut, haben nicht gut auf den Ball aufgepasst“, sagte Bundestrainer Gordon Herbert nach der Partie nüchtern: „So kurz nach dem Spiel kann ich nur schwer nach vorne blicken, aber wir haben noch ein ganz, ganz wichtiges Spiel zu spielen. Und darum kümmern wir uns spätestens ab morgen früh.“

Es sah dann am späten Donnerstagabend lange Zeit danach aus, als müssten sie dieses Spiel um Platz drei ausgerechnet gegen die USA bestreiten, die mit NBA-Stars wie Stephen Curry, LeBron James, Kevin Durant oder Joel Embiid gespickte Über-Mannschaft des Turniers. Die Deutschen hatten sie vor einem Jahr im WM-Halbfinale von Manila aus dem Turnier befördert, nun drohte dem US-Team im zweiten Olympia-Halbfinale auch gegen Serbien das Aus. Sie lagen fast das gesamte Spiel über hinten, beim 15:13 führten sie letztmals – und dann erst wieder 2:24 Minuten vor Schluss, als Curry eine Dreier zum 37:86 verwandelte. Curry zeigte eine Weltklasse-Leistung, erzielte 36 Punkte, und stürzte Serbien beim 95:91-Zittersieg fast im Alleingang ins Tal der Tränen.

Deutschland gegen Serbien also, am Samstag, es geht wieder mal gegen einen alten Bekannten. Serbien unterlag dem DBB-Team vor einem Jahr im WM-Finale – Trainer Svetislav Pesic und seine Spieler sinnen auf Revanche. **Sebastian Winter**



Der Lange nervte die Weltmeister ganz schön: Der Franzose Victor Wembanyama zermürbte Dennis Schröder & Co. hinten und vorne.

FOTO: ARIS MESSINIS / AFP

Tränen und Tumulte

Die deutschen Hockeymänner unterliegen den Niederlanden im Finale im Shootout.

Paris – Der große Kampf um die Goldmedaille war verloren, die deutschen Hockeymänner sanken zu Boden – doch so richtig vorbei war dieses emotionale Finale gegen die Niederlande noch nicht. Ein Gegner in Orange provozierte den geschlagenen Torwart Jean-Paul Danneberg, Wut, Rudelbildung und Handgreiflichkeiten waren die Folge. Das olympische Endspiel endete im Chaos. Und das Warten der deutschen Männer auf das fünfte Gold geht weiter, Silber war in diesen Momenten ein schwacher Trost. 1:3 im Shootout hieß es am Ende gegen den großen Rivalen Niederlande, mit Tränen in den Augen drehte das deutsche Team später eine Ehrenrunde. Auf eine Analyse hatte Kapitän Mats Grambusch dann keine Lust mehr. „Das ist mir alles schief, weil wir verloren haben“, sagte er, „es tut einfach weh.“

Es ist für die Deutschen Männer die erste Medaille seit Bronze 2016 in Rio

Die deutschen Weltmeister waren in dieser Neuauflage des olympischen Endspiels von 2012 auf Augenhöhe mit dem Gegner, 1:1 (0:0) hatte es nach 60 intensiven Minuten gestanden. Thies Prinz (50.) glich die niederländische Führung durch Thierry Brinkman (46.) aus. Im Shootout hielt Danneberg dann zwei Versuche, doch es genügte nicht – und dann musste sich der Torhüter vom letzten Schützen Duco Telgenkamp auch noch verhöhnen lassen.

„Die Enttäuschung könnte nicht größer sein, wir haben bis zum Ende gekämpft“, sagte Bundestrainer Andre Henning, „wir haben aber leider nicht die Qualität gezeigt, die man im Penaltyschießen braucht.“ Einzig Justus Weigand verwandelte. Damit starb die Hoffnung auf das fünfte deutsche Olympia-Gold nach 1972, 1992, 2008 und 2012. In London hatte sich Deutschland vor zwölf Jahren gegen die Niederlande durchgesetzt. Immerhin: Deutschland fährt nach einem vierten Platz in Tokio 2021 wieder mit Edelmetall im Gepäck nach Hause.

Die erste Medaille seit Bronze 2016 in Rio war der Auswahl des Deutschen Hockey-Bundes (DHB) schon mit dem Finalinzug in Paris sicher, doch Kapitän Mats Grambusch und Co. verfolgten von Anfang an das Maximalziel. Silber zu haben sei „ein ganz, ganz großartiges Gefühl“ hatte der 31-Jährige erklärt: „Aber wir wollen Gold.“ Die hohen Ambitionen hatte Deutschland schon vor dem finalen Showdown um den Titel mit sechs Siegen aus sieben Spielen untermauert und dabei auch die Niederlande in der Vorrunde bezwungen (1:0). Vor den Augen von Bundeskanzler Olaf Scholz und DOSB-Präsident Thomas Weikert, die sich unter den rund 15.000 Zuschauern befanden, war die Mannschaft von Bundestrainer Andre Henning von Beginn an präsent in den Zweikämpfen. Es entwickelte sich eine intensive Partie, in der beide Teams wenig zuließen. Auch nach der Halbzeitpause neutralisierten sich die Mannschaften über weite Strecken, Jean-Paul Danneberg zeigte sich bei den wenigen Schüssen auf sein Tor zunächst hellwach – doch im Shootout bewies Oranje die stärkeren Nerven. **SID**



Unmittelbar nach dem Schlussspielfiff kam es zur Rudelbildung. FOTO: VENNENBERND/DPA

Tischtennisfrauen verlieren im Halbfinale

Paris – Trotz eines weiteren großen Auftritts von Olympiaentdeckung Annett Kaufmann haben die deutschen Tischtennispielerinnen im Halbfinale des Team-Wettbewerbs von Paris eine Sensation verpasst. Gegen die hochfavorisierten Japanerinnen gewann die erst 18 Jahre alte Kaufmann zwar auch ihr fünftes Einzel im Wettbewerb, dennoch unterlag die DTTB-Auswahl mit Kaufmann, Xiaona Shan und Wan Yuan den Tokio-Olympiazweiten 1:3 und spielt nun um Bronze. Im kleinen Finale tritt das DTTB-Team am Samstag (10 Uhr) ebenfalls als Außenseiter gegen Südkorea an. Die Japanerinnen treffen im Anschluss im Endspiel auf Tokio-Olympiasieger China.

Kaufmann hatte im Achtelfinale gegen die USA (3:2) und im Viertelfinale gegen Indien (3:1) mit je zwei Einzelsiegen glänzt und das DTTB-Team trotz der Ausfälle der Spitzenspielerinnen Nina Mittelham und Ying Han zum dritten Mal nacheinander unter die letzten vier Teams geführt. Im ersten Einzel lieferte Kaufmann nun gegen Miwa Harimoto ihr bislang stärkstes Olympia-Match ab und bezwang die Weltranglistensebte glatt 3:0 (11:9, 11:8, 11:8). **SID**



FOTO: ROBERT F. BUWATY/DPA

Ein Trainer, der zur Marke wurde

Das kleine Finale der deutschen Fußballerinnen wird das letzte Spiel für Horst Hrubesch. Damit endet die Karriere eines Mannes, der seine Teams wie ein Vater begleitete.

Paris – Es gibt über den Fußballer, Menschen, Trainer Horst Hrubesch eine Biografie von Andreas Schier, die schon wegen ihres Rechercheaufwands bemerkenswert ist, weil der Autor mit 200 Freunden, Spielern, Spielerinnen geredet hat. Fast alle, die mit ihm zu tun hatten, erinnern sich mit Wärme, das ist selten im Sportbetrieb, der die handelnden Personen oft zum Negativen verändert. Horst Hrubesch dagegen? Manuel Neuer, der ihn als Jugendspieler erlebt hat, sagt: „Horst Hrubesch war wie ein Freund. Er hat uns angeschaut und sofort wieder aus dem Dreck gezogen. So habe ich das noch nie erlebt.“

An diesem Freitag wird Hrubesch, 73, geboren in Hamm, als Trainer des Frauennationalteams sein letztes großes Spiel erleben, es geht um Bronze gegen die Weltmeisterinnen aus Spanien. Er selbst war als Mittelstürmer Europameister, Europapokalsieger mit dem HSV, sein Spitzname „Kopfballungeheuer“ ist Bestandteil deutscher Fußballhistorie, wie Lichtgestalt und Tante Käthe. Bei der Nacht von Sevilla, dem WM-Halbfinale 1982, hat er den entscheidenden Strafstoß verwandelt, und wer das Spiel damals gesehen hat, wird sich an ein Detail immer erinnern. Der Schiedsrichter legte den Ball auf den Punkt, und Hrubesch nahm ihn vor dem Schuss nicht nochmal in die Hand, um ihn sich, mit großer Geste, passend zurechtzulegen. Er lief einfach an und haute ihn rein. Nur nicht verwickelt machen lassen, von gar nichts.

Wer viel Erfolg hat, kann abheben. Oder er bleibt erst recht am Boden, der Erfolg ist wie eine Wegzehrung. Zu wissen, wie man

gewinnt, hilft einem über trübere Zeiten hinweg. Man kennt schließlich den Weg zum Glück, man wird ihn schon wiederfinden.

Die Anfänge des Trainers Hrubesch waren kompliziert. Rostock, Dresden, Wien. 2000 war er Nationalmannschaftsassistente, die Hochphase des Rumpelfußballs. Hrubesch, kein großer Rhetoriker, wurde verspottet, wie alle verspottet wurden, die damals mit dem DFB zu tun hatten, und sei es nur, weil sie die falschen Klamotten trugen. Die Trainerkarriere schien vorbei zu

Einmal mehr will eine seiner Mannschaften das Spiel für ihn gewinnen

sein, aber Hrubesch brachte seine Erfahrung und seine Integrität in den DFB-Jugendmannschaften ein, wurde U19-Europameister 2008 und U21-Europameister 2009, sechs Spieler dieses Teams wurden fünf Jahre danach Weltmeister. Hrubesch hatte Anteil am Aufschwung des deutschen Fußballs, aber er haute nicht aufs Blech, er sagte anderen nicht öffentlich, wie man es richtig macht. Er blieb an der Basis, und er blieb der, der er war. Michael Oening, Trainerkollege, in der Biografie: „Horst charakterisieren? Er ist ein sehr zufriedener, ausgeglichener Mensch.“

So ist es gekommen, dass der Trainer Hrubesch zu einer eigenen Marke wurde, eine warme Seele in eher grobem Körper; Lehrer und Vaterfigur. Einer, der optisch in die immer ausgefeiltere Sport- und Mediewelt nicht passt. Bei der Olympiaeinklei-

dung saß sogar der schicke Fischerhut der deutschen Delegation irgendwie schief auf seinem Kopf. Obwohl er doch Angler ist und ein Standardwerk geschrieben hat: „Dorschangeln vom Boot und an den Küsten“.

Aber auf die Verpackung kommt es nicht an. 2016 schaffte er mit der deutschen Männermannschaft die Qualifikation für Olympia in Rio, sie kamen bis ins Finale, und Hrubesch lief durchs Maracanã, als wäre das ein Bolzplatz in Hamm. Nur nicht verrückt machen lassen, von gar nichts. Nachdem sie im Elfmeterschießen gegen Brasilien verloren hatten, sagte Nils Petersen: „Wir hätten es gern für ihn gewonnen.“ Und Julian Brandt: „Der Trainer ist ein geiler Mensch. Er hat Qualitäten, die man nicht oft findet, das muss man einfach sagen.“

Vor Paris hat Hrubesch das verunsicherte Frauenteam übernommen, hat es stabilisiert und fast ins Finale geführt. Jetzt geht es um Bronze, aber gegen Spanien wird es schwer. „Das Spiel widmen wir ihm. Wir wollen unbedingt eine Medaille“, sagt Stürmerin Klara Bühl. Schon selten, dass Fußballer und Fußballerinnen für ihren Trainer spielen, aber so oft, wie das in Hrubeschs Karriere passiert ist, ist ein Muster zu erkennen: Es wird an ihm liegen. Der natürlich auch gewachsen ist, sogar als Rhetoriker. Über seine Zeit mit dem Frauenteam sagt Horst Hrubesch: „Ich muss einfach mal Danke sagen, wie sie mich mitgenommen haben, wie sie mich aufgenommen haben und wie sie mit mir umgegangen sind.“

Ein angemesseneres Schlusswort kann man sich gar nicht denken. **Holgerertz**

Gut wie nie

Beachvolleyballer Ehlers/Wickler gewinnen im Halbfinale gegen die Olympiasieger.

Paris – Eigentlich ist es gerade verboten, sich unter dem Eiffelturm Arm in Arm in den Sand zu legen, alles weiträumig abgesperrt, aber für Clemens Wickler, 29, aus Starnberg und Nils Ehlers, 30, aus Berlin haben sie am Donnerstagabend in Paris eine Ausnahme gemacht. Der 2,10-Meter-Mann Ehlers hatte sich einfach vornüber kippen lassen und lag eine Weile auf dem Bauch, Wickler, 1,91 Meter, war zur Seite weggekippt. Nach einer Weile robbte dann Ehlers zu Wickler, und da lagen die beiden deutschen Beachvolleyballer dann.

Um sie herum brandete Jubel auf, und die beiden werden definitiv noch mal wiederkommen: am späten Samstagabend, um 22.30 Uhr, wenn sich im olympischen Beachvolleyballfinale entscheidet, ob sie Paris mit Silber oder mit Gold um den Hals verlassen werden.

So gut wie in diesen Tagen haben Ehlers/Wickler noch nie zusammen Beachvolleyball gespielt. Ehlers war bisher dreimal Fünftler bei einer Europameisterschaft, einmal Neunter bei einer WM. Bei Wickler, 29, ist es so ähnlich. Mit seinem früheren Partner Julius Thole war Wickler 2019 Zweiter bei der Heim-WM in Hamburg. Aber eine Olympiamedaille?

Mal eine Olympiamedaille gewinnen – am Anfang lachten viele über sie

„Seit wir uns zusammengetan haben, sagen wir, wir wollen mal eine Olympiamedaille gewinnen“, sagte Nils Ehlers später, noch mit jeder Menge Sand auf den Armen und in den Haaren, „anfangs wurden wir dafür vielleicht ein bisschen verlacht.“ Nun ist einigen der weltbesten Beach-Paare in Paris das Lachen vergangen. Im Achtelfinale liefen Ehlers/Wickler den brasilianischen Weltranglistenzweiten Wander-

ley/Stein keine Chance, im Viertelfinale zauberten sie einen souveränen Sieg gegen die Niederländer Boermans/de Groot in den Sand, aber im Halbfinale warteten nun noch mal andere Kaliber: die norwegischen Olympiasieger von Tokio 2021, Anders Mol und Christian Sörum.

Sie sind das dritte deutsche Paar, das bei Olympia auf dem Podium steht

Den ersten Satz holten die Deutschen, als wäre es nichts, 21:13. „Da haben wir fast perfektes Beachvolleyball gespielt“, sagte Wickler, viel Risiko in den Aufschlägen, und am Netz machte Ehlers mit seiner Größe den Unterschied, seine Blocks ließen Mol und Sörum immer ratloser zurück. Aber manchmal reicht ein Netzfehler hier, ein zu wuchtig geschlagener Schmetterball da, und schon kann alles kippen. Den zweiten Satz holten sich die Norweger, 21:17. Die Entscheidung fiel also im Tiebreak, einem verkürzten Satz bis 15. Die Norweger gingen in Führung, die Deutschen konterteten, hatten schließlich zwei Matchbälle, dann nur noch einen, 14:13. Die Norweger schubsten den Ball übers Netz in den Sand. Ausgleich – oder?

„Ich habe gesehen, dass sich das Netz ein bisschen bewegt hat“, schilderte Ehlers später die dramatischen Minuten, die nun folgten. „Das kann auch mal vom Ball sein – aber diese Challenge mussten wir ziehen.“ Videobeweis also, und siehe da: Netzberührung der Norweger, Punkt für die Deutschen. Und dann lagen die beiden erst mal im Sand. Sie sind erst das dritte deutsche Männer-Paar, das bei Olympia eine Medaille gewinnt, nach Jörg Ahmann/Axel Hager 2000 in Sydney (Bronze) und Jonas Reckerermann/Julius Brink 2012 in London (Gold). **Claudio Catuogno**

Nicht der Größte, aber oft der Schlaueste

Frech, selbstbewusst und mit besonderem Handball-IQ: Renars Uscins, 22, entscheidet das Spiel gegen Frankreich.

Paris/München – Für den letzten Wurf in diesem zum Bersten spannenden Handballspiel hatte sich Renars Uscins ein besonders freches Ding aufgespart. Frankreich hatte gerade ausgeglichen, 34:34 in der Verlängerung, die deutschen Handballer hatten 14 Sekunden für einen letzten Angriff. Der Ball kam zu Uscins – und der 22-Jährige setzte seinen Wurf nicht über irgendeinen Franzosen hinweg ins Tor, sondern über den Kopf von Nikola Karabatic.

Karabatic, 40, mehrmaliger Welthandballer und prägender Vertreter seines Sports in den vergangenen 20 Jahren, wirkte seltsam passiv. Er hatte vielleicht mit einem Sprungwurf gerechnet, doch Uscins war schneller. Eine Bewegung auf Karabatic zu, ein Stemmsschritt, der Ball krachte links oben ins Eck. Alles viel zu rasant für Karabatic, es gibt Bilder, auf denen der Franzose dem Spielergerät hinterherschaut, die Arme leicht gehoben, flehender Blick in den Augen, als würde er ahnen, dass hier nichts mehr zu retten ist.

Ähnlich turbulent ging es im französischen Fernsehen zu. Auf Eurosport ließen die Kommentatoren ihrer Ungläubigkeit freien Lauf. „Noch einmal Nein! Uscins! Es ist nicht möglich... es ist vorbei.“ Auf einem anderen Sender, bei France 3, hatten die Reporter zum Ende der regulären Spielzeit gar den französischen Sieg verkündet. („Es ist gewonnen“) Ehe Uscins – nachdem der Franzose Dika Mem den Ball irrtümlich leichtfertig in die Arme von Julian Köster gespielt hatte – Sekundenbruchteile vor Schluss die Verlängerung erzwang. Es hagelte herbe Kritik an den Journalisten.

Uscins hatte in diesem Spiel 14 Tore erzielt, was für einen Mann, der im vergangenen Sommer noch Kapitän der U21-Weltmeistermannschaft war und gerade sein zweites großes Turnier für die deutsche Männer-Nationalmannschaft spielt, ein gewaltiger Wert ist. Da stellt sich die Frage: Ist Uscins ein Hochbegabter? Nicht auf den ersten Blick, es gibt jedenfalls viele Spieler, die größer sind (Uscins misst nur 1,89 Meter), härter werfen oder spektakulärer durch die Luft fliegen können als der gebürtige Lette, der seit seinem dritten Lebensjahr in Deutschland aufgewachsen ist und über den SC Magdeburg und den Bergischen HC den Weg zur TSV Hannover-Burgdorf fand. Für die spielt er seit 2022 in der Bundesliga – im Sommer hat er seinen Vertrag vorzeitig verlängert.

Bei Uscins sind es nicht die körperlichen Voraussetzungen, es ist die Art, wie er spielt. Kühl, nie hektisch, im Kopf oft handlungsschneller als viele Gegenspieler. Wenn diese erfassen, was Uscins vorhat, ist es meist zu spät. Uscins habe „einen hohen Handball-IQ“, sagt Christian Prokop, sein Coach in Hannover, der früher auch Bundestrainer war. Und er scheut nie die

Verantwortung. Als die Deutschen gegen Frankreich die ersten drei Siebenmeter verworfen hatten, übernahm Uscins diese Aufgabe, obwohl er im Profibereich zuvor noch nie einen Siebenmeter geworfen hatte. Er habe die Verunsicherung im Team gespürt, „da habe ich gesagt, ich nehme jetzt den Ball“, berichtete Uscins. Er verwandelte fortan alle Strafwürfe.



Er tut es schon wieder: Renars Uscins zieht ab, Frankreichs Nikola Karabatic kann nur zuschauen. FOTO: MARCO WOLF/JMAGO

Und die Sache mit den 14 Toren? Er wisse auch nicht, wie es passiert sei, „dass ich in so einen Flow gerate“, sagte Uscins. „Er hat das Spiel für uns alleine gewonnen“, sagte Teamkollege Rune Dahmke, was eine zulässige Übertreibung war. Bundestrainer Alfred Gislason nannte Uscins' Leistung „phänomenal“, obwohl der Rückraumspieler „ziemlich viel Härte abbekommen“ habe. In der Tat, die Franzosen hingen zeitweise mit drei ihrer kräftigsten Spieler am Körper von Uscins. Die Spanier werden sich vor dem Halbfinale am Freitag (16.30 Uhr in Lille) den Kopf zerbrechen, wie sie dem jungen Mann den Flow nehmen können.

Nach der Schluss sirene, nach der deutschen Jubelsause und den ersten Ovationen für Karabatic, der in diesem Viertelfinale das letzte Spiel seiner großen Karriere absolviert hatte, trafen sich beide noch mal auf dem Feld. Der freche Wurf über den Kopf hinweg war kein Thema mehr, es war ein herzliches Moment, beide umarmten sich, Karabatic lächelte Uscins lieb an, voller Anerkennung und ohne Groll. Die Worte, die beide wechselten, sind nicht bekannt. Geistes hätte: „Nicht schlecht, kleiner Freund.“ **Carsten Scheele**



Antreiben, hadern, trösten: Horst Hrubesch nach der Niederlage gegen die USA, mit der sich seine Zeit als Interimbundestrainer unweigerlich dem Ende zuneigt. FOTOS: ACTION PICTURES/JMAGO

Von Barbara Klimke

Vaires-sur-Marne/München – Nach Paris sind die Rennkanuten diese Woche bequem mit der Bahn gereist. Das große Paddeln steht traditionell erst gegen Ende der Spiele im Olympiaprogramm. Kritischer ist oft die Frage, ob die Ankunft der Kajaks ebenso entspannt verläuft. Vor drei Jahren bei den Spielen in Tokio wurde der Vierer, das pinkfarbene Flaggschiff des Deutschen Kanu-Verbands, beim Verladen in Luxemburg von einem Gabelstapler gerammt: Totalschaden des Paradeboots kurz vor den Wettkämpfen. In aller Eile wurde der zweite Prototyp frachtfertig gemacht, und die Gold-Crew des Vierers triumphierte dann rosarot im Ersatzboot.

Als nun am Donnerstag, am ersten Kanu-Finaltag, auf der Regattastrecke in Vaires-sur-Marne im Westen von Paris die Rennen begannen, war der rosa Bug des großen Männer-Mannschaftsboots nirgendwo zu sehen. Und zwar deshalb, weil er jetzt kohlrabenschwarz ist. Erst kürzlich ist das Quartett, bestehend aus Schlagmann Max Rendschmidt, 30, Max Lemke, 27, Jacob Schopf, 25, und Tom Liebscher-Lucz, 31, in ein neues Boot umgezogen. Wieder ein Unikat, eine Spezialanfertigung des Instituts für Forschung und Entwicklung von Sportgeräten (FES) in Berlin für die weltbeste Crew. Sie wären zwar lieber in Pink gefahren, sagte Cheftrainer Arndt Hanisch, aber mit dem Anstrich, rund zwei Kilo Farbe extra, hätte das Boot über dem Maximalgewicht gelegen.

„Die letzten 50 Meter waren hart“, sagt Schlagmann Rendschmidt

Auf die schwarze Bootsspitze kam es also an, als am Mittag der erste Startschuss erfolgte – und danach der zweite, weil das deutsche Team gleich einen Fehlstart verursachte. Dann schoss der schwarze Pfeil nach vorn, auf Kommando von Skipper Rendschmidt aus Essen, dem „weltbesten Schlagmann“, wie Hanisch sagt. Schon im Vorlauf war dieses Quartett mit olympischem Rekord durchs Wasser gewirbelt; seinen 500-Meter-Halbfinalauf am Vormittag hatte es ebenso so dominiert wie die Konkurrenten aus Australien ihrerseits ihr Rennen. Auf 140 Paddelschläge pro Minute bringt es dieses deutsche Team, zur Hälfte der Strecke lagen die Spanier knapp in Führung, Australien holte auf – „und die letzten fünfzig Meter“, sagte Rendschmidt, „waren hart“. Im Spurt flogen der deutsche und der australische Kajak fast gleichzeitig über die Ziellinie, in einem Fotofinish. Alle Kanuten verharrten, ausgelagert, ausgepumpt, auf ihren Sitzen, warteten auf die Auswertung des Zielfotos, und als die „1.“ neben Schwarz-Rot-Gold aufleuchtete, sprang Rendschmidt ins Wasser. Es hatte, tatsächlich, die schwarze Bootsspitze entschieden – um vier Hundertstelsekunden



Gold und Silber (v. l.): Max Rendschmidt, Max Lemke, Jacob Schopf und Tom Liebscher-Lucz paddeln – Paulina Paszek, Jule Marie Hake, Pauline Jagusch und Sarah Brüssler jubeln. FOTOS: E. NOROOZI/DPA/AF, MEMMLER/EIBNER/IMAGO

vor Australien und Spanien. „Man kann ja nicht jubeln und dann Silber haben“, sagte Liebscher später lächelnd. Denn Silber, und da liegt der Kern dieser glorreichen Padderei und Plackerei, entspricht nicht dem Anspruchsdenken des famosen Quartetts: Das Paradeschiff des Deutschen Kanu-Verbands war Olympiasieger 2016 in Rio de Janeiro und 2021 in Tokio. Rendschmidt und Liebscher saßen damals schon im Boot. Sie sind allesamt hochdekoriert, mehrmalige Weltmeister ohnehin: Rendschmidt, der am Donnerstag seine vierte olympische Goldmedaille entge-

genahm; Liebscher-Lucz der dreimalige Olympiasieger aus Dresden, Lemke, der zweimalige aus Potsdam. Nur für Jakob Schopf, den Jüngsten, stand bis dahin eine Silbermedaille im Zweier-Kajak aus Tokio zu Buche. Und wie enorm die Erwartung solch einer Kollegenschaft ist, ließ sich erahnen, als er sich bei der Siegerehrung die Tränen aus den Augen wischte: „Das ist für die Ewigkeit“, sagt er. Denn trotz dieser Vierer-Ahnenreihe war auch diesmal der Ausgang ungewiss. Nach dem Tokio-Sieg vor drei Jahren hatte der beeindruckend schnellkräftige Ronald

Rauhe, damals 39 Jahre alt, seine Karriere beendet, seinen Platz im Mannschaftsboot nahm Schopf, 17 Jahre jünger, ein. Die harte Arbeit, die Gröbel- und Tüftelphase, begannen damals von vorn. Denn was klingt wie ein simples Stühlerücken, wie ein Personalwechsel, ist ein wackeliges Unterfangen in dem schmalen, langen Gefährt: Jeder Tausch stört den Flow, jede Kleinigkeit bringt die labile Balance ins Schwanken. Der Zug, mit dem alle Vier ihr Paddel eintauchen, ist minutös abgestimmt: synchron, aber trotzdem zeitlich minimal versetzt. Erst im vergangenen Jahr nach ei-

nem Sitzwechsel, als Liebscher-Lucz ans Ende des Boots rückte und Lemke nach vorn auf Position zwei, flog der Vierer wieder übers Wasser und wurde, damals noch in Rosa, Weltmeister in Duisburg. Der Rest der deutschen Flotte in Vaires-sur-Marne ist allerdings bei der alten Farbe geblieben – auch der Frauen-Vierer von Paulina Paszek, Jule Hake, Pauline Jagusch und Sarah Brüssler. Nur wenige Minuten vor den Männern fiel der Startschuss für ihr 500-Meter-Finale, und das von Bundestrainer Ralf Straub betreute Team paddelte ebenfalls furios los. Am Ende fehlten nur

wenige Zentimeter: Neuseelands Boot, angetrieben von der sechsmaligen Olympiasiegerin Lisa Carrington, gewann das Rennen, die deutschen Rennkanuten sicherten sich die Silbermedaille – die erste dieser Spiele für den DKV. „Eigentlich wollte ich Olympiasiegerin werden“, sagte Paszek halb beglückt, halb enttäuscht. Aber was nicht ist, kann noch werden: Sie hat auch im Zweier-Kajak mit Jule Hake eine Chance. Der Vierer der Männer steigt ebenfalls um in zwei kleine Boote. Mit Aussichten? „Alles, was jetzt kommt, ist Zugabe“, sagte Max Lemke.



Der Poldi von Roland Garros

Der Kölner Schwergewichtsboxer Nelvie Tiafack holt in Paris Olympiabronze und erinnert dabei an einen wortgewaltigen Fußballer aus seiner Heimatstadt.

Paris – Im Stade Roland-Garros, wo normalerweise die Tennisprofis ihre Künste präsentieren, gibt es eine klare Ansage, wenn einer aus dem Publikum zu laut quatscht oder auch nur raschelt: „Quiet, please!“ Denn Tennis kann, in entscheidenden Momenten, ein angenehm verhaltener Sport sein, gelegentlich herrscht die Ruhe vor dem Sturm.

Deshalb war es eine schöne Idee (unter vielen anderen schönen Ideen) der Organisatoren in Paris, die Boxer und Boxerinnen zu ihren entscheidenden Kämpfen ausgerechnet hierherzuschicken und damit zwei Welten aufeinanderzutreffen zu lassen, die leise und die laute. Denn „quiet, please“ gilt als Benimmregel weder für das Boxpublikum noch für die Boxer selbst. Und Mittwochnacht galt sie erst recht nicht für Nelvie Tiafack, das Kölner Superschwergewicht. Soeben im Halbfinale war er vor 15 000 Leuten klarer Verlierer gewesen gegen den Usbeken Bahodir Jalolov, Olympiasieger von Tokio 2021 und seit sieben Jahren ungeschlagen. Aber, von der Grundstimmung her, war der 25-Jährige trotzdem ein Gewinner.

Quiet, please? Ach was. „Das hier ist absolut meins“, sagte Tiafack, der Schweiß tastete sich vom Schädel herab, bündelte sich und tropfte dann runter auf die Schultern. „Und wenn man das sieht, sieht man das auch: dass ich das liebe und dass mir das Spaß macht. Ich liebe es, vor so einem Riesepublikum mein Talent zu zeigen.“ Derart überzeugt ist der junge Mann von seiner Eignung, ein Publikum fesseln zu

können, dass er am Ende seiner kurzen Lobrede auf sich selbst zum Schluss kam: „Ich bin ein sehr interessanter Fighter für die Masse.“

Gegen Jalolov war er chancenlos, der Größenunterschied machte sich bemerkbar, Tiafack kam nicht ran an seinen Gegner, war nie Handelnder, blieb passiv. Rein sportlich war der Usbeken an diesem Kampfabend der interessantere Mann für die Masse, wobei die Masse vom rein Sportlichen oft gar nicht so viel Ahnung hat. Es geht immer um das Gesamtpaket: Was kann einer, und welche Geschichte hat er zu erzählen? Was das angeht, ist Nelvie Tiafack unschlagbar.

Tiafack wechselt nun zu den Profis – an Zuversicht fehlt es ihm nicht

Seine Biografie, per aspera ad astra, enthält entscheidende Kapitel einer klassischen Heldenreise. Vater früh gestorben, mit Mutter Josephine aus Buea in Kamerun nach Deutschland eingewandert, da war er ein Kind, acht Jahre alt. Zum Boxen gekommen, um Gewicht zu verlieren. Und dann beim SC Colonia 06, dem ältesten aktiven Boxverein Deutschlands, gereift zum deutschen Meister und schließlich Europameister 2022. Sein größter Erfolg, wobei ihm nach der Semifinalniederlage in Paris ja Bronze im Superschwergewicht bleibt, respektabel genug. Für den Deutschen Boxsport-Verband ist es die erste Olympiame-

daille im Superschwergewicht und seit 2016 das erste sogenannte Edelmetall: Damals in Rio holte Artem Harutyunyan im Halbweltergewicht Bronze.

Tiafack ist längst Kölner geworden, Herzenskölner, das spürt man: Ein positiver Mensch, der feiert, wenn es was zu feiern gibt. Die Stimmung in der Halle? „Einzigartig, einzigartig. Ich bin ja kein Franzose, aber die haben bei jedem Kampf Stimmgemacht. Und dann die Musik da zwischen durch. Absolut geil.“ Er erinnert ein bisschen an Lukas Podolski, einen anderen, dem Leben zugewandten Herzenskölner, der inzwischen auch als Geschäftsmann und Verkäufer erfolgreich ist: Döner und Speiseeis. Für Tiafack wäre das nichts, einer seiner härtesten Kämpfe ist der mit dem eigenen Körpergewicht. Stattdessen hat er einen Autoverleih aufgebaut, der Betrieb läuft gut, sagt er. „Wenn ich Profi bin, wird das allerdings eher ein Hobby werden. Aber ich habe einen Geschäftspartner, der das weiterhin macht. Und je größer wir werden, desto mehr Leute werden wir auch einstellen.“

Demnächst wird er also Profi sein, Preisboxer, die Olympischen Spiele waren sein letzter Termin als Amateur. Bei den Profis, sagt er, könnte dann auch so einer wie der mächtige Bahodir Jalolov schlagbar sein. „Es gibt da mehr Runden. Da hat man mehr Zeit. Da geht man noch ein anderes Tempo. Also werden meine Schläge noch mehr scheppern als jetzt hier.“ Wenn Nelvie Tiafack spricht, spricht die Zuversicht in Person. Holger Gertz



„Ich bin ein sehr interessanter Fighter für die Masse“: Nelvie Tiafack (links) verliert – aber gewinnt Bronze. FOTO: SINA SCHULDT/DPA

„Olympia ein bisschen unterschätzt“

Die drei Deutschen Lucia Dörfel, Alexander Megos und Yannick Flohé verpassen die Kletterfinals. Besonders die beiden Männer hatten sich mehr erhofft.

Paris/München – Und dann war es auch schon wieder vorbei, das Abenteuer Olympia. Keiner der drei deutschen Kletterer hat es ins Finale der Spiele in Paris geschafft – weder Lucia Dörfel bei den Frauen noch Alexander Megos und Yannick Flohé bei den Männern. Gerade letztere hatten sich Chancen aufs Finale ausgerechnet. Doch das war nicht drin. Am Mittwoch schieden Megos und Flohé aus, am Donnerstag dann Dörfel.

Dass es für die 24-jährige Chemnitzerin schwer werden würde, war von vornherein klar. Sie hat sich zwar in den vergangenen Jahren extrem gesteigert, kletterte aber in den Weltcup zuletzt nicht um die Medaillen mit. Bei den diesjährigen Spielen müssen die Athletinnen und Athleten in zwei Kletterdisziplinen antreten, im Bouldern und im Seilklettern. Nach dem Bouldern, dem Klettern ohne Sicherung auf Absprunghöhe, belegte Dörfel nur den 16. Platz, sie konnte bei keinem der vier Boulder den obersten Griff festhalten, der die mit Abstand meisten Punkte bringt. Dabei hatte sie sich vorgenommen, „in Paris jeden Boulder zu toppen“, wie sie bei Eurosport erklärt hatte.

Zwar ist es in der Theorie möglich, eine schwache Leistung im Bouldern mit einer Super-Performance im Seilklettern wieder auszugleichen, auch rein rechnerisch hätte das klappen können. Doch dafür hätte Dörfel es an der Kletterwand bis fast ganz oben schaffen müssen. Und das gelang am Donnerstag nur der Seilkletterspezialistin Ai Mori aus Japan und der einmal mehr alle überstrahlenden Slowenin Janja Garnbret.

Alexander Megos unterläuft ein klassischer Flüchtigkeitsfehler

Dörfel lieferte dennoch eine gute Leistung im Lead-Klettern ab, wie das Seilklettern auch genannt wird. Sie kam die 15 Meter hohe Wand auf der Sportkletteranlage Le Bourget ziemlich genau bis zur Hälfte hoch, bevor ihre Arme versagten. Damit kam sie weiter als zwei Konkurrentinnen, die sich am Ende fürs Finale qualifizieren konnten. Die waren zuvor allerdings im Bouldern deutlich stärker. Und so blieb es für Dörfel bei Rang 16 von 20.

Sie sei dennoch „einfach nur mega happy und stolz auf mich“, sagte sie wenige Stunden nach dem Finale. Vor allem der starke Auftritt im Lead sei für sie eine Bestätigung, dass sie auf diese Bühne gehöre. „Aber ich habe Olympia ein bisschen unterschätzt“, gab sie zu. Die vielen anderen Athleten, die enorme Aufmerksamkeit fürs



Finale verpasst: Die 24 Jahre alte Chemnitzerin Lucia Dörfel kommt am Donnerstag bei keinem der vier Boulder bis zum obersten Griff. FOTO: TSUNAGIRAYI MUKWAZHI/DPA/AF

Klettern, das große Publikum: „Es ist etwas ganz anderes als die Weltcup.“

Bei den Männern hatte sich am Tag zuvor ein ähnliches Bild geboten: Auch Megos und Flohé starteten alles andere als optimal in den Wettkampf. Flohé lag nach dem Bouldern auf Zwischenrang zwölf, Megos nur auf Rang 15. Zwar galt für sie das Gleiche wie für Dörfel: Das Finale war mit extrem guten Leistungen im Seilklettern theoretisch noch drin. Dafür hätten jedoch mehrere Topkletterer patzen müssen.

Megos startete am Mittwoch als erster Deutscher in den Lead-Wettkampf. Er gilt als der bessere Seilkletterer unter den beiden und generell als bester Sportkletterer Deutschlands. Zwar klettert er am liebsten – und noch besser – draußen am Fels und nicht an den Plastikgriffen der Wettkampfwände. Insbesondere die von vielen gemiedenen winzigen Griffe, Leisten genannt, liegen ihm jedoch auch in der Plastikvariante wie kaum einem anderen.

Es waren dann auch nicht die Griffe, die dem 30-Jährigen aus Erlangen den Finalzug kosteten. Er setzte noch im ersten Drittel der Route seinen Fuß zu ungenau auf einen Tritt, rutschte weg – und konnte sich nicht mehr halten. Megos war sichtlich wütend auf sich selbst, schrie seine Enttäuschung heraus, noch bevor der Sicherungsassistent ihn heruntergelassen und er den Boden wieder berührt hatte. Es war ein klassischer Flüchtigkeitsfehler, der ihm da unterlaufen war, lange bevor seine Arme zugemacht hätten und er aus

Erschöpfung nicht mehr weitergekommen wäre. 24 von 100 möglichen Punkten im Lead, seiner Paradedisziplin – das war nicht sein Anspruch für diese Olympischen Spiele.

Der zweite Deutsche Flohé konnte die Passage, bei der Megos wegrutschte, wenig später zwar meistern. Mit 39,1 Punkten war jedoch auch für ihn Schluss. Keine Topwertung, die Route für die Männer war extrem schwierig geschraubt; deutlich schwieriger als bei den Frauen, bei denen mehr Kletterinnen die obere Hälfte der Wand erreichten. Es kam auf Maximalkraft an – eigentlich eine Eigenschaft, die Flohé auszeichnet. Der 24-Jährige setzte sich mit seiner Gesamtzeit vorerst auf Rang fünf. Und musste zittern. Um ins Finale der besten Acht zu kommen, war er darauf angewiesen, dass vier Konkurrenten schlechter abliefern als er.

Und tatsächlich: Sowohl der Japaner Tomoa Narasaki als auch der Franzose Sam Avezou und der Belgier Hannes Van Duyen patzten, es sah gut aus für Flohé. Nur noch ein Ausrutscher eines im Bouldern besser platzierten Konkurrenten – und es hätte für ihn gereicht. Doch es sollte nicht sein. Am Ende blieb es beim neunten Platz, Megos wurde 13. „Es war mein Ziel, bei meinen ersten Olympischen Spielen das Finale zu erreichen“, so Flohé später auf Instagram. Dazu haben ihm nur ein paar Punkte respektive Griffe an der Kletterwand gefehlt. Flohé sieht's positiv: „Jetzt zurück zum Felsklettern.“ Vivien Timmer

GLEICHBERECHTIGUNG
BEI OLYMPIAGrenzen im
Becken

Von Sebastian Winter

Paris, das sind auch die Spiele der Gleichberechtigung. So haben es sich die Veranstalter auf die olympische Fahne geschrieben. 1900 galt für die Frauen noch: Dabeisein ist alles. Ihr Anteil lag bei 2,2 Prozent. St. Louis 1904, ein Rückschritt, nur 0,9 Prozent. Los Angeles 1984: 23 Prozent. London 2012: 44 Prozent. 2021 in Tokio: schon 48 Prozent. Und in Paris? 50 Prozent Frauen. Ist das nicht eine gute Nachricht?

Gegen Synchronschwimmer
gibt es viele Vorbehalte

Dass manche Wettkämpfe, wie das Ringen im griechisch-römischen Stil, weiter nur für Männer zugänglich sind; dass Männer in mehr Disziplinen Gold gewinnen können als Frauen; dass weit mehr Trainer und Funktionäre männlich sind – das gehört zu dieser Debatte dazu. Wie der Umstand, dass IOC-Präsident Thomas Bach keine Frau ist – wie alle IOC-Präsidenten vor ihm. Wäre Bach zugleich nicht Fechtolympiasieger geworden, sondern ein Rhythmischer Sportgymnast – er wäre wohl nie ins Amt gekommen. Denn bei Olympia treten in der Rhythmischen Sportgymnastik ausschließlich Frauen an. *Gender Equality*, die Gleichstellung der Geschlechter, ist also weiter vielschichtig.

Und damit zum Synchronschwimmen: Zum ersten Mal in der Olympiahistorie dürfen Männer in Paris synchronschwimmen. Zwar nur zwei pro Nation und nur im Teamwettbewerb. Aber immerhin. Auch das ist ein Weg hin zu mehr Gleichberechtigung, wenn auch ein steiniger. In der Meldeliste für Paris stand kein einziger Mann.

Dabei hatte das IOC die Zulassung als „bahnbrechende Neuerung“ beschrieben. Der Schwimm-Weltverband ließ zwei Galionsfiguren dieses Sports, Bill May und Giorgio Minisini, kräftig die Gender-Equality-Werbetrömmel rühren. May war 2015 bei der Männer-WM-Premiere der erste Goldgewinner. Der inzwischen 45-Jährige hätte in Paris Geschichte schreiben können. Doch er wurde vom Team USA aus dem Kader gestrichen – aus Leistungsaspekten. Zuvor hatte er in einem Interview mit der *New York Times* gesagt, dass es „fast wie ein Schlag ins Gesicht“ wäre, wenn Männer nicht vertreten wären.

Dem dreimaligen Weltmeister Giorgio Minisini aus Italien ging es ähnlich. Wie die USA (die am Mittwoch Silber hinter China und vor Spanien gewannen) und alle anderen Nationen hatte auch Italien auf acht Synchronschwimmerinnen plus Ersatzfrau gesetzt. Frustriert trat Minisini am 16. Juli zurück. „Ich fand es immer absurd, dass eine Disziplin weiter die Hälfte der Menschheit ausschließen will, wenn man bedenkt, was sie dadurch gewinnen könnte“, sagte er.

Ein neues Wertungssystem stellt im Synchronschwimmen Hebefiguren nun mehr in den Mittelpunkt, dies spräche für Männer als Teil des Teams. Doch die Vorbehalte, auch von Trainern, bleiben. Männer würden das einheitliche Bild stören, die Jurys verunsichern, sie seien nicht agil und leistungsfähig genug. Alte Zöpfe abzuschneiden unter den olympischen Ringen, das ist eben doch nicht ganz so einfach. Das gilt für Männer wie für Frauen.

Kandidatin Semenya

800-Meter-Olympiasiegerin will
Präsidentin des Weltverbands werden.

Berlin – Die zweimalige Olympiasiegerin Caster Semenya will Präsidentin des Leichtathletik-Weltverbandes World Athletics (WA) werden. „Ich arbeite an meiner Kandidatur für die Präsidentschaft. Ich fordere gern Leute heraus, die sich nicht um die Rechte von Athleten kümmern“, sagte die 33-Jährige der ARD. Die einstmalig weltweit beste 800-Meter-Läuferin kämpft seit Jahren gegen die Testosteronregeln des Weltverbandes. Mit Medikamenten sollte die Südafrikanerin ihren hohen natürlichen Testosteronspiegel unter einen Schwellenwert senken, damit sie über 800 Meter startberechtigt ist. Der Rechtsstreit darüber sorgte jahrelang für großes Aufsehen und hält bis heute an. Semenya sagte, dass es ihr bei der Kandidatur nicht um sie selbst gehe: „Es sollte darum gehen, den Athleten zu dienen. Es sollte darum gehen, sie zu schützen. Es sollte darum gehen, dafür zu sorgen, dass alle Sportler gleich behandelt werden.“ Die dritte und laut Satzung letzte Amtszeit des Briten Sebastian Coe als WA-Präsident endet 2027. **DPA**

OLYMPIA IN ZAHLEN

Den Zeitplan, Live-Ticker und alle Ergebnisse zu den Olympischen Spielen in Paris finden Sie unter [sz.de/olympiazahlen](https://www.sz.de/olympiazahlen) oder unter diesem QR-Code:



FOTO: JACK GUEZ/AFP

Der „Champions Park“ der Spiele von Paris ist ein Ort der Freude: Er bringt auch jenen Teil des Publikums, das sich die teuren Tickets für die Wettkämpfe nicht leisten kann oder will, mit seinen „Helden“ zusammen, so das Versprechen, mit mehr als 1000 „Siegerinnen und Siegern“. Der Champions Park, das ist jener von Tribünen eingehegte Laufsteig am Trocadéro gegenüber dem Eiffelturm, in dem auch das Finale der Eröffnungszeremonie stattfand. Für die Zuschauer ist der Eintritt frei, bis zu 13 000 versammeln sich hier jeden Abend. Für die Athletinnen und Athleten gilt eine exklusive Zugangsbeschränkung: Nur Medaillengewinner dürfen sich noch mal feiern lassen.

Und so begab es sich am Mittwoch, dass die brasilianische Turnerin Rebeca Andrade hier ihre drei Medaillen schwenkte, gefolgt von dem französischen Schwimmer Léon Marchand, der die nächste Überfigur im Schlepptau hatte: Michael Phelps. Eine kanadische Hammerwerferin war da, ein äthiopischer Läufer sowie die Eiskunstläufer aus den USA und Japan.

Eiskunstlaufen in Paris? Nun, manchmal ergibt sich so eine Sommer-Winter-Verirrung aus den Realitäten des Spitzensports. Und es ist schon

Auch die dunkelsten Stunden der
Spiele rücken in Paris ins hellste Licht

bemerkenswert, wie das Internationale Olympische Komitee selbst seine dunklen Stunden ins strahlende Licht zu rücken vermag. Rückblick zu den Winterspielen von Peking 2022, strenge Corona-Regulieren, Debatten um Menschenrechte, man erinnert sich, wenn auch ungern. Und dann dies: Die damals 15-jährige Kamila Walijewa, die kurz vor den Spielen positiv getestet worden war, startete trotzdem; im Teamwettbewerb tanzte sie Russland zu Gold, wenngleich Russland damals nicht Russland hieß, sondern „Russisches Olympisches Komitee (ROC)“, wegen des zurückliegenden Staatsdopingskandals.

Die Frage, wem für diesen Wettkampf die Medaillen zustehen, zog sich bis in die erste Woche der Paris-Spiele. Die Kanadier, damals Vierte, hatten beim Sportgerichtshof Cas beantragt, auf den Bronzerang vorzurücken. Das lehnte der Cas ab. Deshalb hier das offizielle Ergebnis, jetzt aber wirklich: Gold für die USA, Silber für Japan, Bronze für das ROC,

dafür reichten die Punkte auch ohne die aus der Wertung genommene Walijewa. Am Mittwoch fand in Paris die Siegerehrung statt.

Platz drei für irgendwas mit Russland, dieses Thema wurde elegant ausgeklammert. Auf Anfrage teilte das IOC mit: Da nun auch das ROC suspendiert sei (wegen des Angriffskriegs auf die Ukraine) sowie „aus logistischen Gründen“ seien die Russen nicht dabei. Dem Publikum wurde angekündigt: die Siegerehrung der Olympischen Spiele von Peking, Eiskunstlaufen Team, Gold und Silber. „Wegen eines positiven Dopingsfalls“ habe die Zeremonie in Peking nicht stattgefunden, so viel Transparenz gab es – nun feiere man hier die Athleten, „und die Werte, die sie vertreten“. Ein Siegerpodest gab es nicht, so blieb auch kein Treppchen leer.

Die Eiskünstler und -künstlerinnen aus den USA und Japan (im Bild) haben die heißeste Siegerehrung ihres Lebens sehr genossen in der Sonne von Paris. Die Japaner wirbelten einander danach sogar durch die Luft wie beim Paarlaufen. Alle glücklich also, Thema erledigt. Und weil im Champions Park, anders als sonst bei Olympia, sogar Werbung erlaubt ist, durfte gleich wieder der „Panasonic-DJ“ seine Beats auflegen. Es folgten: T-Shirt-Kanonen! Paartyyy! **Claudio Catuogno**

Jamaika kann auch werfen

Roje Stona wird in einem spektakulären Wettbewerb im Diskuswurf überraschend Olympiasieger. Der 25-Jährige ist ein Multitalent – und könnte deswegen auch noch eine Karriere im Football anstreben.

Von Saskia Aleythe

Saint-Denis – Roje Stona musste erst mal etwas klarstellen. Als der Diskuswerfer auf der Pressekonferenz nach seinem Wettbewerb als „erster Medaillengewinner Jamaikas in einer Wurfdisziplin“ vorgestellt wurde, erinnerte er den Moderator daran, dass es hier in Paris ja durchaus schon eine Medaille für sein Heimatland gegeben hatte: Bronze für den Kugelstoßer Rajindra Campbell. So viel Zeit muss sein, schließlich passiert in diesen olympischen Tagen etwas Beachtliches: Das Sprinterland Jamaika ist mit den Werfern und Stoßern gerade am erfolgreichsten. Aus dem Nichts kommt diese Entwicklung nicht: Schon bei der WM 2019 in Doha gewannen die Kugelstoßerin Danniell Thomas-Dodd und der Diskuswerfer Fedrick Dacres Silber.

Stona ist der erste Olympiasieger Jamaikas überhaupt in Paris, und nach dem Diskusfinale am Mittwochabend mussten alle Teilnehmer erst einmal ihre Eindrücke ver-

arbeiten. „Das war das umkämpfteste Diskusfinale jemals“, sagte Australiens Matthew Denny, der Bronzegewinner, und der sechstplatzierte Clemens Prüfer aus Potsdam merkte an: „Diesen Wettkampf werde ich mein Leben lang nicht vergessen.“ Zwei olympische Rekorde, dazu noch der Überraschungssieger aus Jamaika mit einer Punktlandung auf die Weite von 70,00 Metern – spektakulärer hätten sie sich diesen Abend kaum wünschen können.

Eigentlich wollte Litauens Mykolas Alekna, 21, seinem Vater Virgilijus nacheifern, der in Sydney und Athen Olympiagold gewonnen hatte. Und als der Sohn, seit April auch Weltrekordhalter, den Diskus im Stade de France im zweiten Versuch auf 69,97 Meter schickte, kam er seinem Ziel schon sehr nah. Das war olympischer Rekord, wer sollte das noch übertreffen? Roje Stona hatte bisher noch keine einzige Medaille bei internationalen Meisterschaften abstauben können. Was ihn dann aber nicht daran hinderte, bei Olympia groß aufzu-

trumpfen. Im vierten Versuch schleuderte er den Diskus noch drei Zentimeter weiter als Alekna. „Ich hatte nichts zu verlieren“, sagte der 25-Jährige, „jetzt fühlt es sich großartig an.“

Trainiert wird Stona von US-Kugelstoßer Ryan Crouser, der in Saint-Denis vor ein paar Tagen selbst Olympiasieger geworden war, zum dritten Mal. Auch mit der Kugel ist Stona talentiert, seine Bestweite von

„Ich wusste, dass große Weiten in Stona stecken“, sagte der Drittplatzierte

20,48 Metern hätte im Finale für Rang zehn gereicht. Und im Speerwurf waren Stona in diesem Jahr schon vor dem olympischen Auftritt 69,09 Meter gelungen.

„Ich wusste immer, dass große Weiten in ihm stecken“, sagte der Drittplatzierte Denny, dessen 69,31 Meter in Tokio noch für einen triumphalen Sieg bedeutet hät-

ten. Mit Traves Smikle und Ralford Mullings schafften es insgesamt drei jamaikanische Diskuswerfer ins Finale, für Deutschland war Clemens Prüfer dabei, der auf 67,41 Meter kam und überglücklich war: „Das war wahrscheinlich der beste Diskuswettkampf aller Zeiten. Mit meiner Leistung hätte ich in Tokio Bronze geholt.“ Es wäre aber sogar Silber geworden.

Roje Stona ist ein Mann mit vielen Talenten, nicht nur in der Leichtathletik. Noch vor ein paar Monaten absolvierte er Probetrainings bei den NFL-Teams von Green Bay und New Orleans, mit einem Kaderplatz klappte es bisher nicht. Trotzdem liebte er noch mit einer Football-Karriere, auch weil die Leichtathletik immer wieder um Aufmerksamkeit kämpfen muss. „Ich muss mir jetzt viele Gedanken machen und einige Entscheidungen treffen“, sagte Stona nach seinem Olympiasieg. Für seinen Erfolg gibt es 50 000 Dollar vom Weltverband, nur ein Bruchteil im Vergleich zu den NFL-Gehältern.



Am Ende war vielleicht niemand so erstaunt über seinen Olympia-Sieg wie Diskuswerfer Roje Stona selbst.

FOTO: PAWEŁ KOPCZYŃSKI/AFP

KURZ GEMELDET

Keine Bahnradmedaillen

Emma Hinze hat eine Medaille im Keirin und damit ihr zweites Edelmetall bei den Bahnradwettbewerben der Olympischen Spiele verpasst. Die 26-Jährige musste sich in dem packenden Finale des Kampfsprints mit Platz fünf begnügen. Olympiasiegerin wurde Elisse Andrews aus Neuseeland. Zuvor hatte Hinze im Velodrome National in Saint-Quentin-en-Yvelines bereits Bronze im Teamsprint gewonnen. Lea Sophie Friedrich war bereits im Halbfinale ausgeschieden, belegte letztlich Platz sieben. „Beide waren in den entscheidenden Läufen einfach nicht konsequent genug“, sagte Bundestrainer Jan van Eijden: „Das hat den Finalinzug für Lea gekostet, im Finale die mögliche Medaille für Emma. Sie waren einfach nie im Rennen. Beide sind super enttäuscht, ich bin auch enttäuscht. Sie haben viel mehr drauf.“

Das bisher letzte Einzelgold hatten die deutschen Bahnradfahrerinnen vor acht Jahren gewonnen. In Rio de Janeiro triumphierte Kristina Vogel in der Königsdisziplin Sprint. **DPA, SID**

Aus für Weißenberg

Leichtathletin Sophie Weißenberg hat sich unmittelbar vor dem Start in den olympischen Siebenkampf eine schwere Verletzung zugezogen. Die 26-Jährige erlitt beim Einlaufen für den Hürdensprint einen Riss der Achillessehne. Die WM-Siebte von 2023 lag im Stade de France weinend am Boden und wurde vom medizinischen Personal betreut. Wenig später schoben die Helfer Weißenberg in einen Rollstuhl von der Bahn. Der Deutsche Leichtathletik-Verband (DLV) bestätigte später die Diagnose. **DPA, SID**

Athletenvertreterin Kim Bui

Der deutsche Sport ist weiter in der Athletenkommission des Internationalen Olympischen Komitees (IOC) vertreten. Die ehemalige Turnerin Kim Bui gehört künftig dem Gremium an. Zwei Jahre nach ihrem Rücktritt ist die 35 Jahre alte EM-Dritte mit der Mannschaft von 2022 bei den Olympischen Spielen in Paris in die Athletenkommission des IOC gewählt worden. Von den Olympiastartern votierten 1721 für die Stuttgarterin. Das war der zweitbeste Wert hinter der ehemaligen Leichtathletin Allyson Felix aus den USA. Auf die frühere 400-Meter-Sprinterin und siebenmalige Olympiasiegerin entfielen 2880 der insgesamt 6576 abgegebenen Stimmen. **DPA**

Die heißeste Flamme von Paris

Schöne der Nacht, Wahrzeichen der Stadt, Social-Media-Liebling: Nicht einmal ihr Designer Mathieu Lehanneur hätte gedacht, dass die „Vasque“, das künstliche olympische Feuer und sein Trägerballon, zum größten Star der Sommerspiele aufsteigt.

Von Oliver Meiler

So viel spontane Liebe war selten, so viel Umarmung, selbst in der Stadt der Liebe. Wenn die Nacht über Paris kommt, mit ihrer gewohnt übertriebenen Ladung an Romantik, steigt im Jardin des Tuileries die *vasque* in den Himmel – so muss man sie nennen, weiblich, am besten schon mal mit Großbuchstaben: Vasque – als gäbe es nur diese eine Feuerschale mit ihrem nur scheinbar brennenden Ballon, Symbol der Olympischen Sommerspiele von Paris. Denn ja, gab es je eine wie sie? Ihr Erfinder, der Designer Mathieu Lehanneur, sagte es bei einem Auftritt vor den Medien so: „Die Leute haben sie adoptiert.“ Das trifft er schon sehr gut: amor populi, Volkes Liebe.

Jeden Abend also, irgendwann zwischen 20 und 22 Uhr, erhebt sich die Vasque über die Dächer von Paris und bleibt da bis zwei Uhr morgens 60 Meter über dem Boden hängen, unheimlich instagrammable und populär. Nur ein paar Tausend Menschen dürfen in den Garten und aus der Nähe zuschauen: Die Eintrittskarten sind umsonst, aber eben limitiert.

Doch es gibt ohnehin bessere Orte, um die Vasque zu fotografieren, spektakuläre, mit und ohne Weitwinkel, Kenner haben sie auf Listen festgehalten. Von der Rue de Rivoli etwa, südwestwärts: Vasque mit Eiffelturm. Oder von hinter dem Arc de Triomphe, an der Place Charles-de-Gaulle: Vasque im Triumphbogen. Oder vom Louvre: Vasque mit Glaspypiramide, Arc de Triomphe du Carrousel und Obelisk an der Place de la Concorde, eine Achse. Oder vom linken Ufer der Seine: Vasque mit der Sacré-Cœur-Basilika auf dem Montmartre in der Ferne. Die Menschen warten stundenlang auf den richtigen Moment, auf das richtige Licht, wie man sonst auf die Eröffnung eines neuen Ladens wartet.

Und so hat Anne Hidalgo, die Pariser Bürgermeisterin, schon nach wenigen Tagen beantragt, dass die Vasque der Stadt auch nach den Spielen erhalten bleiben sollte, und zwar am liebsten genau da, wo sie jetzt ist. Der Jardin des Tuileries gehört dem französischen Staat, es entscheidet also der Präsident der Republik, per Dekret, und Emmanuel Macron findet die Idee natürlich ganz wunderbar. Es gilt nun nur noch, einige logistische und technische Fragen zu lösen. Wäre der Garten als dauerhafter Standort zu kompliziert, hätte die Stadtverwaltung ein paar alternative Ideen, die sie vorderhand aber lieber für sich behält.

Bevor die Vasque nun also bald zu einem neuen Wahrzeichen der Stadt aufsteigen

wird, als Vermächtnis aus diesem hübschen Sommer des Jahres 2024, müssen hier ein paar Dinge noch einmal gesagt sein: Nein, das Feuer in der Schale ist nicht wirklich Feuer, und die Unterseite des Ballons brennt nicht, das sieht nur so aus. Starke LED-Lampen erzeugen den Effekt, der Rauch kommt aus Düsen. Die ganze vermeintliche Wärme, sie ist kalt, elektrisch, gespeist aus erneuerbaren Energien. Der französische Stromkonzern EDF hat da mitgeholfen.

„Die Auftraggeber“, sagte Lehanneur und meinte damit die Stadt Paris und das olympische Organisationskomitee, „hatten viel Lust, mit diesem Projekt ein Risiko einzugehen, etwas zu wagen, was in der Geschichte der Olympischen Spiele noch niemand gewagt hatte.“ Damit die Nummer mit der vermeintlichen Entzündung der Flammenschale bei der Eröffnungsfeier am 26. Juli bis zuletzt geheim blieb, konnte man nur Teile davon proben. Immerhin: Der Regen, der an jenem Abend so biblisch fallen sollte, spielte keine Rolle.

Der Ballon erinnert an die Brüder Montgolfier, er ist ein Symbol für Freiheit

Die Vasque, so war der Plan, hätte nach den Olympischen und den Paralympischen Spielen wieder abgebaut werden sollen, also im September, jeder Bestandteil sollte recycelt werden. „Wir hatten bereits eine Serie von Sitzungen dazu gehabt, wie wir die Demontage vornehmen würden“, sagte Lehanneur. Ein bisschen wie beim Eiffelturm war das, auch der sollte bekanntlich nach der Weltausstellung von 1900 wieder zerlegt werden, Stück für Stück, und brachte es ja dann mit der Zeit zu planetarischer Popularität.

„Nicht eine Sekunde dachten wir, dass die Vasque diese Spiele überleben würde“, gab Lehanneur zu. Bei der Projektierung hat sich der Designer, der auch die olympische Fackel entworfen hat, bei einem der drei Prinzipien der republikanischen Lösung inspirieren lassen – bei der *liberté*, der Freiheit. „Was symbolisiert Freiheit mehr als dieser Abflug?“, sagte er. Der Ballon ist auch eine Reminiszenz an die Brüder Montgolfier, Joseph-Michel und Jacques-Étienne, beide Ingenieure, die 1783 den Heißluftballon erfanden, so etwas wie den ersten fliegenden Untersatz der Menschheit. Es fließt halt schon viel Frankreich zusammen in dieser Vasque, weiblich, mit Großbuchstaben und dem Zeug zur Ikone.



Fotogene Himmelserscheinung: In 60 Metern Höhe schwebt die Vasque über Paris – und fügt sich perfekt in die Achse der besten Motive.

FOTO: ARNAUD DUMONTIER/IMAGO

Aber die Seine war stärker

Leonie Beck, beste Freiwasserschwimmerin der Welt, kommt in Paris mit der Strömung des Flusses nicht zurecht. Ihr bleiben blutige Schrammen – und der enttäuschende neunte Platz.

Paris – Ein wunderbar sonniger Donners-tagmorgen an der Seine, angenehme 23 Grad Wassertemperatur, laut Messungen auch eine akzeptable Bakterienkonzentration, jedenfalls lag sie unter den Grenzwerten. Die Strömung: nicht mehr ganz so schlimm wie noch vor ein paar Wochen. Mit 0,7 Metern pro Sekunde floss der Fluss unter dem Pont Alexandre III entlang durch die Stadt. Da sollte sich ein Sprung ins Wasser doch lohnen für Leonie Beck, die um 7,30 Uhr zusammen mit 23 anderen Athletinnen hineinhechtete vom Ponton.

Freiwasserschwimmen wird auch Marathonschwimmen oder, im Englischen, Open Water Swimming, genannt. Und genauso fühlt es sich oft an. Zehrend und anstrengend ist es, manchmal unberechenbar. Ohne Verpflegung, die von Angeln gereicht wird, geht es nicht. Beruhigend war, dass nach diesem olympischen Wettbewerb über die zehn Kilometer alle wieder an Land kamen – auch wenn die Chinesin Xin Xin als Letzte einen Rückstand von mehr als 23 Minuten hatte.

Das Rennen habe sich für sie angefühlt wie zwei Stunden Krafttraining

Beunruhigend, jedenfalls aus der Sicht der Mitfavoritin Beck, der Doppel-Weltmeisterin von Fukuoka 2023 und Doppel-Europameisterin von Belgrad 2024: Sie hatte bereits nach der ersten Runde eine Hypothek von 53,2 Sekunden. Auf der vierten Runde verlor sie flussaufwärts nach der Wendeboje gegen die Strömung nochmals fast eine Minute. Nach 2:06,13 Stunden kam sie schließlich auf Platz neun ins Ziel, mehr als zweieinhalb Minuten hinter der neuen Olympiasiegerin Sharon van Rouwendaal. Die Niederländerin trainiert in Magdeburg in der Gruppe von Florian Wellbrock, wie auch Silbergewinnerin Moshesha Johnson aus Australien.

Was war Beck passiert? Man sah lange, rote Striemen an ihrem linken Arm, als sie durch die Interviewzone zu einem weiteren Marathon an Land antrat. Hinterlassen-

schaften von dornigen Ranken waren das, die am Rand der Seine in den Fluss hinab-hängen und vorher besser entfernt worden wären – aber es sind ja nachhaltige Olympische Spiele. Beck sagte ohnehin: „Ich hatte andere Probleme. Es waren zwei Stunden Krafttraining, Zugseil, von Anfang bis Ende. Und ich bin ein Lachs, habe null Muskeln, wie soll ich zwei Stunden Krafttraining machen. Ich bin noch nie gegen so eine starke Strömung geschwommen.“ Das solle aber, ergänzte sie, keine Ausrede sein

– die Bedingungen seien schließlich für alle gleich gewesen.

Becks Taktik ist in der Regel immer, möglichst lange möglichst viel Kraft zu sparen, um dann auf den letzten ein, zwei Runden nach vorn zu preschen und die Konkurrenz im Schlussspurt zu überholen. So hat die Augsburgerin, die seit drei Jahren bei der italienischen Gruppe um Gregorio Paltrinieri in Ostia trainiert, auch ihre WM-Titel in Japan über fünf und zehn Kilometer gewonnen. Doch die 27-Jährige hatte dies-

mal nicht den Hauch einer Chance, sie wurde von der Strömung einfach weggespült. „Ich weiß nicht, was ich anders hätte machen können. Ich habe versucht aufzuhalten, aber sie waren dann irgendwann weg“, sagte Beck. „Es tut mir so leid, für meine Familie, Freunde, es sind 40, 50 Leute wegen mir gekommen.“

Beck, das sollte man wissen, ist gerade Weltcup-Führende in dieser Saison, die beste Athletin im See, im Meer, dort also, wo normalerweise solche Rennen stattfin-

den. Sie hat ihre Konkurrentinnen das Fürchten gelehrt, seit bald zwei Jahren dominiert sie ihren Sport. Sie ist eine sehr fröhliche Frau mit positiver Grundeinstellung, sie lacht gerne, ihr Glas ist immer halb voll und fast nie halb leer. Aber nun war es leer.

Sie habe sich ein Jahr lang auf diesen Wettkampf vorbereitet, auch mental sei das nicht einfach gewesen, sagte sie. Nun frustrierten sie die Unwägbarkeiten des Rennens. Die Politik und die Veranstalter

wollten in der Welt unbedingt das Bild der sauberen Seine verbreiten, die von 2025 an der gesamten Bevölkerung als Freiluftschwimmbad dienen soll.

Schon vor dem Wettkampf hatten Beck und auch Wellbrock Kritik geübt. Die starke Strömung, die Wasserqualität, wie solle man das planen. Nun wurde um 4 Uhr nachts, 210 Minuten vor dem Start, entschieden, dass das Rennen tatsächlich stattfinden wird. Beck nahm die Kritik nach ihrem Wettkampf wieder auf: „Wenn vielleicht doch mal die Athleten nach vorne gestellt werden, sollte man verstehen, dass das nicht das optimale Rennen ist. Für mich hat das nichts mit einem durchschnittlichen Freiwasserrennen zu tun. Es gibt ja auch sonst kein Rennen im Fluss. Für mich war es eine andere Sportart.“

Kritik an Beck kommt vom Bundestrainer: „Sie hat das vollkommen unterschätzt.“

Bei der Verpflegungsstation hat sie sich kaum halten können, auf dem Rücken aus einer Flasche trinkend. Und an der Ufermauer, an der entlang sie Runde um Runde zurückschwamm, fand sie die Ideallinie nicht. „Ich bin ja schon in der Mauer drin geschwommen, habe sozusagen versucht, sie zu küssen“, sagte Beck. Bundestrainer Bernd Berkahn sah das anders, er kritisierte sie recht deutlich: „Sie sollte immer an der Wand bleiben, ist aber sehr früh rausgezogen in die Strömung und hat das vollkommen unterschätzt.“ Am Vortag hatte Beck auf das einzig mögliche Training verzichtet und sich im Indoor-Pool vorbereitet, auch aus Angst, sich eine Magen-Darm-Infektion zuzuziehen und nicht starten zu können. Ein Fehler? „Es hätte auch nichts geändert“, sagte sie.

So stand Leonie Beck dann da, mit einer Cola in der Hand, „zum Desinfizieren“. Sie hatte von einer Medaille geträumt, doch alles, was der Fluss ihr ließ, waren blutige Kratzer – und das schale Gefühl, dass die Seine ihr gezeigte hatte, wer die Stärkere ist.

Sebastian Winter



„Ich bin ja schon in der Mauer drin geschwommen, habe sozusagen versucht, sie zu küssen“: Leonie Beck, im großen Bild rechts. FOTOS: LISA LEUTNER/REUTERS, SARAH STIER/GETTY

„Neues Abenteuer“

Marco Reus wechselt wohl aus Dortmund nach Los Angeles.

Los Angeles – Der frühere Fußball-Nationalspieler Marco Reus setzt seine Karriere in den USA in der Major League Soccer MLS fort. Laut Transferexperte Fabrizio Romano wechselt der langjährige Profi des Bundesligisten Borussia Dortmund zum US-Club Los Angeles Galaxy. Der ablösefreie Deal sei abgeschlossen, nachdem die erste Vereinbarung im Juli bekanntgegeben worden war. Reus soll einen Vertrag bis Dezember 2025 plus Option auf Verlängerung erhalten. Der 35-Jährige werde in den kommenden Tagen zum Medizincheck und zur Vertragsunterzeichnung an die Westküste der USA fliegen.

Reus hatte beim BVB nach zwölf Jahren keinen neuen Vertrag mehr erhalten. Der gebürtige Dortmunder hat nach eigener Aussage noch mal Lust „auf ein neues Abenteuer“. Vor Kurzem hatte LA-Trainer Greg Vanney, 50, mit großer Wertschätzung über Reus gesprochen: „Ein Spieler mit seinem Profil bringt Erfahrung, Qualität und Vielseitigkeit mit, außerdem eine Siegermentalität, eine Meisterschaftsmentalität. Diese Art von Dingen sind immer gut für Teams.“ **DPA**

Büskens geht

Der frühere Profi und ehemalige Co-Trainer verlässt Schalke 04.

Gelsenkirchen – Mike Büskens und Schalke 04 gehen künftig getrennte Wege. Der Fußball-Zweitligist und der 56-Jährige einigten sich darauf, „die Zusammenarbeit nicht fortzusetzen“, wie es in einer Mitteilung des Klubs hieß. Büskens sagte, er fühle sich „emotional nicht in der Lage, im Moment über eine gemeinsame weitere Zukunft“ zu sprechen. Schalke hatte schon im Mai erklärt, dass Büskens seinen Posten als Co-Trainer zur neuen Saison verlassen müsse. Im Jahr 2022 hatte er den Klub als Interimstrainer zum Aufstieg in die Bundesliga geführt. Danach war der frühere Profi, der als „Eurofighter“ mit Schalke 1997 den Uefa-Cup gewonnen hatte, unter anderem als „Verbindungstrainer“ aktiv.

Während Schalkes Vorstandsvorsitzender Matthias Tillmann Büskens für dessen „geleistete Arbeit in den vergangenen Jahren“ dankte, blickte der ehemalige Mittelfeldspieler vor allem auf die letzten Jahre mit gemischten Gefühlen. Die Zeit mit „unzähligen Personalwechseln auf allen Ebenen“ und „mehr als zwei Händen voll an verschiedensten Vorständen, Direktoren und Trainern“ müsse er erst einmal sacken lassen. Er habe indes „jeden Tag am Berger Feld genossen“, sagte Büskens weiter und schloss eine Rückkehr nicht aus: „Das letzte Kapitel in der Geschichte zwischen dem geilsten Klub der Welt und mir, das ist noch nicht geschrieben.“ **SID**

„Perfekte Ergänzung“

Lars Stindl wird Co-Trainer bei der U20-Nationalmannschaft.

Frankfurt – Der ehemalige Nationalspieler Lars Stindl schlägt nach dem Ende seiner aktiven Fußballkarriere die Trainerlaufbahn ein. Ab dem 1. September wird der 35-Jährige als Assistenzcoach der deutschen U20-Nationalmannschaft arbeiten, wie der Deutsche Fußball-Bund (DFB) am Donnerstag verkündete. „Wir sind davon überzeugt, dass er ein toller Trainer werden wird. Er ist die perfekte Ergänzung des Trainerteams um Hannes Wolf und Daniel Stredak in diesem Altersbereich“, sagte Kai Krüger, Leiter der Junioren-Nationalmannschaften. Stindl sieht seine neue Aufgabe als „perfekte Möglichkeit, meine ersten Schritte im Trainer-Bereich zu machen.“ Der Mittelfeldspieler bestritt für das Nationalteam elf Länderspiele. In der Bundesliga absolvierte Stindl insgesamt 376 Einsätze für den Karlsruher SC, Hannover 96 und Borussia Mönchengladbach. Bei seinem Ausbildungsverein KSC beendete er dann in diesem Sommer in der zweiten Bundesliga seine Profikarriere. **SID**



FOTO: KLAUS RAINER KRIEGER/IMAGO

Wolf nach Augsburg

Der 29-jährige Rechtsverteidiger kommt ablösefrei von Borussia Dortmund.

Augsburg – Der FC Augsburg hat einen neuen Rechtsverteidiger gefunden und den fünfmaligen Nationalspieler Marius Wolf verpflichtet. Der 29-Jährige, der in der vergangenen Saison mit Borussia Dortmund das Champions-League-Finale gegen Real Madrid (0:2) verloren hat, unterzeichnete einen Dreijahresvertrag bis zum 30. Juni 2027. Dies teilte der Fußball-Bundesligist mit. Wolfs Vertrag in Dortmund war Ende Juni ausgelaufen, weshalb er ablösefrei ist. Er hat bei den Augsburgern auch schon das Training aufgenommen.

Die Generalprobe steigt am Samstag gegen Marseille

„Ich freue mich, dass meine Bundesligazeit nach dem Abschied aus Dortmund nun beim FCA weitergeht“, sagte Wolf. „Ich habe den FCA als ambitionierten Verein kennengelernt, der bereit ist, auf dem Platz alles zu geben. Das passt sehr gut zu mir, denn ich möchte mit meiner Spielweise alles dafür tun, der Mannschaft bestmöglich zu helfen.“ Der im oberfränkischen Coburg geborene Profi wurde bei

1860 München ausgebildet und hat insgesamt 175 Bundesligaspiele für Dortmund, Eintracht Frankfurt, den 1. FC Köln, Hertha BSC und Hannover 96 absolviert. Dabei gelangen ihm 13 Tore, er gab 21 Vorlagen. Für den BVB kam er zudem in 19 Champions-League-Partien zum Einsatz. „Marius Wolf hat sich dank seiner fußballerischen Qualitäten und insbesondere durch seinen Fleiß und Einsatzwillen eine beeindruckende Laufbahn bis hin zu Einsätzen für die deutsche Nationalmannschaft erarbeitet. Er ist ein mannschaftsdienlicher Spieler, der nicht nur viel Energie und Mentalität in unsere Mannschaft einbringen wird, sondern auch durch seinen Offensivdrang besticht“, sagte Augsburgs Sportdirektor Marinko Jurendic.

Die Augsburgern bestreiten ihre Generalprobe am Samstag in der heimischen Arena gegen den französischen Spitzenverein Olympique Marseille. Acht Tage später wollen sie bei Regionalligist FC Viktoria 1899 Berlin die erste Runde des DFB-Pokals überstehen. Am 24. August starten die Augsburgern mit einem Heimspiel gegen den SV Werder Bremen in die neue Bundesliga-Saison. **DPA**

Scheidung auf Raten

Der SV Werder Bremen will Naby Keita loswerden – doch die Vertragsauflösung zieht sich hin: Der Mittelfeldspieler hätte vorher gerne sein Jahresgehalt ausbezahlt. Und Interessenten müssten über so manches hinwegsehen, was sich zugetragen hat.

Von Thomas Hürner

Bremen – Spielertransfers haben die gemeine Eigenschaft, dass sie Hoffnungen wecken und Fans dazu verleiten, sich die Zukunft auszumalen. Und herrje, wie schillernd mag diese Zukunft in den Gedanken einiger Anhänger des SV Werder wohl ausgesehen haben: Naby Keita heuerte im vergangenen Jahr immerhin im Rang eines absoluten Königstransfers bei den Brethern an. Ein früherer Champions-League-Sieger, englischer Meister und Klub-Weltmeister mit dem FC Liverpool, von dem zwar bekannt war, dass ihn öfter das ein oder andere Wehwechen plagt. Aber für Fans ist nichts leichter, als solche Details einfach mal auszublenden.

Nicht ausgeschlossen also, dass Bremer Berufsoptimisten Naby Keita schon mit der Meisterschale durchs Weserstadion tanzen sahen; sehr wahrscheinlich jedenfalls ist, dass ihm eine Mehrheit der Werder-Fans zumindest zugetraut hat, bald die Bälle in Europapokalspielen in Batumi, Riga oder Vaduz zu verteilen. So sehr gefreut haben sie sich am Osterdeich selten auf einen Fußballer. Keita, 29, weckte beim Traditionsklub wegen seines großen Namens Erinnerungen an einst große Zeiten und den Glauben an eine zumindest mittelgroße Perspektive. Nach vielen Verletzungen, einem Startfeinsatz und einer Nettospielzeit von gerade mal 107 Minuten ist diese Aussicht jedoch längst dahin.

Werder und Keita haben aktuell einen Beziehungsstatus wie ein junges Ehepaar, das merkt, wie schnell Anfangseuphorie erlischt, wenn die jeweiligen Lebensmodelle nicht vereinbar sind. Und das dennoch weiter in derselben Wohnung hausen muss,

bis der eine, in diesem Fall Keita, die Schlüssel abgibt und weiterzieht. Das hätte Werder nämlich gern, während Keita zuvor noch möglichst viel vom gemeinsamen Hausstand mitnehmen möchte – sein Jahresgehalt von 1,5 Millionen Euro, das inklusive Boni aufs Doppelte anwachsen kann, hätte der Mittelfeldmann gern ausbezahlt, ehe er seine Unterschrift unter einen Aufhebungsvertrag setzt.

Immerhin: Das Bremer Mittelfeld hat sich auch ohne Keita stabilisiert

In den vergangenen Tagen haben die Parteien viel verhandelt, ohne Ergebnis. Am Donnerstag hat der Traditionsklub nun einen offiziellen Sachstand übermittelt. Keita wird, wie schon die gesamte Vorbereitung, nicht mit der Mannschaft, sondern individuell trainieren. Das sei der „sinnvollste Weg in der aktuellen Situation“, wird der neue Bremer Sportchef Clemens Fritz im Kommunikative zitiert: „Nachdem sich seine sportliche Situation nicht wieder verändert, möchte er sich gerne eine neue Herausforderung suchen. Gemeinsam mit seinem Berater wollen wir dies möglichst zeitnah realisieren.“ Bei Werder zeigen sie sich optimistisch, dass sich bis zum Ende des Transferfensters noch ein Abnehmer finden wird. Klar ist aber: Interessenten müssten über so manches hinwegsehen, was sich in der vergangenen Saison so zugetragen hat.

Eine Trennung steht mehr oder weniger seit April fest, als Keita vor einem Ligaspiel bei Bayer Leverkusen erfuhr, dass er nicht in der Startelf stand, deswegen seine Mit-

fahrt im Mannschaftsbus verweigerte und eine Suspendierung bis Saisonende provozierte. Mit all den zuvor angehäuften Blessuren, Kränkeleien und Verspätungen beim Training hätte sich Trainer Ole Werner womöglich noch arrangieren können, sofern Keita für die neue Spielzeit mehr Tatkraft zugesichert hätte. Die eigenmächtige Niederlegung der Arbeit war aber eine Umdeutung zu viel für den Coach.

Und dann war da ja noch dieser leise Verdacht, den keiner wird beweisen können, der sich aber recht eindeutig in Zahlen ma-

terialisiert: Im Januar, beim Afrika-Cup, hat Keita für Guinea in vier Spielen 178 Minuten absolviert. Beim Olympischen Fußballturnier in Paris waren es jüngst zwei Starteinsatzzeiten bei 164 Spielminuten – zusammen also etwa dreimal so viel, wie er in der gesamten Saison für Werder vorweisen kann. Hatte Keita andere Prioritäten als deutschen Mittelstandsfußball? Und wenn ja: Warum hat er dann überhaupt einen Vertrag in Bremen unterschrieben?

Keitas ellenlange Verletzungshistorie wurde bei Werder nochmal um einige Kapi-

tel erweitert, davon abgesehen bleibt wenig, woran sich Fans erinnern werden. Dabei war er auch deshalb so frenetisch empfangen worden, weil er das traditionelle Werder-Modell umgedreht hat: In Miroslov Klose, Mesut Özil, Johan Micoud oder Diego haben in der Vergangenheit zwar viele Großkaliber am Osterdeich vorgespielt. Zu international angesehenen Profis wurden sie aber in Bremen entwickelt, und von dort zogen sie in die glitzernde Fußballwelt. Keita dagegen kam mit dem Nimbus eines Fußballers, für den der FC Liverpool wenige Jahre zuvor marktgerechte 60 Millionen Euro bezahlt hatte.

Wenn so einer mindestens 20 Spiele fit bliebe, so die Bremer Kalkulation, dann würde er das Niveau der Mannschaft derart anheben, dass sich das Geschäft auf jeden Fall lohnen würde. Nun, es kam anders, und die Bremer können sich glücklich schätzen, dass das Mittelfeldzentrum von Keita nicht abhängig war und in naher Zukunft auch nicht sein wird: Der Däne Jens Stage hat sich als stabiler Organisator profiliert, vom Belgier Senne Lynen gehen immer mehr Impulse aus. Und vom österreichischen Nationalspieler Marco Grill, der diesen Sommer ablösefrei von Rapid Wien kam, erwarten sich die Bremer einiges in der neuen Saison.

Vom einstigen Königstransfer Keita dagegen versprechen sie sich am Osterdeich gar nicht mehr, außer, dass er vielleicht doch noch von der Gehaltsliste verschwindet. Auch innerhalb der Mannschaft gilt die Enttäuschung übrigens als enorm: Stürmer Marvin Ducksch berichtete diese Woche, dass der Kontakt zum Guineer nur sporadisch sei. Und auf eine Entschuldigung für seinen Streik warte man immer noch.



Andere Prioritäten als deutschen Mittelstandsfußball? Naby Keita (l.), hier bei Olympia für Guinea gegen Frankreich im Einsatz. FOTO: MARC ATKINS / GETTY

„Wir wollen wieder maximal sein“

Nach dem knapp verpassten Bundesliga-Aufstieg erfreut sich Fortuna Düsseldorf nicht nur am Auftaktsieg in Darmstadt, sondern auch an einem Transferplus.

Düsseldorf – Der griechische Torjäger Christos Tzolis hat in den ersten beiden Saisonspielen keinen Treffer erzielt und auch keinen vorbereitet. Damit können sie bei Fortuna Düsseldorf jetzt aber ganz gut leben, schließlich hatten sie ihren 22. Jahre alten Leihspieler Anfang Juni per Kaufoption zwar zunächst für dreieinhalb Millionen Euro von Norwich City erworben, ihn einen Monat später aber für geschätzte sechs Millionen an den FC Brügge weiterverkauft. Während Brügge in der belgischen Jupiler-Pro-League in den ersten beiden Ligaspielen mit Tzolis nicht über ein 1:1 und ein 0:1 hinausgekommen ist, erfreuen sich die Fortunen an ihrem Transferplus ebenso wie am 2:0-Auftaktsieg beim Bundesliga-Absteiger Darmstadt.

Tzolis hat die Fortunen in der vergangenen Saison mit 22 Treffern und neun Vorlagen auf Platz drei geschossen – und in eine Relegation, die sie trotz eines 3:0-Sieges im Hinspiel beim VfL Bochum (nach drei Tzolis-Assists) im Rückspiel daheim im Elfmeterschießen noch sensationell verloren haben. Der Japaner Takashi Uchino, der nun zum Al-Wasl SC nach Dubai wechselte, schoss den entscheidenden Elfmeter eine Stunde vor Mitternacht über das Tor. „Da zerreißt es einem das Herz“, sagte in jener dunklen Stunde der Trainer Daniel Thioune, und Fußball-Deutschland fragte sich, ob man den Düsseldorfern das zerris-

sene Herz in der neuen Saison jetzt wohl noch anmerken würde, ob der auf so dramatische Weise verpasste Aufstieg womöglich ein kleines Trauma ausgelöst hat. Das erste Spiel in Darmstadt schien zu zeigen:

Es gibt kein Trauma. Am Samstag nun spielen die Fortunen erstmals seit der Horrornacht vom 27. Mai wieder in der heimischen Arena. Ihr Gast im zweiten Saisonspiel ist der Karlsruher SC. Ohne Tzolis

und ohne den für acht Millionen Euro an den italienischen Serie-A-Aufsteiger Como verkauften Mittelfeldmann Yannik Engelhardt – also ohne zwei ihrer zuletzt besten Spieler und ohne deren zusammen 25 Treffer und zwölf Vorlagen – wollen die Düsseldorf in der neuen Saison wieder so weit vor wie möglich mitspielen.

Wenn ein Klub relevante Spieler verkauft, tröstet er sich gerne mit der These, ohne die Ausnahmekönner für die Konkurrenz schwieriger ausrechenbar zu sein. Ein bisschen so klang vor dieser Saison auch Thioune: „Der Kader ist sehr ausgewogen, das ist eine Mannschaft, die sich bereits über einen langen Zeitraum kennt und die sich entwickelt hat und immer besser geworden ist.“ Sein guter Draht zu den Spielern war mitverantwortlich dafür, dass sich die Fortuna in den zweieinhalb Jahren unter Thioune mit den zunehmend besseren Abschlussplatzierungen zehn, vier und drei stetig weiterentwickelt hat.

Thioune sagt, in seinem Vertrag stehe „im Kleingedruckten“, dass er den Auftrag habe, „Spieler besser zu machen“. Er findet, dass er das seit seinem Amtsantritt im Februar 2022 eigentlich ganz gut hinbekommen hat, zuletzt mit Tzolis und Engelhardt, aber auch schon in den vorangegangenen Spielzeiten mit den Fortuna-Topscoren Khaled Narey (mittlerweile Al-Khaleej FC in Saudi-Arabien) und David Kownacki

(aktuell Werder Bremen). Die nächsten beiden Stürmer, die Thioune besser machen will, heißen nun Danny Schmidt (21, von Mainz 05) und Tim Rossmann, 20, von jenem Karlsruher SC, der am Samstag in Düsseldorf gastiert. „Danny und Tim zeigen beide, dass sie die Qualität unseres Kadern erhöhen können“, sagt Thioune. „Wir sind sportlich in der Lage, eine nahezu genauso gute Saison zu spielen wie die letzte.“

„Unser Auftrag ist, all die positiven Entwicklungen zu bestätigen.“

2020 war die Fortuna zuletzt aus der Bundesliga abgestiegen, sie träumt seither von der Rückkehr ins Oberhaus und fühlt sich trotz des jüngsten Relegationsschocks insgesamt wieder zunehmend würdiger wahrgenommen im deutschen Fußball. Christian Weber hat von 2009 bis 2015 für Düsseldorf in der zweiten Liga gespielt, ist jetzt in derselben Liga seit zweieinhalb Jahren ihr Sportdirektor und findet: „Die Wahrnehmung von Fortuna Düsseldorf ist nicht nur in der Stadt und der Region, sondern auch überregional sehr positiv konnotiert; wir haben in den vergangenen zweieinhalb Jahren eine Entwicklung eingeleitet, die wir weiter fortführen wollen und können.“

Natürlich wäre der Aufstieg in die Bundesliga, der Ende Mai so nahe schien, für die Fortunen das Größte gewesen, aber auch so sind sie mit den jüngsten Entwicklungen recht zufrieden. „Wir haben in den letzten zwei Spielzeiten 120 Punkte geholt“, sagt der Trainer Thioune, „und zugleich haben wir Spieler, die gestolpert sind, für die Fortuna gewonnen, sie weiterentwickelt, ins Schaufenster gestellt und Transfererlöse erzielt – das ist uns in den letzten Jahren hervorragend gelungen.“

In einer Saison noch, in der es in der zweiten Liga wieder hochattraktive Spiele etwa gegen den 1. FC Köln, den Hamburger SV, Schalke, Kaiserslautern und Hertha BSC gibt, setzen die Düsseldorfern auch ihre Aktion „Fortuna für alle“ fort, diesmal sogar mit vier statt zuvor drei Freispielen: im Oktober gegen den HSV, im November gegen Elversberg, im Januar gegen Darmstadt und im April gegen Preußen Münster. Für die Gratisickets kann sich jeder im Internet bewerben. „Unser Auftrag ist, all die positiven Entwicklungen zu bestätigen“, sagt Thioune und meint damit auch die Freispiel-Aktion, die er glühend unterstützt. Zu den neuerlichen Aufstiegskandidaten mag er sein Team nicht zwingend zählen. Er beantwortet die Frage nach dem Saisonziel gewohnt diplomatisch und rhetorisch ziemlich klug: „Wir wollen wieder maximal sein.“ **Ulrich Hartmann**



Fortuna-Trainer Daniel Thioune sagt, in seinem Vertrag stehe „im Kleingedruckten“, dass er den Auftrag habe, „Spieler besser zu machen.“ FOTO: MARC SCHÜLER/IMAGO

Kein Aufschlag bei der Miete

Inflation reicht nicht – Gericht verbietet Eigentümer Überschreitung des Mietspiegels

Dass München das teuerste Pflaster für Mietwohnungen ist, das pfeift mittlerweile schon jeder Spatz vom Dach des Frauenboms. Zwar existiert ein Mietspiegel, der die Kostenexplosion im Zaum halten soll, doch gibt es Vermieter, die mit Hinweis auf die gestiegene Inflation dazu noch einen Aufschlag verlangen. Dem hat das Landgericht München I jetzt „deutliche Grenzen gesetzt“, wie Pressesprecher Jens Kröger erklärt. Das Urteil könnte „von erheblicher Bedeutung für eine Vielzahl von Mietverhältnissen in München sein“.

Das Unwort, um das sich die Entscheidung der 14. Zivilkammer des Landgerichts München I dreht, lautet Stichtagszuschlag. Alle zwei Jahre wird in der Landeshauptstadt ein neuer Mietspiegel erstellt. Es werden Daten erhoben, Mieter befragt und am Ende wird eine Übersicht über die ortsübliche Vergleichsmiete erstellt.

„Bis allerdings dieser Mietspiegel veröffentlicht wird“, das kritisiert Rudolf Stürzer vom Haus- und Grundbesitzerverein, vergingen ein bis eineinhalb Jahre. „Wenn der Mietspiegel veröffentlicht wird, ist er im Endeffekt schon wieder alt“, sagt Stürzer. Ob dies eine taktische Maßnahme der Stadt sei, die Mieten zu dämpfen oder man nicht genügend Personal habe, wolle er nicht beurteilen.

Es gibt derzeit mehrere Berufungsverfahren

Nun gibt es Vermieter, die sich am sogenannten Stichtag orientieren. Also dem Datum, an dem die Datenerhebung abgeschlossen ist. Von dem Tag an rechnen sie in die Jetzt-Zeit und packen noch einen Zuschlag auf den Mietspiegel drauf.

Im konkreten Fall hatte ein Eigentümer vor dem Amtsgericht geklagt, er wolle sich dort eine Zustimmung zu seinem Mieterhöhungsbegehren holen. Aufgrund der hohen Inflation halte er den Stichtagszuschlag für den Mietspiegel 2023 für gerechtfertigt, argumentierte er. Das Amtsgericht war da anderer Meinung und wies die Klage ab.

Jetzt teilte auch das Landgericht in nächster Instanz die Auffassung. Es stellte fest, dass den Gerichten bei der Beurteilung, ob so ein Stichtagszuschlag gerechtfertigt sei oder nicht, „ein weiter Beurteilungsspielraum“ zustehe. Insbesondere wies die 14. Zivilkammer darauf hin, dass man eine ungewöhnliche Steigerung der ortsüblichen Vergleichsmiete über den Mietspiegel hinaus nicht mit einem Anstieg des Verbraucherpreisindex begründen könne. Denn die Inflationsrate werde mithilfe eines Warenkorb berechnet. In den Werfen die Experten rund 700 Güterarten, quasi von den Eiern bis hin zu den Joggingsschuhen. Bildlich gesprochen kann man Äpfel nicht mit Birnen vergleichen, also auch nicht Eier mit Mieten.

„Die Mieten in München sind ohnehin abartig hoch“, kommentiert Anja Franz vom Mieterverein München das Urteil. Insofern sei der Richterspruch in ihrem Sinne.

„Der Mietspiegel muss schon aktuell sein“, meint hingegen Rudolf Stürzer von Haus und Grund. Dass Eigentümer einen Stichtagszuschlag erheben, werde von vielen Amtsrichtern abgelehnt. „Man muss nur über das Wie des Zuschlags diskutieren“, meint er. Der Mietenindex für Bayern, den das Amtsgericht in seinem Urteil zugrunde gelegt hatte, sei jedenfalls nicht das richtige Mittel. Weil die Mieten in Bayern sich anders als in München entwickelten.

Wie die Pressestelle des Landgerichts erklärt, werde die Frage nach dem Stichtagszuschlag von Richterinnen und Richtern unterschiedlich beantwortet. Derzeit seien am Landgericht „eine Vielzahl von Berufungen“ anhängig, die sich damit befassen, ob ein Verweis auf den Verbraucherpreisindex für einen Zuschlag auf den Mietspiegelpreis ausreicht.

Susi Wimmer

DAS WETTER

☀️ TAGS 28° / 15° NACHTS

Der Freitag beginnt mit Nebel. Tagsüber zeigt sich häufig die Sonne. ➔ Seite R8

SZ Ihr Lokalteil auf Tablet und Smartphone: sz.de/zeitungapp



Servus
US-Generalkonsul
Timothy Liston
verlässt München
➔ Leute, Seite R2

Was geschah Vanessa Huber?

Im November 2022 verschwand die 39-Jährige aus Unterhaching, ohne eine Spur hinterlassen. Die Polizei sucht immer noch nach ihr – und will die Frage klären: War es Mord?



Eine Überwachungskamera im Supermarkt (M.) liefert das letzte Bild von Vanessa Huber. Wenige Tage vor ihrem Verschwinden ging sie mit ihrem Mann Tobias im Perlacher Forst spazieren (u.). Die Polizei hat seitdem etliche Suchaktionen angesetzt, auch mit Tauchern (o.). FOTOS: CLAUS SCHUNK, POLIZEI

sich der Streit um die Finanzen des Paares. Vanessa Huber zog daher für einige Tage zu einer Freundin. „Sie sah elend aus und war einfach psychisch am Boden“, sagte die Freundin in der ZDF-Sendung „Aktenteichen XY ... Vermisst“, wo der Fall am 17. Juli vorgestellt wurde. Danach, wenige Tage vor ihrem Verschwinden, kehrte sie allerdings zu ihrem Mann zurück. Es kam

zu einer Art „Versöhnungsspaziergang“ im Perlacher Forst; dabei entstanden die Fotos, die die Polizei schließlich Mitte Juli für die Öffentlichkeitsfahndung freigegeben hat. Die beiden wirken auf diesen Bildern ausgesprochen glücklich und froh, sie lächeln denn auch in die Kamera und scheinen insgesamt sehr innig miteinander.

Hallo
Ist während der Konzerte von Adele eine Flagge zu sehen, unter der Gräueltaten in Korea begangen wurden?
➔ München, Seite R3



Huhu
Warum Gabriel von Max auch „Seelenmaler“ genannt wurde
➔ Kultur, Seite R10



Von Stephan Handel

Bis zu 3000 Vermisstenfälle bearbeitet die Münchner Polizei im Jahr. Manche sind nur wenige Stunden oder Tage abgängig, andere werden erst nach Jahren oder nie gefunden. Zu diesen Fällen könnte auch Vanessa Huber gehören. Der Fall ist noch rätselhafter geworden, seit ihr Mann – der zeitweise eines Gewaltverbrechens an seiner Frau verdächtigt wurde – selbst gestorben ist.

Das letzte Foto

Das letzte Bild von Vanessa Huber machte „Camera 01“, so steht es jedenfalls auf dem Foto, das die Polizei im Januar 2023 veröffentlichte. Am Tag ihres Verschwindens, dem 5. November 2022, war sie nachmittags im Norma-Supermarkt in Unterhaching – zusammen mit ihrem Mann, wie sich später herausstellte. Huber trägt eine dunkelblaue Lederjacke über einer hellblauen Weste, ein gemustertes Halstuch, dunkle Schuhe und ein dunkelrotes Mund-Nasen-Schutz – es war Corona-Zeit. Im Einkaufswagen sind Kleiderbügel, Plastikboxen und eine Zeitschaltuhr zu erkennen. Vanessa Huber ist zu dem Zeitpunkt 39 Jahre alt. Sie ist 1,75 Meter groß, schlank und hat langes blondes Haar. Die Frau stammt aus Berlin, wo ihre Eltern immer noch wohnen. Vanessa Huber arbeitete als Anlageberaterin, dann als Personalreferentin, nebenbei zudem als Fitnesstrainerin.

Die Ehe und der Mann

Vanessa und Tobias Huber sind gleich alt und waren seit 2018 miteinander verheiratet. Zu Beginn der Corona-Pandemie verlor der Mann seinen Arbeitsplatz als Fitnesstrainer. Das führte in der Folge zu finanziellen Schwierigkeiten des Paares. Vanessa Huber hatte zudem offenbar Pech mit einer Geldanlage, bei der die beiden viel verloren. Dann entdeckte Tobias Huber, dass sie immer noch eine größere Summe angelegt hatte. Ihre Aussage, das Geld gehöre ihren Eltern, wollte er nicht glauben, immer wieder gab es laut Polizei Streit darüber. Tobias Huber, pflegte, so ein Polizist, einen „risikoreichen Lebensstil“.

Das heißt: Er konsumierte sogenannte „Legal Highs“, das sind synthetische Rauschdrogen, die als Kräutermischung oder Badesalz angeboten werden. Sie waren bis 2016 wegen einer Gesetzeslücke legal, sind seitdem aber verboten. Zudem scheint er ein Technik-Freak gewesen zu sein: Als die Polizei Tobias Huber noch als verdächtig führte, beschlagnahmte sie zahlreiche Laptops, Handys, USB-Sticks und CDs – insgesamt vier Terabyte an Daten, die noch lange nicht vollständig ausgewertet sind.

Die Tage vor dem Verschwinden
Gegen Ende des Jahres 2022 verschärfte

Vermisst

Das Video aus dem Supermarkt vom 5. November 2022 zeigt neben Vanessa Huber auch ihren Mann, die Uhrzeit ist 16.40. Dieser meldet seine Frau am 7. November bei der Polizei als vermisst. Nach seiner Aussage war das Paar nach dem Einkauf nach Hause zurückgekehrt, in ihre Wohnung in der Münchner Straße. Dort sei es zu einem heftigen Streit gekommen. Zwischen 17 und 18 Uhr habe Vanessa die Wohnung verlassen und sei seitdem nicht mehr zurückgekehrt. Die Polizei führt den Fall bald als „mögliches Gewaltdelikt“, es ermittelt das Kommissariat 11, also die Mordkommission, und nicht das Kommissariat 14, das für Vermisstenfälle zuständig ist.

Wie stets bei verschwundenen Personen richtet sich der Blick der Ermittler auf die oder den nächsten Angehörigen, in diesem Fall den Ehemann. Die Wohnung wird durchsucht, auch mit einem Leichensuchhund. Der schlägt zwar an – aber nicht so eindeutig, dass der Hundeführer sich festlegen würde. Nachbarn sagen aus, sie hätten gesehen, wie Tobias Huber das Auto sauber gemacht und zwei Matratzen mit einem Dampfstrahler gereinigt habe. Nur: Das Auto ist so oberflächlich gereinigt, dass die Spurensicherer der Polizei gewisse Hinweise hätten sichern können, wenn es denn welche gegeben hätte. Und die Sache mit den Matratzen erklärt Huber damit, dass er sich wegen seines Drogenkonsums habe übergeben müssen, dabei seien die Matratzen dann auch schmutzig geworden.

So bleiben als vorläufiges Ergebnis der Durchsuchung vor allem die Speichermedien von Tobias Huber. Allerdings auch eine andere sehr verwirrende Erkenntnis: So gut wie alle persönlichen Gegenstände Vanessa Hubers sind in der Wohnung zurückgeblieben: Handy, Geldbörse, Ausweise, Brille. Auto und Fahrrad stehen unberührt in der Garage. Zu diesem Zeitpunkt – und bis heute – zieht die Polizei alle Möglichkeiten für das Verschwinden in Erwägung: einen Mord, einen Suizid, aber auch, dass Vanessa Huber ihr altes Leben hinter sich gelassen hat, sich also aus freien Stücken unauffindbar gemacht hat. Nur: Hätte jemand in einem solchen Fall tatsächlich alles Persönliche zurückgelassen? Die Kontobewegungen in der nächsten Zeit sind jedenfalls unauffällig, die Auswertung der Handydaten gibt ebenfalls nichts her.

Und wenn doch Tobias Huber für den Tod seiner Frau verantwortlich war? Nach dem 5. November, nach den Aufzeichnungen im Supermarkt, hat niemand mehr Vanessa Huber gesehen. Am 7. November hat ihr Mann sie als vermisst gemeldet. Hätte ein Täter in diesen zwei Tagen nicht daran gedacht, eine eventuelle Mör von freiwilligen Verschwinden dadurch zu unterstützen, indem er die persönlichen Gegenstände entsorgt? Das tat Tobias Huber offensichtlich nicht – ein Umstand, der ihn nicht komplett entlastet, der aber zumindest nachdenklich macht.

Die Suche

Als Stephan Beer im Oktober 2021 Chef der Münchner Mordkommission wurde, da versprach er: „Die Akten werden nie geschlossen, bis wir den Täter haben.“ Nachdem sich der Verdacht gegen Tobias Huber nicht erhärten ließ – es gab deshalb auch keinen Untersuchungshaftbefehl –, wird der Vorgang jetzt zwar als Vermisstenfall geführt, bleibt aber trotzdem beim Kommissariat 11, weil dort das komplette Tatwissen versammelt ist.

Neben der üblichen Ermittlungsarbeit griff die Polizei auch zu handfesten Suchaktionen. So wurde wenige Wochen nach der Vermisstenmeldung der Fasanenpark in Unterhaching durchsucht, ebenso der Perlacher Forst, beide nur kurze Distanzen von der Wohnung der Hubers entfernt. Mehrere Züge der Bereitschaftspolizei kamen zum Einsatz, auch Reiter – gefunden wurde nichts. Als dann der Boden schneebedeckt war, sodass eine manuelle Suche nicht mehr sinnvoll war, stiegen Drohnen über dem Perlacher Forst auf. Sie fertigten mehr als 45 000 Fotos, auf denen Experten verdächtige Stellen zu identifizieren versuchten – etwa, ob dort gegraben wurde oder Hütten aus Ästen oder Plastikplanen gebaut wurden. Im Januar 2023 wurde der Fall zum ersten Mal in der ZDF-Sendung „Aktenteichen XY ... ungelöst“ vorgestellt, ohne konkrete Hinweise.

120 Polizisten versammeln sich am 12. September 2023 zwischen Harlaching und Unterhaching, um die mittels der Drohnen gefundenen Stellen zu untersuchen. Auch Hunde und ein Minibagger sind im Einsatz, um die 114 markierten Stellen zu untersuchen. Die Beamten benutzen dazu einen sogenannten „Stöberstock“, mit dem sie in Laubhaufen und weichere Erde stechen können. Nach mehreren Stunden Suche das frustrierende Ergebnis: nichts, was die Ermittler weiterbringen würde.

Am 15. März will Martin Koch von der Mordkommission ein weiteres Mal Tobias Huber in dessen Unterhachinger Wohnung zu einer Befragung aufsuchen. Schon im Treppenhaus des Hauses in der Münchner Straße bemerkt Koch Verwesungsgeruch. Als Huber nicht die Tür öffnet, kommt die Feuerwehr und erledigt das – und tatsächlich liegt Tobias Huber tot in der Wohnung, gestorben wohl schon einige Tage vorher. Gewalt oder eine andere Beteiligung Dritter schließt die Polizei bald aus – so bleiben drei Möglichkeiten: Suizid, wofür es aber keine Anzeichen gibt, kein Abschiedsbrief oder Ähnliches. Eine versehentliche Überdosierung von Hubers „Legal Highs“, über deren Zusammensetzung und Stärke der Konsument nie in letzter Konsequenz Bescheid weiß. Oder, dritte Möglichkeit: Hubers Körper hat dessen „risikoreichen Lebensstil“ nicht mehr mitgemacht.

Der Tod Tobias Hubers bedeutet für die Polizei nicht, dass der Fall nun abgeschlossen ist – es wird nur das Ermittlungsverfahren gegen ihn eingestellt, weil man gegen einen Toten schlecht ermitteln kann. Die Suche nach Vanessa Huber jedoch geht weiter. Am 12. Juli 2024 durchsuchten Taucher einen Tümpel bei Taufkirchen. Den Hinweis darauf hat Tobias Huber selbst gegeben, wenn auch wohl unfreiwillig: Auf einem seiner Laptops entdeckten die Ermittler Landkarten, auf die er mehrmals in der Nähe des Tümpels geklickt hatte. Für die Durchsuchung mährt der Besitzer des Grundstücks eigens eine Schneise durch die Uferbewachung – vergebens: Der Tümpel ist schlammig, sonst nichts. Im Herbst, wenn die umliegenden Felder abgeerntet sind, soll dort noch einmal gesucht werden. Am 17. Juli ist Vanessa Huber erneut Thema im Fernsehen, dieses Mal heißt die Sendung „Aktenteichen XY ... Vermisst“. Zuvor hatte die Polizei ihre Öffentlichkeitsfahndung deutschlandweit ausgedehnt und die Fotos des „Versöhnungsspaziergangs“ veröffentlicht, die kurz vor dem Verschwinden der Frau entstanden. Nach der Sendung gehen acht Hinweise ein – aber „keine heiße Spur“, wie die Polizei am nächsten Tag meldet.

Wie geht es weiter?

Die Münchner Kriminalpolizei bearbeitet im Jahr zwischen 2500 und 3000 Vermisstenfälle von ganz unterschiedlicher Couleur: verwirrte Menschen, die sich verlaufen haben und nicht mehr nach Hause finden. Jugendliche, die von zu Hause oder aus einem Heim ausreißen. Aber immer wieder eben auch Fälle, in denen Menschen dauerhaft verschwinden bleiben. Die Ermittler wissen, dass es umso unwahrscheinlicher wird, jemanden lebend zu finden, je länger die Suche dauert. In der Fernsehsendung vom 17. Juli sagte Vanessa Hubers Mutter: „Man mag sich nicht vorstellen, dass sie irgendwann tot ist.“ Und Ermittler Stephan Beer meinte: „Wir hoffen und wünschen uns alle, dass wir die Vanessa Huber noch lebend finden.“

ÜBERNACHTEN IM URLAUB

Zeltest du noch oder campst du schon?

Von Mohamad Alkhalaf

Als der Krieg in Syrien seinen Höhepunkt erreichte, lebten wir im Bus meines Vaters. Der Bus war der Lebensmittelpunkt meines Vaters, da er in seinem Beruf Fahrgäste vom Land in die Stadt beförderte. Der Bus war mehr als ein Transportmittel, er war zudem unser kleines Wohnmobil – und unser Lebensretter, in dem wir vor Raketen, Panzern und Flugzeugen flüchteten.

Das Dasein in einem Flüchtlingscamp geht nicht gerade als Galavorstellung des Lebens in meine Biografie ein. Sieben Monate habe ich in einem Münchner Aufnahmelager gelebt, dankbar,

TYPISCH DEUTSCH

Ihre Flucht hat zwei Journalisten nach München geführt. In einer wöchentlichen Kolumne schreiben sie, welche Eigenarten der neuen Heimat sie mittlerweile übernommen haben

klar. Aber ich habe in dieser Zeit die weniger farbigen Strähnen auf meinem Haupt zahlreicher werden sehen – oder wie wir in Syrien sagten: Der Kopf arbeite an meinen Haaren. Und dann hatte ich Glück, aus dem Camp ausziehen zu dürfen. Fast sieben Jahre sind vergangen seit diesem Tag. Seinerzeit war es für mich wie eine Erlösung. Nach einem Jahr in Deutschland und dem Leben in einer ruhigen und komfortablen Wohnung lud mich mein neuer Kumpel David zum Zeltlager in den Alpen ein, um fünf Tage zu verbringen. Wieder in ein Lager?

Ich kehre nicht gerne in die Vergangenheit zurück, wie das syrische Sprichwort sagt: „Wenn du dir Kebab leisten kannst, schließe die Tür, zur Mujaddara-Zeit lade die arme Frau zum Essen ein.“ Mujaddara ist ein einfaches Linsengericht, das im Krieg für viele Syrer die einzig leistbare Mahlzeit ist. Aber ich war ja dem Krieg und den Notlagern entkommen. Warum also sollte ich nun freiwillig in einem Zelt übernachten? Und warum würde David dies tun, wo er doch schon damals Gutverdiener war? Warum nicht eine Finca in Puerto Portals auf Mallorca buchen oder einen All-Inclusive-Aufenthalt im Fünf-Sterne-Hotel in Ägypten?

Ich teilte David also mit, dass ich wenig Verständnis dafür hätte, warum er freiwillig die Souveränität über das Kochen, das Schlafen, das Verdrängen von Schmutz, Regen und Insekten aufgeben wolle. Er entgegnete, dass ich dem Phänomen eines Camping-Urlaubs eine Chance geben sollte. Er sagte irgendwas mit Magie und Abenteuer.

Nun, die Reise sah anders aus, als ich sie mir vorgestellt hatte. Es war nicht so chaotisch wie einst im Notlager. Mit Urlaubs-Perfektion hatte das Zelten am Berg aber auch wenig zu tun. Nachts auf der harten Isomatte gelang es mir schwerlich in den Schlaf zu finden. Und viel zu früh am Morgen wurde ich geweckt, weil die Hitze das Zeltinnere in einen tropischen Ort verwandelte.

Das damals war Zelten, relativ spontan – und was mich zeltend vollumfänglich unvorbereitet. Ich habe inzwischen ein deutlich höheres Level dieser Urlaubsform erreicht: Das, was in Deutschland gemeinhin als Camping bezeichnet wird – und im Zelt stattfinden kann – kann auf höherem Niveau ja auch unter einem festen Dach passieren. Nämlich in einem Wohnmobil oder Campingwagen. Zeltest du noch – oder campst du schon? Campst, nicht kämpfst. Auch das sei erwähnt für alle, die nicht einst in Papis Minibus vor Bomben davonrasten.

Mitarbeit: koei



Zelten ist nichts für unseren Autor. Er hat zu viele Monate in Lagern verbracht.

Interview: Martina Scherf

Es sind die letzten Tage für Timothy Liston in München, und er muss in dieser Zeit noch oft „Servus“ sagen. Nach drei Jahren verlässt der US-Generalkonsul München, der Abschied fällt ihm schwer, gibt er zu. Aber so ist das Diplomatleben, in Texas wartet ein neuer Job auf ihn. Liston liebt das gesellschaftliche Parkett. Er hat Vizepräsidentin Kamala Harris drei Mal den roten Teppich bei der Münchner Sicherheitskonferenz ausgerollt und die National Football League nach München geholt. Der Amerikaner kennt Bayern besser als mancher Einheimische. Der Freizeiter, sagt der Diplomat, sei seine zweite Heimat, der Ort, an dem seine Seele zu Hause sei. Seine Freunde begrüßt er am liebsten mit „Servus, grias’ di.“

SZ: Was werden Sie von München am meisten vermissen?

Timothy Liston: Viel! Am meisten die Menschen, die ich kennengelernt habe, in ganz verschiedenen Zusammenhängen. Einige sind gute Freunde geworden. Wobei man sagen muss: München ist nicht Bayern und umgekehrt. Um Bayern zu verstehen, muss man durchs Land reisen, und ich bin tatsächlich viel herumgekommen, von Aschaffenburg bis ins Allgäu. Ich liebe diese regionalen Unterschiede, die verschiedenen Dialekte, die Küche, die Wein- und Biertraditionen. Meine Aufgabe war es, die USA hier zu vertreten, aber auch zu hören, was die Menschen hierzulande von den transatlantischen Beziehungen halten.

Und was haben Sie da herausgefunden? Die meisten in meiner Generation – wir sind ja Kalter-Kriegs-Kinder – wissen, dass wir Europa beschützen und verteidigen. Dass die transatlantischen Beziehungen die Basis für Sicherheit, Wohlstand und Stabilität in Europa sind. Aber nach der Wende war dieses Verständnis nicht mehr selbstverständlich. Deshalb ist es so wichtig, dass wir auch der nächsten Generation Möglichkeiten bieten, enge Beziehungen zu pflegen.

„Der Kern unserer Partnerschaft ändert sich nicht, egal, wer Präsident oder Präsidentin ist.“

Heute hat man den Eindruck, wir befinden uns in einer neuen Phase des Kalten Kriegs.

Sagen wir so: Die Zeiten sind herausfordernd. Aber wir sind heute viel mehr vernetzt als damals. Das haben wir während der Pandemie gesehen, wie verwundbar die Lieferketten sind. Es sind heute mehr als 1000 US-Unternehmen in Bayern vertreten, und umgekehrt gibt es 750 bayerische Unternehmen in den USA – BMW, Siemens und viele Mittelständler. Sie alle haben ein großes Interesse an engen diplomatischen Beziehungen zwischen den USA und Europa. Alle Bürgerinnen und Bürger dieses und jenseits des Atlantiks wollen ihren Wohlstand bewahren, eine starke Landesverteidigung und Demokratie.

Donald Trump äußert sich da gelegentlich anders ...

Als US-Regierungsvertreter kann ich mich nicht zu politischen Parteien oder Kandidaten äußern. Ich bin aber überzeugt, dass sich der Kern unserer Partnerschaft nicht ändert – egal, wer Präsident oder Präsidentin ist. Wir sehen doch gerade jeden Tag, wie wichtig die Nato ist. München ist seit 60 Jahren Gastgeber der Sicherheitskonferenz, ein Ereignis mit großer Tragweite. Und dass in den vergangenen drei Jahren jedes Mal Vizepräsidentin Kamala Harris als Delegationsleiterin in München war, ist ein starkes Signal.

In Ihre Amtszeit fiel die „Zeitenwende“-Rede des Bundeskanzlers, hatte das Auswirkungen auf Ihre Arbeit in Bayern?

Deutschland leistet den zweitgrößten Beitrag zur Verteidigung der Ukraine, wir gehen da Seite an Seite. Unser Militär unterhält fünf Stützpunkte in Bayern. Deshalb ist es sehr wichtig, nicht nur gute Beziehungen zur Staatskanzlei zu pflegen. Deren Chef, Staatsminister Florian Herrmann, ist ein guter Freund geworden, wir teilen viele Interessen und haben unsere eigene informelle Cheesesteak-Diplomacy entwickelt.

Sie trafen sich regelmäßig zum Lunch? Ja, an einem Foodtruck in Unterhaching,

land, nicht nur für das Münchner Präsidium.

2014 wurde Huber zum Polizeipräsidenten Oberbayern Süd in den Planungstab für den Elmayer G7-Gipfel geholt, anschließend in den Koordinierungstab des Innenministeriums während der Flüchtlingsjahre 2015 und 2016. Dann behielt Innenminister Joachim Herrmann (CSU) den „mit allen Wassern gewaschenen Einsatzexperten“ (Herrmann über Huber) erst einmal bei sich im Haus. Neun Jahre lang.

Er gab ihn erst jetzt, am 1. August, wieder her und bestellte ihn zum neuen Vizepräsidenten des Polizeipräsidiums München. Huber sei „prädestiniert für die anspruchsvolle Position als Einsatzchef der Münchner Polizei“, sagte Herrmann, als er den Wechsel ankündigte. Der Innenminister verwies auf „den großen Erfahrungsschatz“, den Huber in seiner rund 35 Jahre langen Dienstzeit habe sammeln können.

„Ich komm’ bald wieder!“

US-Generalkonsul Timothy Liston verlässt schweren Herzens München. Ein Gespräch über bayerische Eigenheiten, American Football und seine ganz besondere „Cheesesteak-Diplomacy“.



Immer zu einem Scherz aufgelegt und oft in Lederhose zu sehen: der scheidende US-Generalkonsul Timothy Liston. Das Bild oben zeigt ihn mit dem Münchner Wirtschaftsreferenten Clemens Baumgärtner (CSU) auf der Wiesen. Unten staatstragend im Konsulat.

FOTOS: PETE CAMSKY, STEPHAN RUMPF

und dann redeten wir über alle möglichen Themen. Aber was ich sagen wollte: Es ist genauso wichtig, engen Kontakt zu den Bürgermeistern zu pflegen. Ich war oft in Grafenwöhr, wo wir ukrainische Soldaten ausbilden, und an den anderen Standorten und kann sagen: Die Bürgermeister akzeptieren und verstehen die Bedeutung dieser gemeinsamen Sicherheitsanstrengungen. Darüber hinaus trägt unsere Präsenz auch zur Verständigung zwischen den Menschen bei. Unsere Armee ist Arbeitgeber, wir geben viel Geld aus in der Region, es werden binationale Ehen geschlossen, Kinder geboren, das alles sind wichtige Pfeiler unserer Freundschaft.

Welche anderen Formen des Austauschs fördern Sie?

Wir fördern den kulturellen Austausch, laden regelmäßig US-Amerikaner und -Amerikanerinnen ein, im vergangenen Jahr hatte Joan Jonas, die feministische Video-

Zur Person

Timothy Liston stammt aus New Jersey und ist seit 22 Jahren im diplomatischen Dienst. Er hat in Bonn Volkswirtschaft und Germanistik studiert und schon damals ein Praktikum im Deutschen Bundestag absolviert. Am National War College in Washington, D.C., erwarb er einen Master in Sicherheitspolitik sowie an der Columbia University in New York einen Master in Internationaler Politik. Sein Spezialgebiet ist die Militärpolitik. Nach Stationen in Vietnam, Litauen, Berlin und Wien wurde er 2021 US-Generalkonsul für München und Bayern. Der 53-jährige spricht Vietnamesisch, Litauisch, Deutsch und Bairisch – seine Frau stammt aus der Nähe von München. **mse**

künstlerin, eine große Ausstellung im Haus der Kunst. Wir gaben einen Empfang für sie im Konsulat. Und auch der Sport verbindet Menschen. Die Deutschen lieben American Football, und es hat mich riesig gefreut, dass wir vor zwei Jahren das Auftaktspiel der National Football League nach München holen konnten. Es war das erste Spiel überhaupt auf dem europäischen Kontinent, abgesehen von Großbritannien. Tampa Bay Buccaneers gegen Seattle Seahawks in der Allianz-Arena, das war ein Highlight. Zum Schluss hat das ganze Stadion „Country Roads“ gesungen, da kriege ich jetzt noch Gänsehaut, wenn ich daran denke. Auch Oberbürgermeister Dieter Reiter sagte, er habe nicht erwartet, dass das so ein riesiges, friedliches Fest würde. Die NFL setzt sich für Vielfalt und Inklusion ein, das wurde auch rund um das Spiel in München deutlich. Es gab eine große Wiesen-Party, die unsere bunte Gesellschaft widerspiegelte, inklusive vieler Men-

schen aus der LGBTQ-Community. Das fand ich toll.

Sie waren auch beim Christopher Street Day mit einem eigenen Wagen des Konsulats dabei.

Immer. Gleichberechtigung, Inklusion, Diversität, das sind Menschenrechte, die müssen wir gemeinsam verteidigen. Sie stehen ja auch in unserer Verfassung. Unsere Demokratie ist nicht perfekt. Aber sie kann selbstkritisch sein. Und sie ist immer noch das beste System, um die Rechte der Individuen zu schützen.

Allerdings wird die Demokratie in Ihrem Land genauso wie in Europa bedroht.

Da ist viel Desinformation im Spiel, und vieles davon scheint aus Russland zu kommen. Bei den US-Wahlen 2016 wurde das ja nachgewiesen. Deswegen ist es umso wichtiger, dass wir zusammenarbeiten. Und dass wir unsere Bürgerinnen und Bürger noch mehr aufklären, damit sie nicht auf Falschinformationen hereinfallen. Ich bin oft in Schulen gegangen, Mittelschulen, Realschulen, Gymnasien, um zu hören, was die jungen Leute denken. Ich versuchte auch, ihnen Mut zu machen, für eine tolerante, demokratische Zukunft zu kämpfen. Die Kampagne „Stand up and Speak Out“, Aufstehen, Haltung zeigen gegen alle Formen von Hass und Extremismus, die Amy Gutmann, unsere ehemalige Botschafterin in Berlin, ins Leben gerufen hat, ist da ein wichtiges Signal. Von großer Bedeutung sind für mich auch die Austauschprogramme für Schülerinnen, Schüler und Studierende, die gilt es, weiter auszubauen. Ich finde, die jungen Leute sollten am besten mindestens drei Monate bei einer Gastfamilie leben, um Land und Leute richtig kennenzulernen und zu verstehen.

Sie selbst haben in Bonn studiert.

Ja, dort lernte ich meine Frau kennen, die aus Zorneding stammt. Eine meiner beiden Töchter ist in München geboren, sie ist eine Münchner Kindl. Beide Mädchen sprechen fließend Deutsch. Privat und beruflich habe ich dann in Bayern Wurzeln geschlagen. Ich war Praktikant bei Bartl Kalb, dem CSU-Bundestagsabgeordneten aus Deggendorf. Das war meine erste Niederbayern-Erfahrung. Damals lernte ich auch Christian Bernreiter kennen, den heutigen bayerischen Verkehrsminister.

Dass Sie schon so sehr mit Bayern vertraut waren, hat Ihren Einstieg als Generalkonsul sicher erleichtert?

Auf jeden Fall. München war mein Traumjob. Tatsächlich hatte ich 2001 schon einmal ein Vorstellungsgespräch im Münchner Konsulat, bevor ich im Jahr darauf dann in den diplomatischen Dienst aufgenommen wurde.

Dann haben Sie einen Umweg über Vietnam, Litauen, Österreich gemacht.

Im diplomatischen Dienst muss man Geduld haben. Aber ich kann mir keinen anderen Job vorstellen. Ich wollte das schon mit zwölf Jahren. Mein Vater war Rechtsanwalt, meine Mutter Lehrerin, ich war ein Schlüsselkind, musste regelmäßig das Abendessen vorbereiten. Dienstags lag immer die *Newsweek* im Briefkasten, und einmal stand da ein Artikel über das strategische Atomwaffenabkommen, das in Wien verhandelt wurde. Ich sah die Diplomaten vor dem Palast stehen und war fasziniert.

Ungewöhnlich für einen Zwölfjährigen.

Ja, ich war ein Geek, schon immer bisschen anders drauf als die anderen New Jersey Shore Kids (*lacht*). Aber ich hab’ diesen Traum nie mehr vergessen.

Und jetzt geht es nach Texas, was ist das für ein Job?

Wir haben ein neues Programm, um die internationale Ausrichtung der Kommunen zu stärken. Ich werde den Bürgermeister von San Antonio beraten, ausländische Investitionen holen, Austausch in Bildung und Forschung fördern, da geht noch viel mehr.

Und nach diesem Jahr?

Schau ma moi, dann seng ma scho. Bayern ist so oder so meine zweite Heimat. Wir haben im Englischen dieses schöne Wort Heimat gar nicht, es drückt für mich eine seelische Verbundenheit aus. Es ist bisschen schade, dass ich nicht mehr Generalkonsul bin, wenn im November meine Lieblingsmannschaft, die New York Giants, in München spielt. Aber eins ist sicher: Ich komm’ schon bald wieder, nämlich zur Wiesen im September! Und Weihnachten trifft sich die ganze Familie in Zorneding.

Der Neue ist ein Heimkehrer

Nach zehn Jahren kommt Christian Huber als Vizepräsident der Münchner Polizei an die Ettstraße zurück. Dort wird er künftig die ganz großen Einsätze verantworten.

Noch ein Niederbayer. Münchens Polizeipräsident Thomas Hampel, geboren 1966 in Regen, hat einen neuen Stellvertreter: Christian Huber, fünf Jahre jünger als sein Chef und gebürtiger Simbacher. Huber hat als Polizeivizepräsident – damit verbunden ist die Funktion des Einsatzleiters – Michael Dibowski abgelöst, der an die Spitze der Bayerischen Bereitschaftspolizei berufen wurde.

Huber ist gleichwohl kein Neuling an der Ettstraße. Von 2002 bis 2014 war er in verschiedenen Positionen im Bereich des Polizeipräsidiums München tätig – unter anderem als Dienstgruppenleiter in der Olympiapark-Inspektion, als Ansprechpartner in der Pressestelle oder später in der Einsatzzentrale.

Außerdem leitete er das damalige Kommissariat 75, die erste Cybercrime-Dienststelle im Präsidium. Die Verfolgung von Computerkriminalität war damals noch Neu-

land, nicht nur für das Münchner Präsidium.

Herrmann hob hervor, dass er den neuen Polizeipräsidenten in seiner Zeit im Innenministerium auch persönlich sehr zu schätzen gelernt habe: „Auf Hubers fachliche Expertise ist immer Verlass“, sagte der Minister, der die „äußerst umgängliche und stets besonnene Art“ des neuen zweiten Mannes im Präsidium betonte.

„Es gibt keine Gründe, in München nervös zu werden“, sagt er

„Ein bisschen wie Heimkommen“ sei der Wechsel in die Ettstraße, sagte Christian Huber selbst am Donnerstag in München. Künftig wird er die großen Einsätze des Präsidiums leiten, der mit rund 7000 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern größten Polizeibehörde in Bayern. Wenn in der Zwischenzeit nichts Unvorhergesehenes

passiert, wird der jährliche Großeinsatz der Münchner Polizei während und auf dem Oktoberfest die erste Herausforderung für den neuen Vizepräsidenten sein.

Wie er als Einsatzleiter vorgehen wolle? Das sei eine interessante Frage, sagt Huber. Um die Antwort ist er gleichwohl nicht verlegen: „Ich denke sehr taktisch.“ Das lässt er gleich in der Vorstellungsrunde spüren. Zur Sicherheitslage bei den Münchner Adele-Konzerten nach den verurteilten Wiener Anschlagplänen während der dortigen Taylor-Swift-Konzerte will er sich eigentlich gar nicht äußern. Das sei Sache der Pressestelle. Wenn jetzt gleich der Vizepräsident zu der Frage das Wort ergreife, könnten manche Menschen denken, da sei etwas Bedenkliches im Busch. Dann sagt er doch etwas: „Es gibt keine Gründe, in München nervös zu werden.“

Und damit zurück zum eigentlichen Thema. Was für ihn als Einsatzleiter gelte, sei

eigentlich auch für jeden Beamten gültig, sagt Huber. Ausgehend von der Lagebewertung müsse man sich einerseits überlegen: „Was ist das Einsatzziel?“ Aber eben auch: „Was könnte daraus entstehen?“ Gut vorbereitet sein, Ziel kennen, aber auch auf Überraschungen gefasst sein: So ähnlich ist das

Gut vorbereitet sein, Ziel kennen, das gilt im Job wie beim Bergsteigen

ja nun auch beim Bergsteigen, einem der Hobbys des im Münchner Süden wohnenden Polizeipräsidenten, wie er im persönlichen Gespräch verrät. Die Stadt und die Berge – dazwischen fühlt sich Christian Huber inzwischen ausgesprochen wohl. Zurück nach Niederbayern, nein, das sei keine Option mehr, sagt der Neue an der Ettstraße. **Martin Bernstein**



Christian Huber kennt das Präsidium an der Ettstraße. Er war dort lange tätig.

FOTO: BAYERISCHES INNENMINISTERIUM

Koreaner fühlen sich von Adele verletzt

Ist während der Konzerte der Sängerin in München eine Flagge zu sehen, unter der Gräueltaten begangen wurden?

Von Thomas Hahn und René Hofmann

Koreanische Fans haben Kritik an der Bühnenshow von Adele bei ihren Münchner Konzerten geübt. In den sozialen Medien wird der britischen Sängerin die Verwendung der „Rising Sun Flag“ vorgeworfen, auf Deutsch die „Flagge der aufgehenden Sonne“. Aufgrund der Gräueltaten, die von Japanern unter dem Banner geschahen, ist die Kyokujitsuki, wie sie japanisch heißt, umstritten. Adele hat auf einer eigens für sie entworfenen Bühne, die auf dem Freigelände der Messe Riem errichtet wurde, am 2. August eine zehnteilige Konzertreihe begonnen, die bis zum 31. August laufen soll. Bei den ersten beiden Konzerten waren Muster zu sehen, die an die „Rising Sun Flag“ erinnern.

Zu Beginn des zweiten Liedes – „Rumour Has It“ – wurden diese in Schwarz und Weiß auf dem LED-Schirm eingeblendet, der sich hinter der gut 200 Meter breiten Bühne erstreckt. Die Muster waren rund 20 Sekunden lang zu sehen, wie privat gefertigte Mitschnitte zeigen, die auf der Plattform Youtube abrufbar sind.

Die Konzertveranstalter sehen ein „rein grafisches Element“

Das Lied ist unpolitisch (eine Passage lautet: „Du hast mein Herz zum Schmelzen gebracht, doch mir ist bis ins Mark kalt. Aber es geht das Gerücht, dass ich diejenige bin, wegen der du sie verlässt.“). Eine offizielle Reaktion auf die Kritik von der Künstlerin oder ihrem Management gibt es bislang nicht.

Auf Anfrage, wer das Bühnenprogramm gestaltet hat und ob Änderungen geplant sind, teilt Konzert-Mitveranstalter Live Nation mit: „Es handelt sich um ein rein grafisches Element.“ Bezüge zu Korea oder der koreanischen Geschichte seien nicht beabsichtigt.

Die Flagge der aufgehenden Sonne ist ein sicheres Mittel, um die Gefühle von Menschen aus Korea und anderen Ländern Asiens wie China, Singapur oder Taiwan zu verletzen. Denn sie steht für eine Zeit in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in der ihre Nationen Kolonien des aggressiven Kaiserreichs Japan waren.

Das Banner war damals die Fahne der Kaiserlich Japanischen Armee. Diverse Kriegsverbrechen haben Japaner unter dieser Flagge begangen, unter anderem das Nanjing-Massaker in China, bei dem mindestens 200 000 Menschen ums Leben kamen. Japan kämpfte unter der Fahne auch im Zweiten Weltkrieg als Verbündeter von Deutschlands Nazis und Italiens Faschisten. Und im Zeichen der aufgehenden Sonne hatte Japan eben auch von 1910 bis 1945 Korea besetzt.

Immer wieder kommt es wegen der Flagge zu Konflikten. 2023 protestierte Südkoreas Baseball-Nationalteam, weil bei einem Spiel des Turniers „World Baseball Classic“ gegen Japan in Tokio die Kyokujitsuki gezeigt wurde. Erst vor wenigen Tagen übermalte der Surfer Jack Robinson beim Olympischen Turnier in Tahiti das Rising-Sun-Design auf der Unterseite seiner Bretter, nachdem Südkoreas Team sich beschwert hatte. Aufmerksamem Südkoreanerinnen und Südkoreanern fällt auf, dass ausländische Künstler das Sonnen-Motiv immer wieder in ihren Shows verwenden, nun also auch Adele. Dass dahinter nicht immer eine Sympathie für den japanischen Militarismus steckt, ist ihnen schon klar. Aber die schmerzvolle Vergangenheit ist in Südkorea weiter präsent. Song Min, Manager der koreanischen Nationalsurfer, erklärte nach seinem Protest gegen Robinsons rotweißes Sonnenstrahlen-Brett der Nachrichtenagentur Reuters, das Symbol reiße bei einigen „alte Wunden“ auf: „Deshalb sollte es trotz der Meinungsfreiheit verboten werden.“

Wahr ist auch, dass die Südkoreaner genau von denen kein Verständnis bekommen, die verantwortlich für besagte Wun-



Strahlen, die auf einen Kreis zulaufen: Um dieses Muster – hier von einer Privataufnahme dokumentiert – dreht sich der Dissens. SCREENSHOT: YOUTUBE/IN.CONCERT

den sind. Japanische Politiker haben sich in der Vergangenheit durchaus für die Kriegsverbrechen vor 1945 entschuldigt. Aber wirklich aufarbeiten will die erzkonservative Regierung die dunklen Punkte der Geschichte nicht – schon gar nicht die Erniedrigungen, die koreanische Zwangsarbeiter und Zwangsprostituierte (die sogenannten „Trostfrauen“) während der Kolonialzeit erlitten. Auch dafür ist die Flagge der aufgehenden Sonne ein Symbol.

Japan verwendet die Kyokujitsuki weiter. Seit 1954 hisst sie die Marine der japanischen Selbstverteidigungskräfte. Die Kritik daran findet die Regierung unberechtigt. 2021 sagte der damalige Regierungssprecher, man habe „der internationalen Gemeinschaft, auch der Republik Korea, erklärt, dass die Flagge der aufgehenden Sonne keine politische Werbung ist“. Im März berichtete die linke südkoreanische Zeitung *Hankyoreh*, dass Japan die Südkoreaner bei Verhandlungen um eine verbesserte militärische Kooperation dazu habe bringen wollen, die Kyokujitsuki zu akzeptieren. Das war selbst mit der japanfreundlichen Regierung des konservativen Präsidenten Yoon Suk-yeol nicht zu machen.

Die Hälfte der Adele-Fans reiste aus dem Ausland an

Besonders viele Anhänger zog es aus dem Heimatland der britischen Sängerin in die Arena in München.

In der U-Bahn, in der Warteschlange oder während des Konzerts: Vor, während und nach den Auftritten der britischen Sängerin Adele in der Riemer Arena hörte man allerlei verschiedene Sprachen. Weil die Münchner Konzerte dieses Jahr europaweit exklusiv sind, reisten Fans aus unterschiedlichen Ländern an. Das belegen nicht nur die ausgebuchten Hotels, sondern auch die Auswertung von Handytaxen. Wie schon nach den Taylor-Swift-Konzerten Ende Juli haben der Telekommunikationsanbieter O2 Telefónica und die Analysespezialisten von Invenium Data Insights untersucht, woher die vielen Fans zum ersten Adele-Konzert am vergangenen Freitag angereist sind.



Etwa 10 000 Fans allein aus Großbritannien kamen zum Adele-Konzert, wie Mobilfunkdaten zeigen. FOTO: ROBERT HAAS

Die Analyse zeigt, dass knapp die Hälfte aller Besucher aus dem Ausland kam. Allein rund 10 000 Britinnen und Briten waren beim Eröffnungskonzert dabei und bildeten damit die mit Abstand stärkste internationale Fangruppe. Zudem kamen mehrere Tausend Besucher aus Österreich, den Niederlanden und Polen. Auch aus den USA reisten etwa 1000 Fans an. Kleinere Fangruppen kamen aus Brasilien, Argentinien, Australien, Kanada, China und Indien. Mit einem internationalen Fan-Anteil von rund 50 Prozent seien die Adele-Konzerte sogar noch vielseitiger als die Fußball-EM oder die Auftritte von Taylor Swift, teilt Thomas Treß, Datenanalyse-Experte bei O2 Telefónica, mit.

Zum Vergleich: Beim Eröffnungsspiel der Fußball-Europameisterschaft in der Fröttminger Arena waren etwa 40 Prozent der Besucher aus anderen Ländern gekommen. Beim ersten Taylor-Swift-Konzert in Gelsenkirchen waren es nur etwas mehr als zwölf Prozent. Den Anteil der

Fans aus dem Ausland ermitteln die Datenanalysten anhand der Länderkennung ihrer Handys. Die Analyse liefert noch weitere Erkenntnisse zur Zusammensetzung der Besucherschar: Demnach waren bei Adele 28 Prozent der Zuschauerinnen und Zuschauer zwischen 18 und 29 Jahre alt. Junge Frauen dieser Altersgruppe machten fast ein Fünftel aller Anhänger aus. Insgesamt lag der Frauenanteil bei 60 Prozent. Geschlechterübergreifend gehörten 18 Prozent zur Altersgruppe der 30- bis 39-Jährigen, 15 Prozent waren zwischen 40 und 49 Jahre alt, elf Prozent zählten zur Altersgruppe 60 bis 69. Die Fans aus Deutschland (mit einem deutschen Handy) kamen aus allen 16 Bundesländern. Am Tag des Konzerts reisten drei Viertel der Besucher aus Bayern an, gefolgt von Fans aus Baden-Württemberg (acht Prozent), Nordrhein-Westfalen (2,6 Prozent) und Hessen (2,5 Prozent).

Die weiteste Anreise in Deutschland hatten Fans aus Schleswig-Flensburg

Der Großteil der Fans reiste an dem Tag aus München an, wo 38 Prozent der Konzertbesucher wohnen oder zumindest zuvor dort mindestens einmal übernachteten. Darunter dürften auch einige Besucher sein, die nicht aus München stammen. 5,4 Prozent reisten aus dem Landkreis an. Aus Berlin kamen an diesem Tag 1,1 Prozent, aus Hamburg 0,4 Prozent. 3500 Menschen fuhren direkt vom Münchner Flughafen zum Messegelände. Die weiteste Anreise innerhalb Deutschlands hatten Fans aus dem schleswig-holsteinischen Landkreis Schleswig-Flensburg: Sie legten mehr als 900 Kilometer zurück.

Die mobile Datennutzung im O2-Netz am Messegelände stieg an den Konzerttagen rasant an. Den Höhepunkt erreichte sie nach Konzertende, als zwischen 23 Uhr und Mitternacht mehr als 1000 Gigabyte pro Stunde durch das Mobilfunknetz an Ort und Stelle flossen. Kein Wunder: Kurz nach dem Konzert quollen die üblichen Social-Media-Kanäle mit Fotos und Videos aus dem Konzert über. Dieser Trend sei auch Samstag zu beobachten gewesen, teilt O2 Telefónica mit. Während des Konzerts dagegen war das Netz in der Arena nach Angaben von Besuchern zeitweise überlastet, sodass weder Nachrichten noch Bilder verschickt werden konnten.

Das Analyseverfahren entspreche dem Datenschutzgesetz, sagt ein Sprecher von O2 Telefónica. Es basiere auf anonymisierten Mobilfunkdaten, die zwar grundsätzliche Trends aufdeckten, aber keinerlei Rückschlüsse auf einzelne Personen zuließen.

Andreas Schubert

XXXLutz

nur am

Freitag

09.

August

Samstag

10.

August

Montag

12.

August

NUR

5€

XXXLutz Schnitzel, wahlweise vom Schwein oder vom Hähnchen, mit Pommes frites

NUR BIS 12.08.2024!

1324CA002

Gutscheine nur in den Filialen gültig!

XXXLutz

Gutschein

500€

1324CA001

Gutscheine nur in den Filialen gültig!

bei Kauf ab 1.500 €

XXXLutz

Gutschein

1000€

1324CA001

Gutscheine nur in den Filialen gültig!

bei Kauf ab 3.000 €

XXXLutz

Gutschein

19%

KF 074A 000

Gutscheine nur in den Filialen gültig!

MwSt. geschenkt

AUF FAST

auch auf große Marken

- Gardinen
- Leuchten
- Teppiche
- Heimtextilien
- Babyzimmer
- Baby-Exklusivmarken
- Haushaltswaren & Accessoires



FOTO: MARK SIMILYUS PFEIFER

Rund 1300 Menschen demonstrieren gegen Hass

In der Müllerstraße bilden die Leute eine Kette, um ihre Solidarität zur trans Community auszudrücken.

Der Protest ist still, und genau genommen ist er eine Solidaritätsbekundung. Am Mittwochabend haben sich nach Polizeiangaben rund 1300 Personen in der Müllerstraße versammelt und eine Menschenkette gebildet zwischen dem Schwul-queeren Zentrum Sub und dem Lesbisch-queeren Zentrum LeZ. Sie wollen dem Hass gegen queere Menschen etwas entgegensetzen und speziell trans Personen ihre Solidarität zeigen. Anlass sind Schmierereien an Sub und LeZ: In der Nacht von Freitag auf Samstag vergangenes Wochenende war an beiden Orten „Kill all Trans“ geschmiert worden, ein Mordaufruf.

Die fünf Vereine, die den jährlichen Christopher Street Day (CSD) organisieren – Sub, LesCommunity, Diversity München, Rosa Liste und Münchner Aids-Hilfe – hatten zu der Demonstration aufgerufen. Schon kurz nach Beginn der Aktion reicht ein Fußweg gar nicht mehr aus, viele Teilnehmende weichen deshalb auf den gegenüberliegenden Gehweg aus. Es gibt keine Reden und auch kaum große Plakate. Aber doch zumindest einige Regenbogenflaggen, und viele halten ein kleines Schild in Händen: „I love all trans“. Auf einem anderen steht: „Protect trans* lives“.

„Schützt trans Leben“. Kai Kandrath, Geschäftsführer des Sub, gewinnt der hingeschmierten Hassbotschaft sogar etwas Positives ab: „Das Gute ist“, sagt er, „dass es das Bewusstsein schärft, auch bei Polizei und Staatsanwaltschaft“. Er freue sich über die Solidarität aus der Stadtgesellschaft. Die Worte „Kill all Trans“ und „Kill all Gays“ seien bereits vor ein paar Wochen am S-Bahnhof Isartor und auf einer Regenbogenbank am Karl-Heinrich-Ulrichs-Platz im Glockenbachviertel aufgetaucht, immer in derselben Handschrift. Die Polizei ermittelt.

„Solche Hassdelikte dürfen keineswegs unterschätzt werden, sie sind nicht harmlos, sondern verringern die Hemmschwelle für weitere Formen der Gewalt“, heißt es in einer Mitteilung der CSD-Organisationen. „Seit Jahren beobachten wir, dass die Stimmung gegenüber queeren Menschen feindseliger wird.“ Dagegen wolle sich die queere Gemeinschaft wehren. „Wir lassen uns nicht auseinanderdividieren und treten vereint und entschlossen gegen jede Form von Hass, Hetze und Versuche, die Community zu spalten, an.“ Es gelte jetzt, Solidarität und Zusammenhalt zu demonstrieren.

Bernd Kastner

Polizei: Keine erhöhte Gefahr bei Adele

Nach dem vereitelten Terroranschlag auf Besucher der Taylor-Swift-Konzerte in Wien sieht die Münchner Polizei für die nächsten von insgesamt zehn Konzerten der britischen Sängerin Adele in der bayerischen Landeshauptstadt keine erhöhte Gefahr. „Es gibt keine Gründe, in München nervös zu werden“, sagte der neue Polizeizepräsident Christian Huber am Donnerstagmittag. Die Gefahr werde weiterhin als „abstrakt“ bewertet, sie sei noch „weit weg von konkret“. Die Polizei stellt sich aber darauf ein, dass im Umfeld der Adele-Konzerte im Stadtteil Riem mehr verdächtige Personen oder Gegenstände gemeldet würden als vor einer Woche.

Je nach Sicherheitslage wird die Polizei am Freitag- und Samstagabend eine dreistellige Zahl von Beamtinnen und Beamten rund um das hermetisch abgeriegelte Konzertgelände an der Autobahn einsetzen. Auch die in der Nähe stationierte Reiterstaffel wird patrouillieren und besonders den Hügel auf dem benachbarten ehemaligen Gelände der Bundesgartenschau im Auge behalten, auf dem sich während der ersten beiden Konzerte bis zu tausend Zaungäste versammelt hatten.

Vorbereitet ist die Polizei nach eigenen Angaben auch für den Fall, dass die Situation im Nahen Osten weiter eskalieren sollte. Die seit dem 7. Oktober deutlich verstärkten Sicherheitsvorkehrungen vor gefährdeten Einrichtungen würden dann weiter erhöht.

BM

Fußgänger läuft vor Auto – verletzt

Ein Fußgänger ist am frühen Donnerstagmorgen in Neuperlach beim Zusammenstoß mit einem Auto schwer verletzt worden. Der 33-Jährige lief der Feuerwehr zufolge im Kreuzungsbereich der Therese-Giese-Allee/Carl-Wery-Straße unvermittelt auf die Straße. Er wurde von einem Kleinwagen frontal erfasst und durch die Luft geschleudert. Dabei wurde er schwer verletzt. Die herbeigerufenen Rettungskräfte kümmerten sich um die Erstversorgung des 33-Jährigen und brachten ihn anschließend in den Schockraum einer Münchner Klinik. Der Fahrer des Kleinwagens wurde ebenfalls vor Ort betreut. Er war unverletzt geblieben.

Die genauen Umstände des Unfalles und warum der Fußgänger auf die Straße lief, ermittelt die Polizei. Zum entstandenen Sachschaden konnte die Feuerwehr keine Angaben machen.

GAL

Rätselhafte Attacke mit Schreckschusspistole

Bei einem über eine Internet-Plattform vereinbarten Date ist ein 20 Jahre alter Münchner am frühen Sonntagmorgen mit einer Schreckschusspistole angegriffen worden. Der Vorfall, der sich kurz vor 3 Uhr in und vor einem Studentenwohnheim nahe der Paul-Hindemith-Allee ereignete, gibt den Ermittlern Rätsel auf.

Völlig unklar ist das Motiv der Tat, bei der ein Schuss fiel: Von Drogengeschäft bis Schwulenhass sei alles denkbar, heißt es. Das durch Schläge leicht verletzte Opfer beschreibt die Täter als 16 bis 17 Jahre alt, zwei seien maskiert gewesen. Der mutmaßliche Lockvogel habe sich „Felix“ genannt. Die vier Angreifer seien mit einem schwarzen Audi getürt. „Nicht

BM

Abschreckung für Dealer, Diebe und Sexualstraftäter

Polizeibeamte sind derzeit „mehrmals die Woche und mit starken Kräften“ rund um den Hauptbahnhof unterwegs, um Kriminelle zu fangen. Wie ein solcher „Konzepteinsatz“ abläuft.

Von Stephan Handel

Dänemark führt 5 zu 4 gegen Schweden in diesem olympischen Handball-Viertelfinale, aber es interessiert im Moment niemanden, was auf den zahlreichen Monitoren zu sehen ist in diesem Wettbüro in der Goethestraße. Gerade sind 15 schwarz gekleidete Männer und Frauen unter martialischem Getrappel eingezogen – man könnte auch sagen: Sie haben das Lokal gestürmt. Die 20, 30 Gäste sind natürlich erst mal erschrocken.

Müssen sie aber nicht sein. Die Schwarzgekleideten sind ausgesprochen höflich, erklären, wer sie sind – Beamte der Bereitschaftspolizei – und dass sie nun Personenkontrollen vornehmen würden. Auch das geschieht in aller Ruhe und Sachlichkeit. Nur in einem Fall setzt sich ein Mann auffällig-unauffällig auf die Toilette ab, Polizisten gehen ihm nach und holen ihn heraus. Ob er irgendetwas Verbotenes der Münchner Kanalisation übergeben hat,

Bahnhöfe waren schon immer Brennpunkte – nicht nur in München

lässt sich nicht mehr feststellen. So oder so hat sich der Mann eine besondere Leibesvisitation verdient, dazu wird er nach draußen zu einem Polizeiauto geführt. Oliver Böhm, der Einsatzleiter, sagt, es gehe nicht nur darum, möglichst viele Aufgriffe, Festnahmen, Drogenfunde zu erzielen, sondern auch darum, Präsenz zu zeigen.

Die Razzia in dem Wettbüro ist eine von mehreren an diesem Mittwochmittag – 30 Beamte insgesamt sind im Einsatz, um Leuten, die es mit der Gesetzestreue nicht ganz so genau nehmen, zu zeigen, dass sie ihr Tun nicht straffrei treiben dürfen. Das Ganze nennt sich „Konzepteinsatz“. Seit Mitte Juli kontrolliert die Polizei „mehrmals die Woche und mit starken Kräften“ im südlichen Bahnhofsviertel, wie Sig-



30 Beamte insgesamt sind im Einsatz, um Leuten, die es mit der Gesetzestreue nicht ganz so genau nehmen, zu zeigen, dass sie ihr Tun nicht straffrei treiben dürfen.

FOTOS: SEBASTIAN GABRIEL



30 Beamte insgesamt sind im Einsatz, um Leuten, die es mit der Gesetzestreue nicht ganz so genau nehmen, zu zeigen, dass sie ihr Tun nicht straffrei treiben dürfen.

FOTOS: SEBASTIAN GABRIEL

Angebot für Wiesn-Flüchtlinge

Die Wirtshauswiesn bekommt Zuwachs: Mehr als 40 Gaststätten, darunter fünf Neuzugänge, bieten Alternativen zum Feiern auf dem Oktoberfest.

Die Jahre, in denen sich die sogenannte Wirtshauswiesn „Notbehelf“ oder gar „Überbleibsel“ der Pandemie schimpfte, sind vorbei. Denn heuer lassen die Innenstadtwirte schon zum fünften Mal zeitgleich zum Oktoberfest Wiesn-Flair in ihre Wirtshäuser einziehen. „Parallelveranstaltung“ könnte man also höchstens sagen, und zwar ohne Konkurrenzdenken. Legitimiert durch seine Doppelrolle als Innenstadtwirt und Sprecher der Wiesnwirte ist Peter Inselkammer überzeugt: „Die Wiesn und die Wirtshauswiesn ergänzen sich perfekt.“

Er begrüßt am Donnerstag gemeinsam mit seinem Kollegen Gregor Lemke, Wirt des Augustiner Klosterwirts und Vorsitzender des Vereins der Münchner Innenstadtwirte, im Pschorr am Viktualienmarkt. Die beiden bezeichnen die Wirtshauswiesn schon jetzt als Kulturgut und Brauchtum – im fünften Jahr vielleicht etwas verfrüht. Erst recht zu früh kommt für Lemke die morgendliche Pressekonferenz. „Nicht

Bei der Wirtshauswiesn gibt es die Mass zu moderateren Preisen

Mehr als 40 Gaststätten nehmen in diesem Jahr an der Wirtshauswiesn teil, darunter fünf Neuzugänge, die nicht in der Innenstadt liegen: der Alte Wirt Moosach, der Augustiner-Keller, der Augustiner Schützengarten, der Ayingler in der Au und der Königliche Hirschgarten. Für Hirschgarten-Wirt Thomas Fesenmair war es naheliegend, bei der Aktion der Innenstadtwirte mitzumachen. „Ich habe ganz frech von mir aus bei Herrn Lemke angefragt. Während der Wiesn füllt sich der Hirschgarten immer mehr und wir trainieren eh das ganze Jahr über in dieser Größenordnung.“



Ein Schauspieler zapfte schon mal an – er kommt auch beim Start der Wirtshauswiesn zum Einsatz.

FOTO: LEONHARD SIMON

Es kämen außerdem viele „Wiesn-Flüchtlinge“ in den Hirschgarten, um sich von den Preisen auf der Theresienwiese zu erholen, ergänzt Fesenmair. Die bekämen dann auch durch die Wirtshauswiesn etwas geboten. In mehreren Zelten kostet die Mass Bier in diesem Jahr erstmals 15 Euro oder mehr, die Mass Wiesnbier im Hirschgarten wird dieses Jahr 9,80 Euro kosten.

Im Pschorr wird an diesem Tag aber noch kein Wiesnbier ausgeschenkt. Die Anstich-Zeremonie des ersten Wirtshauswiesn-Fasses ist rein symbolisch. Dafür kann der als König Ludwig II. verkleidete Darsteller schon mal üben, ehe er am 21. September um 12 Uhr zeitgleich zum OB in der Festhalle Schottenhamel die Wirtshauswiesn im Augustiner Klosterwirt „o'zapft“.

Wie in den vergangenen Jahren wird es in den festlich geschmückten Gaststätten

nicht nur das Wiesnbier der sechs Münchner Brauereien geben, sondern auch Wiesn-Schmankerln wie Hendl, Schweinshaxn und Steckerlfisch. Ebenso wird für vegetarische und vegane Alternativen sowie für Live-Musik gesorgt sein. Neben dem bewährten Programm sind die Wirte aber auch um Abwechslung bemüht. Zum Beispiel hat der Operngrill Brenner eigens für die diesjährige Wirtshauswiesn den Cocktail „Toboggan Gimlet“ kreiert, der Besucher hoffentlich nicht so sehr in Schräglage bringt wie das namensgebende Wiesn-Fahrtgeschäfft.

Auch Karl-Heinz Wildmoser feilt an einem neuen Rezept für die Wirtshauswiesn-Pizza in seiner Pizzeria am Dom. Die sei 2023 mit Weißwurst oder Obatzdem belegt gewesen, dieses Mal wolle er sich aber etwas Neues überlegen. Ein bisschen Zeit zum Tüfteln bleibt ihm noch. Die Wirtshauswiesn findet parallel zum Oktoberfest von 21. September bis 6. Oktober statt.

Sarah Maderer



Umgeben von viel Grün und auch Wasser arbeitet es sich angenehm am Hauptsitz von Infineon. Ob auch hier Jobs gestrichen werden, bleibt offen. FOTO: CLAUD SCHUNK

Infineon wird zum Sorgenkind

Dass das Unternehmen Stellen abbaut, lässt im Neubiberger Rathaus die Alarmglocken läuten – schließlich ist der Chip-Hersteller der wichtigste Gewerbesteuerzahler. Ob am Ort Jobs gestrichen werden, ist unklar.

Von Daniela Bode

Seit bekannt ist, dass Infineon 1400 Stellen streichen und ebenso viele Jobs in billigere Länder verlagern will, stellt man sich in Neubiberg die Frage, welche Auswirkungen dies auf den Hauptsitz des Chip-Herstellers haben wird. Das Unternehmen selbst hält sich bedeckt und verweist darauf, dass erst einmal die Mitarbeiter informiert werden sollen. Neubiberger Bürgermeister Thomas Pardeller (CSU) erklärt unterdessen mit Blick auf die von Infineon zu erwartende Gewerbesteuer schon mal, dass die Gemeinde bei den nächsten Haushaltsplanungen vorsichtig vorgehen werde. Insgesamt arbeiten bei dem Unternehmen zuletzt rund 59 000 Menschen, davon rund 6000 in Neubiberg. An dem Hauptsitz befindet sich der größte Forschungs- und Entwicklungsstandort, die Schwerpunkte liegen dort unter anderem auf Teilen von Chip-Karten, Leistungselektronik für Automobil- und Industrieanwendungen und der Entwicklung von Produktionsprozessen. Ob an dem Hauptstandort am Münchner Stadtrand Jobs gestrichen werden sollen oder von dort verlagert, dazu äußert sich das Unternehmen auf Anfrage nicht.

Laut einem Sprecher des Unternehmens entfällt die Hälfte der Stellen, die in Deutschland abgebaut werden, auf den Standort Regensburg. Dort soll es sich um eine mittlere dreistellige Zahl handeln. „Wir informieren nun die betroffenen Standorte in umfassender interner Kommunikation über die jeweiligen Auswirkungen vor Ort“, sagt der Sprecher. Er bittet um Verständnis, dass keine weiteren Einzelzahlen genannt werden könnten.

Hintergrund der geplanten Maßnahmen ist das unternehmensweite sogenannte Strukturverbesserungsprogramm „Step up“, das für alle Standorte in Deutschland seit Mai gilt. Infineon möchte damit nach Angaben des Sprechers mit Blick auf die Kosten die Wettbewerbsfähigkeit verbessern und das Geschäftsmodell stärken, um ein langfristig profitables Wachstum zu sichern.

Am Montag hatte Vorstandsvorsitzender Jochen Hanebeck die Mitarbeiter persönlich informiert, dass weltweit 1400 Stellen entfallen und weitere 1400 Stellen an andere Standorte verlagert werden. Seit ei-



„Wir haben die Nachricht mit Sorge vernommen“, sagt Neubiberger Bürgermeister Thomas Pardeller. FOTO: SEBASTIAN GABRIEL

nigen Monaten ist bereits bekannt, dass in Regensburg mehrere Hundert Jobs abgebaut werden sollen. In den vergangenen fünf Jahren hatte Infineon nach eigenen Angaben allein Deutschland 3000 neue Stellen geschaffen. In Dresden, wo ein neues Chip-Werk entsteht, sollen noch einmal rund tausend neue Stellen geschaffen werden. „Wenn es strategisch sinnvoll ist, wird Infineon weiterhin in Neubiberg und an anderen Standorten in Deutschland einstellen“, so der Unternehmenssprecher zur SZ.

Bei der IG Metall ist man für Neubiberg optimistisch

Die Lage der Chip-Branche ist teilweise angespannt. Infineon-Chef Hanebeck sprach zuletzt von einem herausfordernden Marktumfeld. „Die Erholung in unseren Zielmärkten schreitet nur langsam voran“, sagte er. Wegen der schwachen gesamtwirtschaftlichen Dynamik seien die Bestände an vielen Stellen höher als die Endnachfrage. Die Situation zeigt sich auch an den Unternehmenszahlen: So ist zwar der Umsatz im Vergleich zum zweiten Quartal leicht auf 3,7 Milliarden Euro gestiegen, blieb aber unter den Erwartungen. Auch zuvor musste der Konzern schon seine Umsatzziele korrigieren. Zudem liegt der Gewinn im dritten Quartal mit 403 Millionen Euro rund die Hälfte unter dem des Vorjahreszeitraums.

Im Neubiberger Rathaus will man auf die Entwicklungen reagieren: „Wir haben die Nachricht mit Sorge vernommen. Infi-

neon ist das große Unternehmen und unser wichtigster Gewerbesteuerzahler“, so Bürgermeister Pardeller zur SZ. Welche Auswirkungen die Ankündigungen auf den Standort Neubiberg haben, könne man aber noch nicht absehen. Bei der Planung des Haushalts 2025 werde die Gemeinde jedenfalls „vorsichtig agieren und das Gespräch mit Infineon suchen“, kündigt der Rathausschef an.

In der Kommune werden etwa 95 Prozent der Gewerbesteuer von nur fünf Unternehmen erwirtschaftet. Neben Infineon zählt die Firma Intel zu den großen Arbeitgebern und Steuerzahlern der Münchner Stadtrandgemeinde, ebenso Encavis, ein führender europäischer Produzent von Strom aus erneuerbaren Energien. In der Vergangenheit hatte die Gemeinde vorsichtig mit Gewerbesteuererinnahmen von 15 Millionen Euro geplant, für 2024 hat der Kämmerer dagegen insgesamt 26 Millionen Euro angesetzt. Wie viel davon auf Infineon entfällt, dazu macht die Gemeinde wegen des Steuergeheimnisses keine genauen Angaben. Es sei aber der größte Teil.

Möglicherweise bleibt der Standort Neubiberg auch von den Jobstreichungen weitgehend verschont. Bei der Gewerkschaft sieht man jedenfalls nicht schwarz. Sibylle Wankel, die Geschäftsführerin der IG Metall in München, interpretiert die Ankündigungen des Managements so, dass der Standort Neubiberg nicht vom Stellenabbau betroffen sein wird. Allerdings nehme man wahr, dass die Zahl der Neueinstellungen am Campeon – so nennt sich der Standort in Neubiberg – seit einiger Zeit deutlich zurückgehe.

Von der Irrenanstalt zur modernen Psychiatrie

Haars Klinikum blickt auf eine wechselvolle 120-jährige Geschichte zurück. Der neue Chef will Misstrauen abbauen.

Vier Monate ist Nicolas von Oppen schon als Geschäftsführer des Isar-Amper-Klinikums in Haar im Amt, als Nachfolger von Franz Podechtl, der zum Vorstandsvorsitzenden der Kliniken des Bezirks Oberbayern (KBO) aufgestiegen ist. Er sei mittlerweile „gut angekommen“ und freue sich auf die berufliche Herausforderung, sagt Oppen. Der 50-Jährige wirkt gelassen, wie er am Konferenztisch in seinem geräumigen Büro sitzt und in einer Espressotasse rührt – doch in seinen Worten schwingt auch viel Respekt mit vor der historischen Einrichtung und den Aufgaben, die ihn in Haar erwarten.

Die Anforderungen der Zukunft werden sein, die steigenden Patientenzahlen und den Fachkräftemangel zu bewältigen, auf moderne psychosoziale Trends zu reagieren und am Stigma der Psychiatrie zu rütteln. „Ich möchte für viele Themen sehr offen sein“, betont Oppen und verweist auf seine 27 Jahre Führungserfahrung im Krankenhauswesen, mit Stationen etwa im Münchner Rotkreuz- und im Dachauer Helios-Amper-Klinikum, der Caritas-Klinik Sankt Josef in Regensburg und dem Klinikum Landshut. Zuletzt arbeitete er auf Hamburg stammende Betriebswirtschaftler als Strategieberater in der Gesundheits- und Sozialwirtschaft, unter anderem im KBO-Kinderzentrum in München-Schwabing.

„Wir haben in bestimmten Bereichen eine höhere Nachfrage als Kapazitäten“

Als neuer Geschäftsführer des Isar-Amper-Klinikums kommt Oppen nun die Verantwortung für eines der größten psychiatrischen Fachkrankenhäuser Deutschlands zu – mit fast 120-jähriger Historie. Insgesamt zehn Außenstellen in und um München stellen die psychiatrische Versorgung für mehr als 2,5 Millionen Menschen im Großraum der Landeshauptstadt sicher; im Jahr versorgen die rund 4000 Beschäftigten knapp 50 000 Patienten, viele davon ambulant oder teilstationär. Der Standort in Haar allein umfasst Abteilungen für Geronto- sowie forensische Psychiatrie, Psychotherapie, Psychosomatik, Suchtmedizin und Neurologie.

Doch nicht nur die sektorübergreifende Versorgung von psychisch Erkrankten, sondern auch die Prävention für seelische Gesundheit sieht Oppen als immer wichtigeren Aufgabenfeld der Psychiatrie an. „Das sind die zwei größten Megathemen – dafür bieten wir beim IAK alles an, was nötig ist. Das ist natürlich eine große Verantwortung, der wir immer gerecht werden wollen“, sagt er. „Viel Gutes und Wichtiges sieht er dafür von seinem Vorgänger Franz

Podechtl schon auf den Weg gebracht – das gelte es jetzt weiterzuentwickeln. „Mir ist wichtig, dass wir diesen Charakter eines offenen, transparenten und erlebbareren Campus für seelische Gesundheit haben, um Menschen Anlaufpunkte zu geben“, so Oppen.

Die Förderung der Klinikangestellten, insbesondere des Nachwuchses, spiele da ebenso hinein wie die Entbürokratisierung von Pflege und Therapie. Er habe sich deshalb vorgenommen, die bestehenden Konzepte zur Mitarbeitergewinnung und -weiterbildung auszubauen, erzählt Oppen. Dazu wolle er „gute Digitalisierungsprojekte“ auf den Weg bringen, wie virtuelle Dienstpläne, eine Mitarbeiter-App und einen durchdachten Social-Media-Auftritt.

Modernisierungsbedarf sieht Oppen außerdem bei der Infrastruktur des teils denkmalgeschützten Klinikgeländes. „Wir haben in bestimmten Bereichen eine höhere Nachfrage als Kapazitäten und da brauchen wir Erweiterungen“, sagt er. Die Herausforderung werde sein, den Immobilienbestand zwischen Tradition und Fortschritt „in die moderne Welt“ zu überführen und das – metaphorisch – auf die Psychiatrie und ihre Patienten zu übertragen, denen bis heute oft mit Vorurteilen und Misstrauen begegnet wird. „Dabei tun wir sehr viel Gutes, und da wollen wir noch mehr drüber sprechen“, erklärt Nicolas von Oppen.

Eine Gelegenheit dafür bietet die 120-Jahrfeier der Klinik im kommenden Jahr. Laut Oppen arbeitet man bereits an einem mehrmonatigen Programm, das vor allem dazu gedacht sei, den Campus zu öffnen und erlebbar zu machen. Den Anfang im Januar macht die Einweihung eines weiteren Denkmals für die Patienten, die in Haar während der NS-Zeit ermordet wurden. Außerdem soll es Festakte und eine Inhouse-Messe geben, und die Geschichte des seit 1905 bestehenden Hauses, das einst die „Oberbayerische Kreisrennanstalt“ war, wird aufgearbeitet.

Er wolle aber auch nach vorne schauen, sagt der neue IAK-Geschäftsführer Nicolas von Oppen: auf das moderne Gesicht der Psychiatrie, das längst nicht mehr den Vorurteilen einer isolierten Einrichtung entspreche. Heute gebe es eine Vielzahl von Behandlungsansätzen und einen klaren Trend in Richtung Ambulanz. Man könne Patienten zu Hause, in einer Tagesklinik oder in ambulanten Therapien unterstützen. Entsprechende Angebote müssten jedoch noch viel größer und wahrnehmbarer werden, außerdem passende Hilfestellungen niederschwelliger und unbürokratischer zugänglich, sagt Oppen. „Das wollen wir aufbauen und weiterentwickeln. Wichtig ist, dass wir das konsequent und gut machen.“

Laura Geigenberger



Nicolas von Oppen ist seit vier Monaten Geschäftsführer des Isar-Amper-Klinikums mit Sitz in Haar. FOTO: CLAUD SCHUNK

Als man mit Deckel über dem Kopf schlief

Das neu eröffnete Museum von Franz Estendorfer in Hohenbrunn zeigt Bauernmöbel aus dem 18. und 19. Jahrhundert.

Das Sammeln war schon in ganz jungen Jahren die Leidenschaft von Franz Estendorfer. So manchen Krug und vielerlei Kleinteile hat der gebürtige Hohenbrunner damals aufgehoben, darunter sogar einen Totenkranz aus der Kiesgrube seines Heimatortes. Auch der Holzschrank seiner Oma, deren Erzählungen er oft gespannt gelauscht hat, hatte es ihm angetan. Von diesem ausgehend hat der heute 76-Jährige eine Vorliebe für Werke von Anton Perthaler aus Degerndorf im Landkreis Rosenheim entwickelt, die er ebenso wie Möbelstücke von Michael Böheim gezielt sucht. Darüber hinaus konzentriert sich der Hohenbrunner auf bayerische und oberösterreichische Bauernmöbel aus der Zeit zwischen 1770 und 1840. „deren Herkunft nachvollziehbar ist und die handwerklich gut gearbeitet sind“, wie der Sammler sagt.

Das Strukturprogramm gilt für alle Standorte in Deutschland seit Mai

Reich bemalte Bauernmöbel aus dem 18. und 19. Jahrhundert sind neuerdings auf dem Scharmerhof in Hohenbrunn zu sehen. Das private Bauernmöbelmuseum in der Jäger-von-Fall-Straße mitten im Ort zeigt Betten und Schränke sowie Hof-, Haus- und sogar Rauchtütsen, darunter so manch besonderes Stück aus der nahen Umgebung.

Betritt man das Museum, fällt der Blick auf einen prächtigen Schrank aus Oberösterreich, in dem unzählige Hanfrollen lagern, offenbar eine Aussteuer. Die Türen sind mit religiösen Szenen in Spiegeloptik besetzt, die vom Glauben und der Ehrfurcht seiner früheren Besitzer zeugen. Urban Huemer soll den Schrank gestaltet haben. Mehr ist – wie so oft bei Bauernmöbeln – nicht darüber bekannt.

Das rechts daneben stehende Kinderbett von 1834, so die verlässlichen Zahlen neben einem Monogramm am Kopfteil, kennt man jedoch aus dem Hohenbrunner Heimatbuch. Ein Foto zeigt Estendorfers darin schlafende Tochter Maria. Aus dem benachbarten Siegersbrunn stammt der Schrank mit vielgestaltigem Dekor links davon. Lokalen Bezug hat auch der beeindruckende Gasslschlitten, der durch sein

kaum 15 Zentimeter breites, aber tiefes Sitzbrett Staunen macht. In dessen Vertiefung komme das Gebetbuch und eine dicke Decke, dann hätten sich der Bauer vorn, die Bäuerin dahinter draufgesetzt und seien vom Pferd zur Kirche gezogen worden, sagt Estendorfer. Seine Erzählungen machen Ortsgeschichte lebendig. Dabei möchte der Bio-Landwirt, der bis zur Übergabe an seinen Sohn auch das Hotel

Scharmerhof betrieben hat, gar nicht im Vordergrund stehen, das sollen vielmehr seine Sammlerstücke.

Am augenfälligsten ist die Vielzahl an Betten – schlichte Bauernbetten mit einfacher Bemalung ebenso wie solche mit Bauern-barocken Aufsätzen oder Himmelbetten in verschiedener Ausführung, die im Obergeschoss des ehemaligen Getreidestadels, deren Zwischendecke Estendorfer aus vorhandenen Hölzern eingezogen hat, wie in einem Schlafsaal aufgereiht sind. Auf vielen ihrer Kopfteile ist ein schlafendes Jesuskind mit Kreuz oder Totenschädel gemalt, begleitet von sprachlichen Varianten des Spruchs: „Ich schlafte sanft, als wie ein Kind, biß ich aufsteh, und straff die Sünd.“

An den Kopfteilen der Betten: Jesuskind oder Totenschädel

Sehr lebensnah wirkt die ganze Szenerie, weil alle Betten bezogen sind, bei jedem ein Nachtopf steht und in vielen eine Modepuppe oder zumindest ein Kopf liegt. Das hat einen gewissen Reiz. Kinderwiegen, Kinderwagen und ein Tisch mit Hausgerätschaften lockern die bunte Folge der Betten auf. Ein seltenes Kastenbett sorgt für Staunen und Schauern zugleich: Würde nicht sein Dach oder Deckel fehlen, schlief man darin tatsächlich wie eingesperrt in einem Schrank – oder Sarg.

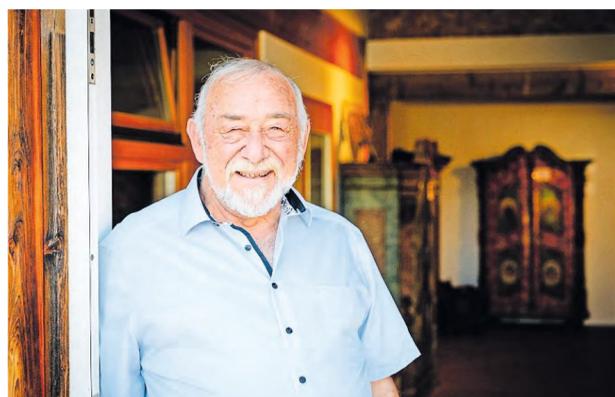
Im hintersten Raum des Hohenbrunner Museums steht auch das Lieblingsstück Estendorfers: ein Bett aus der Werkstatt von Anton Perthaler mit verschlungenen floralen Mustern auf dem Fußteil. Die Blätter sind weiß umrahmt, ohne aus dem gedeckten Braun des Holzes allzu sehr hervorzustechen. Auch der Aufsatz am Kopfende des Bettes trägt keine figürliche Darstellung, sondern überzeugt vor allem durch Schnitz- und Handwerkskunst. Schlichte Eleganz prägt auch den daneben stehenden Schrank des Kistlermeisters Perthaler, dessen vier Türfelder durchweg mit Herzen verziert und mit Blätterketten umgeben sind.

Es gibt in dem neu eröffneten Museum noch vieles mehr zu entdecken, etwa den viereckigen Toilettenstuhl aus Mahagoni mit ledernem Sitzpolster, der zwischen weißen Keramikmodellen für die gleiche Nutzung hervorsteht, oder zwei hölzerne Kufenwiegen und natürlich die sehr schönen Reiterfiguren auf den Fußteilen zweier Bauernbetten aus dem Raum St. Florian in Oberösterreich, datiert aus dem Jahr 1785.

Das neu eröffnete Bauernmöbelmuseum ist bis einschließlich Oktober an jedem ersten Sonntag im Monat von 14 bis 17 Uhr zu besichtigen. Der Eintritt ist frei. Den Scharmerhof findet man an der Jäger-von-Fall-Straße 8 im Dorfkern von Hohenbrunn. Weitere Informationen unter: meineheimat-hohenbrunn.de/bauernmöbelmuseum. Angela Boschert



Franz Estendorfer hat in seinem neu eröffneten Museum in Hohenbrunn eine große Sammlung alter Bauernmöbel – wie etwa diesen Bauernschrank (links) – zusammengetragen. FOTOS: SEBASTIAN GABRIEL



SZ Erleben
Franz Marc: Skulptur "Das blaue Pferd"
 Schon für 248 €



sz-erleben.de/skulptur
 Ein Angebot der Städtischen Zeitung GmbH
 Hohenheimer Str. 8 • 91077 München
 Städtische Zeitung

SZ Erleben
Künstler-Armbanduhr "Mondrian - Tableau Nr. IV"
 Schon für 168 €



sz-erleben.de/schmuck
 Ein Angebot der Städtischen Zeitung GmbH
 Hohenheimer Str. 8 • 91077 München
 Städtische Zeitung



Das tägliche Extra

- MONTAG**
Blick in die Woche
- DIENSTAG**
Wow-Museum
- MITTWOCH**
Badeseen
- DONNERSTAG**
Die Kostprobe
- FREITAG**
Volksfeste
- SAMSTAG**
Pop-up-Locations

Für den großen Durst

Das Gasthaus Marie Therese hat eröffnet – und es gibt eine neue Rum-Bar am Isartor.

Gut sechs Wochen sind es noch bis zum Anstich auf der Theresienwiese, doch im **neuen Wirtshaus Marie Therese** nebenan fließt schon das Bier. Pardon, „Gasthaus“! Darauf legen die jungen Wirte Wolfgang Hingerl (Mural-Gruppe), Philipp Schlick und Niklas Hacker (Le Florida, Amistad) Wert. Denn vom Mittagstisch (Mittagsgericht 14,50 Euro) über den Kaffee am Nachmittag bis zum Hauptgang am Abend (z. B. Cordon Bleu mit Rahmgurken und Bratkartoffeln, 24 Euro) soll das Marie Therese ganztags jeden Gästewunsch erfüllen. Vor wenigen Wochen feierte das Restaurant mit bayerisch-österreichischer Küche Eröffnung am Standort des ehemaligen Speiselokals Lenz. Die unmittelbare Nähe zur Wiesen sei für das Wirt-Trio nicht abschreckend gewesen, höchstens „respektinlöbend“, sagt Hingerl. „Wir werden uns zur Wiesen sicher etwas einfallen lassen. Aber das Marie Therese soll auch unterm Jahr ein Lokal fürs Viertel sein.“ (Marie Therese, Pettenhoferstr. 48, Mo bis So 12 bis 24 Uhr, Telefon 089/44236033)

WAS LÄUFT

in der Gastro

Mit seiner Auswahl an Naturweinen liegt das Marie Therese voll im Trend. Denn immer mehr Münchner Gastronomen setzen auf diese Weine, deren Herstellung so chemiefrei wie möglich abläuft. Maximilian Crichton verkauft in seinem **Weinladen „Forever Thirsty“** ausschließlich Naturweine. Am 23. August veranstaltet er zusammen mit der Münchner Jungköchin Johanna Alscheken das **Dinner-Event „Supper Club“** und kombiniert ein veganes Fünf-Gang-Menü mit einer Naturweinbegleitung (Beginn 19 Uhr, 95 Euro p.P.). Anmeldung im Weinladen oder über Eventbrite.de (Forever Thirsty, Fraunhoferstr. 7, Di bis Fr 14–20 Uhr, Sa 12 bis 19 Uhr, Telefon 089/904291391).

Die Cocktailbar **Havana Club** nahe dem Isartor gibt es schon seit fast 40 Jahren. Ihr historischer Gewölbekeller, der dem Betreiber Christoph Klinge zufolge einmal Teil der alten Stadtmauer gewesen sei, diene bislang als Lagerraum. Nun ist hier nach aufwendigen Umbauarbeiten – man möchte fast sagen: Ausgrabungen – eine zweite Bar eingezogen. denn Graetun, unverputzter Backstein, flackernde Lichter und eine puppengroße Marienfigur verleihen der **Bar Campana del Rey** ein „gruftiges“ Ambiente. Mit mehr als 50 Positionen auf der Karte liegt ihr Fokus auf exklusivem Rum (4cl von 9 bis 72 Euro), zu dem Barchef Boris König geduldig berät. Dementsprechend ist nicht nur der Klinge (Glöcke heißt auf Spanisch „Campana“), sondern auch der König („Rey“) im Barnamen vertreten (Campana del Rey, Herrstr. 30, Do 19 bis 1 Uhr, Fr und Sa 19 bis 3 Uhr, Telefon 089/291884).

Sarah Maderer



Die Wirte Wolfgang Hingerl, Philipp Schlick und Niklas Hacker (von links) bei der Eröffnung ihres Gasthauses Marie Therese.

FOTO: MARIA THERESE GASTHAUS

KOMPASS

Feiern in Bayern

Vom Gäubodenvolksfest in Straubing über den Barthelmarkt in Oberstimm bis zur Fürther Kärwa: Ein Überblick darüber, wo und wie im Freistaat bis in den Herbst hinein gefeiert wird.

Von Lukas Heinser

Straubing: Trumm vom Paradies

1,4 Millionen. So viele kommen jährlich zum Gäubodenvolksfest in Straubing. Es ist somit das zweitgrößte Volksfest Bayerns. Vom 9. bis 19. August gibt es hier in sieben Festzelten mit mehr als 27000 Sitzplätzen Musik und Flüssiges (der Preis für die Mass liegt bei knapp über zwölf Euro). „A Trumm vom Paradies“ sei das Gäubodenvolksfest, formulierte es einmal der Heimatdichter Max Peinkofer. Auf 90 000 Quadratmetern lockt ein großer Vergnügungspark mit Geisterbahn, Coaster, Top Spin (ein „verrückter Dreh in 18 Meter Höhe mit Überschlag“), einem Riesenrad, kulturellen und sportlichen Veranstaltungen. Direkt neben dem Volksfest findet vom 10. bis zum 18. August die Ostbayerschau statt. Hier kann man wie in einem riesigen Freiluft-Supermarkt so ziemlich alles kaufen: 600 Aussteller bieten in 16 Hallen ihre Waren an, von Türen und Fenstern über Kleider und Schmuck bis hin zu Büchern oder Sportartikeln.

Gäubodenvolksfest Straubing, 9. bis 19. August, Am Hagen 75, Straubing

Dachau: Sportliches Vergnügen

Beim Dachauer Volksfest gibt es jede Menge Sport: Gleich übers Eröffnungswochenende vom 10. und 11. August, aber auch an weiteren Tagen finden das Tischtennisturnier des Turn- und Sportvereins Dachau 1865 und eine Tennismeisterschaft der städtischen Tennisfreunde statt. Über die nächste Woche folgen Rundflüge des ansässigen Aero-Clubs, ein Schachturnier und ein Radrennen (das sogenannte Dachauer Bergkriterium). Aber auch die üblichen Volksfest-Zutaten fehlen nicht: Im Vergnügungspark gibt es Fahrtgeschäfte, im großen Festzelt wird Augustiner Helles aus dem Holzfass ausgeschenkt, gegen den Hunger gibt es Gegrilltes und Vegetarisches. Ein besonderer Höhepunkt ist das alljährliche Großfeuerwerk.

Dachauer Volksfest, 10. bis 19. August, Ludwig-Thoma-Wiese, Ludwig-Thoma-Straße 16, Dachau

Rosenheim: Die kleine Wiesen

Das Rosenheimer Herbstfest hat so etwas wie Legendenstatus. Nicht umsonst wird

es gerne „Wiesen“ genannt – und auch hier reisen italienische Besucher für das Spektakel gerne bis nach Bayern. Das Festival beginnt am 31. August mit dem Festeinzug zur Wiesen und dem Anzapfen mit Oberbürgermeister Andreas März in der Auerbräu Festhalle sowie Landrat Otto Lederer im Flötzinger Zelt. Danach wird ganze 16 Tage durchgefeiert. Tradition schreibt man in Rosenheim groß: Tracht ist hier Standard, ebenso die Festzelte und das Erntedankfest: Ein Kirchengzug mit Erntekronen und Blumengebinden, Erntegruppen, Musikkapellen, Trachtenvereinen und Landjugendgruppen marschiert für einen Gottesdienst auf den Max-Joseph-Platz und danach aufs Festgelände.

Rosenheimer Herbstfest, 31. August bis 15. September, Loretowiese, Herbststraße 2, Rosenheim

Erding: Bier und Pferderennen

Auch das Herbstfest Erding ist über die Landesgrenze bekannt. Dabei geht es verhältnismäßig ein wenig gemütlicher zu als auf einigen anderen: Mit rund 200 000 Besuchern ist das Fest zwar groß, aber noch überschaubar. Und ein großer Pluspunkt: Die Preise der Festbiermass liegen in beiden Zelten bei 11,70 Euro, also deutlich niedriger als beim Oktoberfest. Ansonsten ist hier alles zu finden, was ein gutes Volksfest braucht: zwei Bierzelte mit Speis, Trank und Musik, Schießstand und Autoscooter. Am 7. September, dem zweitletzten Tag, wird galoppiert: Östlich des Volksfestplatzes gibt es das obligatorische Pferderennen. Am 8. September folgt als krönender Abschluss ein Musikfeuerwerk.

Herbstfest Erding, 30. August bis 8. September, Volksfestplatz Erding, Am Stadion 14, Erding

Fürth: Erntedank im Zentrum

Den besonderen Charme der Michaelis Kirchweih in Fürth macht ihr Schauplatz aus: Das Fest findet nicht abseits auf einer großen Festwiese statt, sondern mitten im Zentrum. Die Fürther Freiheit, die Königsstraße und die Nürnberger Straße sind für den Verkehr gesperrt. Stattdessen kann man dort an den vielen Wirtshäusern, Marktständen und Gastronomie-Ständen entlang schlendern und sich verköstigen. Die vermutlich mehr als 900 Jahre alte Kärwa hatte nach Kriegsende einen bescheiden Neuanfang: „Es muss nicht gerade eine Bratwurst im ‚Weggla‘ oder türkischer Honig oder eine tollkühne Fahrt mit dem Selbstlenker sein“, schreiben die Fürther Nachrichten im Jahr 1945. Heute aber gilt das Fest mit seinen 1,5 Millionen jährlichen Besuchern als „Königin der fränki-

schen Kirchweihen“. Und keine Sorge: Auch an Fahrtgeschäften mangelt es nicht.

Michaelis Kirchweih Fürth, 28. September bis 9. Oktober, Fürther Innenstadt

Abensberg: Polit-Stammtisch

Der Gillamoos Abensberg ist mit seinen mehr als 700 Jahren ein Greis unter den Volksfesten. Tradition hat hier der „größte Stammtisch der Republik“: Am Gillamoos-Montag, dem letzten Tag des Events, treten Politiker der größten deutschen Parteien auf die Rednerbühne. Letztes Jahr mit dabei waren Stammgast Markus Söder und Stammtisch-Neuling Friedrich Merz von den beiden Unionsparteien. Die Grünen schicken Ministerpräsident Winfried Kretschmann ins Rennen, die SPD den Bundesvorsitzenden Lars Klingbeil und die AfD unter anderem Alice Weidel und Rechtsflügel-Mitglied Stephan Protschka. Auf der Gillamooswiese geht es nicht nur politisch zu: Beim Holzäge-Wettbewerb werden Bäume zerkleinert, beim Auszug lassen sich Trachten, Gespanne und Fahrzeuge betrachten – und am Samstagnachtmittag locken Warenmarkt-Stände mit verbilligten Preisen für Kinder und Familien.

Gillamoos Abensberg, 29. August bis 2. September, Gillamooswiese, Münchener Straße 23, Abensberg

Nürnberg: Fiesta in Franken

Ein Knall eröffnet das Nürnberger Herbstfest. Und beendet es. Hier gibt es nicht nur ein Abschluss-, sondern auch ein Eröffnungsfeuerwerk am Freitag, 23. August, 22.15 Uhr. Der Bieranstich findet um 18 Uhr statt, nachdem um 17.30 Uhr ein Festzug aufs Gelände gezogen ist. Auf jenem Gelände – dem Volksfestplatz Nürnberg – stehen die obligatorischen Festzelte und Fahrtgeschäfte. Eine Besonderheit sind die Glücksspiele und Verlosungen. Das Fest schreibt sich die Attribute „sicher, sauber, innovativ“ auf die Fahnen. Für diese gewannen die Veranstalter 2013 eine Auszeichnung der Stiftung „Lebendige Stadt“. Das Herbstvolksfest integriert in diesem Jahr Partnerstadt Nizza bei einem Themenabend am Donnerstag, 29. August, von 18 Uhr an. Und am Samstag, 7. September, lockt ein Oldtimer-Treffen von 15 Uhr an.

Nürnberger Herbstvolksfest, 23. August bis 8. September, Volksfestplatz, Nürnberg

Rottal: Rösser, Hütten, Technik

Das Karpfamer Fest ist vor allem auch berühmt für die ab dem 30. August zeitgleich

stattfindende Rottalschau: Auf 70000 Quadratmetern Frei- und 6000 Quadratmetern Hallenfläche stellen 600 Firmen ihre landwirtschaftlichen Waren zur Schau. Das im 19. Jahrhundert aus der Taufe gehobene Karpfamer Fest ist indes seit jeher der Pferdezucht verbunden: Samstag und Sonntag kann man den Rottaler Zehnerzug betrachten, ein Zehngespänn, das von einer traditionellen Postkutsche aus in schwindelerregendem Tempo durch enge Kurven gelenkt wird. Ansonsten nimmt man in Karpfham das Bier sehr ernst: Ganze sechs „Hütten“ (so werden hier die Bierzelte genannt) bietet das Fest. Der Eintritt zu Fest und Schau ist kostenlos.

Karpfamer Fest & Rottalschau, 29. August bis 3. September, Festwiese, Rottalstraße 31, Bad Griesbach

Oberstimm: Singen auf Bänken

Schon wieder Pferde: Am Montagmorgen kann man sich am Rossmarkt eins kaufen – und das, wenn es nach einigen Historikern geht, bereits seit 2000 Jahren! Am Samstag zuvor rennen die Pferde um die Wette. Das Zuschauen ist gratis. Mit fünf Festzelten ist auch der Barthelmarkt verpflegungstechnisch ziemlich gut ausgestattet. Was wären ein paar Mass, wenn sie einen nicht zum Singen bringen würden? Dafür gibt's hier das hauseigene „Barthelmarkt-Lied“, eine eigens fürs Fest komponierte Hymne (Text auf der Webseite). Zahlreich übrigens die Fahrtgeschäfte auf dem Festplatz – ihrer 18 bilden einen regelrechten Vergnügungspark, zu dem an den vier Tagen bis zu einer Viertelmillion Feiertagsgäste kommen.

Barthelmarkt Oberstimm, 23. bis 26. August, Festplatz, Manching

Mühdorf: Schafkopf und Fußball

Tradition heißt hier auch Sportarten zur Schau stellen: etwa das Schafkopfturnier am Samstagmorgen oder das Fußballspiel der Polizei Mühdorf gegen die Stadtverwaltung. Wahrhaftig traditionell geht es beim Internationalen Schützen- und Trachtenzug zu, am Sonntag, von 13 Uhr an, startend auf dem Stadtplatz, mit dem Volksfestplatz als Ziel. In den Festzelten gibt es nahezu Live-Dauerbeschallung von bayerischen Bands und Musikern. Und ja, auch in Mühdorf kann man sich auf Autoscooter, Kettenkarussell und Flip Fly schwindlig fahren.

Traditionsvolksfest, 30. August bis 9. September, Volksfestplatz, Mühdorf am Inn, www.traditionsvolksfest-muehdorf.de



Perfekte Sommertage

Die vielleicht schönste Auszeit mit Fashion & Lifestyle, Kunst & Genuss.

FÜNFFHÖFE
 MÜNCHEN



SYRISCHE COMMUNITYS
IN AUGSBURGIrritierende
Anspielungen

Von Florian Fuchs

Uwe Brandl ist seit dem Jahr 2002 Gemeindegatspräsident, noch viel länger führt er politische Diskussionen. Eigentlich weißer, wann er einen rausfahren und wann er diplomatisch bleiben muss. In Augsburg kann sich Oberbürgermeisterin Eva Weber allerdings nicht mehr so sicher sein, ob ihren CSU-Parteifreund Brandl gerade das politische Gespräch verlassen hat. Weber, sagt sie selbst, sei „hochirritiert“ über Brandls Äußerungen zu syrischen Communities in Augsburg. Brandl stört das nicht: Er setzt gleich noch eine Spitze drauf – und sich damit selbst in die Nesseln.

In der Debatte über die Äußerung von Ministerpräsident Markus Söder, dass Städte mehr Asylbewerber aufnehmen sollten, hat sich Brandl kritisch geäußert und dabei auf syrische Communities in Augsburg verwiesen: So entstünden Hotspots, wer sich nur in seinem Kulturkreis bewege, habe keinen Druck sich zu integrieren und Deutsch zu lernen. Augsburg rückt er dabei offenbar in eine Reihe mit Städten wie Berlin und Duisburg.

Das wiederum bringt Weber zu Recht in Rage. Natürlich gibt es in Augsburg eine syrische Community, wie in jeder anderen Stadt mit Menschen mit Migrationshintergrund halt auch. Die organisierte syrische Community in Augsburg, sagt Weber, sei jedoch sogar überaus hilfreich bei der Integration. Augsburg hat traditionell einen hohen Ausländeranteil, gerade im Stadtteil Oberhausen. Aber ein Vergleich mit Berlin? Lange nicht. Es gibt keine Probleme mit Syriern und auch keinen Hotspot – was unter anderem die Polizeistatistik belegt.

Die Oberbürgermeisterin hat dem Gemeindegatspräsidenten deshalb einen Brief geschrieben, und Brandl antwortet: Webers Vorgänger Kurt Gribl habe in den Jahren 2015 und 2016 mehrfach betont, dass die Gefahr von Agglomerationen bestehe. Im Übrigen, schreibt Brandl, habe er nur von integrations-schädlichen Auswirkungen eines Übermaßes an einem Ort gewarnt. Dann die neue Spitze: Er freue sich, dass in Augsburg eine positive Einbeziehung der Flüchtlinge gelinge. „Vielleicht hat der Ministerpräsident mit seinem Ansatz ja grade mit Blick auf Augsburg doch recht.“

Erst mit Äußerungen zu argumentieren, die knapp zehn Jahre zurückliegen, dann süffisant werden – das kann Weber nur als Gemeinheit auffassen. Die Oberbürgermeisterin wehrt sich ja gegen die Äußerung, syrische Hotspots in der Stadt zu haben, und hat dabei die Fakten auf ihrer Seite. Gleichzeitig gibt sie Brandl in der grundsätzlichen Kritik an Söders Äußerungen öffentlich recht: Augsburg, hat sie in den vergangenen Tagen mehrfach betont, leiste mit fast 124 Prozent Erfüllung bei der Unterbringung von Geflüchteten mehr als gefordert. Vielleicht also wäre ein klärendes Gespräch zwischen Weber und Brandl angebracht: Briefe zu schreiben, führt offenbar nicht mehr weiter.

CSU im Umfragehoch –
Grüne stürzen ab

München – Zehn Monate nach der für die CSU eher enttäuschenden Landtagswahl steht die Partei von Ministerpräsident Markus Söder in einer Umfrage wieder deutlich besser da. In einer Erhebung des Meinungsforschungsinstituts Forsa liegt die CSU bei 43 Prozent – und damit deutlich über ihrem Wahlergebnis von 37 Prozent. Demnach sind die Menschen auch mit der Arbeit des Ministerpräsidenten mehrheitlich zufrieden. 59 Prozent bescheinigen Söder einen guten Job, 39 Prozent nicht. Insbesondere bei der CSU-Anhängerschaft ist die Zustimmung für Söder mit 91 Prozent sehr hoch. Selbst bei den Anhängern der Grünen und der AfD sind immerhin 28 beziehungsweise 29 Prozent zufrieden.

Die Zufriedenheit mit der Staatsregierung insgesamt liegt etwas niedriger, bei 56 Prozent. Dagegen sind 42 Prozent unzufrieden. Ihre Koalition könnten CSU und Freie Wähler laut Umfrage in jedem Fall fortsetzen. Die Freien Wähler kämen auf zwölf Prozent, was jedoch wesentlich weniger wäre als bei der Bayernwahl im Herbst 2023. Da holte die Partei von Wirtschaftsminister Hubert Aiwanger fast 16 Prozent. Die Grünen wiederum stehen so schlecht da wie lange nicht mehr in Umfragen. Nur noch elf Prozent bekämen sie laut Forsa-Erhebung in Bayern. Dabei waren schon die 14,4 Prozent bei der Landtagswahl eine Enttäuschung für die Grünen. Auch für die AfD geht es gemessen am Wahlergebnis 2023 nach unten. Waren es damals 14,6 Prozent, wären es aktuell 13. Die SPD verharret unterdessen im einstelligen Bereich und liegt im Moment bei acht Prozent. Immer düsterer sieht es für die FDP aus, die im vergangenen Herbst mit einem Ergebnis von drei Prozent aus dem Landtag purzelte. Mit derzeit nur zwei Umfrageprozent würden sie den Wiedereinzug klar verpassen. Interessant ist, dass das Bündnis Saha Wagenknecht (BSW) auf vier Prozent käme – und damit nah an die Fünf-Prozent-Marke, die den Einzug ins Parlament garantiert.

Andreas Glas

Interview: Andreas Glas
und Christian Sebald

München – Dass CSU-Politiker öffentlich den Parteichef angehen, ist ein seltenes Ereignis. Uwe Brandl, 64, ist da eine Ausnahme. Er ist Präsident des Deutschen Städte- und Gemeindebundes, bayerischer Gemeindegatspräsident – und damit Lautsprecher der Kommunen. Zuletzt hat er diese Rolle besonders lebendig interpretiert. Die Entbürokratisierungspläne des Ministerpräsidenten und CSU-Chefs? Nannte Brandl in einem Brandbrief an Markus Söder „misslungen“ und „völlig aus der Zeit gefallen“.

Söders Pläne, mehr Asylbewerber in Städten unterzubringen? „Hilft uns nichts“, polterte Brandl. Im Interview erklärt der frühere Bürgermeister von Abensberg, was die Kommunalpolitik so ärgert an der Krankenhausplanung in München und Berlin. Er erzählt, warum immer mehr Bürgermeister hinschmeißen. Und er zeichnet einen Ausweg aus der Finanzklammer der Kommunen.

SZ: Kann es sein, dass Sie gerade einen ziemlichen Hals auf die Politik in Bayern haben?

Uwe Brandl: Das würde ich nicht sagen. Aber weder Bundes- noch Landesebene erkennen offenbar, dass die Kommunen ein Teil des Staatsgefüges sind. Keine Hilfsabteilungen. Ohne Gemeinden, Landkreise und Bezirke kann die Politik beschließen, was sie will. Es wird nicht funktionieren. Ich würde mir einfach mehr Augenhöhe wünschen.

„Eine Bürgergesellschaft muss aber im Auge haben, was das Beste für alle ist.“

Fangen wir mit der Migration an. Weil es auf dem Land teils heftige Proteste gegen Asylunterkünfte gibt, will Ministerpräsident Söder mehr Unterbringung in den Städten.

Wir müssen wahnsinnig aufpassen, dass wir in den Städten keine sozialen Brennpunkte schaffen, in denen sich Menschen automatisch abschotten können und keinen Drang mehr haben, sich zu integrieren. Das tut Staat, Gesellschaft und den Nachbarn nicht gut. Das zeigt die Erfahrung, ob in Berlin, Duisburg und an anderen Orten.

In Augsburg ist man irritiert, dass Sie die Stadt als Negativbeispiel genannt haben wegen angeblicher syrischer Communities. Dort heißt es, dass Syrer nur wenige Straftaten begehen und es auch sonst kaum Problem gebe.

Es geht doch nicht um Negativbeispiele. Der Vorgänger von Frau Weber hat selbst noch mit Blick auf die eigene Stadt vor einem „Zuviel“ gewarnt. Wenn Augsburg mehr aufnehmen kann und will, finde ich das gut. Andererseits hat sich die Augsburger Oberbürgermeisterin ja auch nicht gerade begeistert über die Idee des Ministerpräsidenten geäußert. Das wird schon einen Grund haben.

Na ja. Eva Weber hat ihren Unmut nicht mit angeblichen Brennpunkten begründet, sondern damit, dass ihre Stadt schon jetzt mehr Menschen unterbringt, als sie müsste.

Deswegen müssen wir uns ja bemühen, die Last auf möglichst viele Schultern zu verteilen. Natürlich ist eine kleine Kommune mit schlechter Busanbindung und ohne Kindergärten kein idealer Ort für vernünftige Integration. Aber insgesamt wird Integration nur funktionieren, wenn wir gleichmäßig in der Fläche verteilen. Dafür muss die Staatsregierung endlich offenlegen, welche Kommunen im Verhältnis zur Stammbevölkerung wie viele Leute aufgenommen haben – und wer welche Infrastruktur vor Ort hat, um diese Leute vernünftig betreuen zu können.

Ist eine gerechte Verteilung überhaupt möglich, wenn in manchen Orten schlicht Unterkünfte fehlen? Natürlich ist das schwierig, aber umgekehrt gibt es Heuschrecken, die jede noch so hundsmiserable Bude aufkaufen, weil sie wissen, dass irgendwann ein Landrat oder Oberbürgermeister der Not gehorchend anruft und Preise dafür zahlt, dass einem die Ohren schlackern. Das ist unanständig und je mehr Heuschrecken es gibt, desto eher passieren Dinge, die für das soziale Miteinander einer Gemeinde nicht gut sind.

Sie meinen die Proteste, etwa in Wargau oder Rott am Inn. Dort leben jeweils etwa 4000 Menschen und es sollen Unterkünfte für mehrere Hundert Asylbewerber entstehen. Die Leute beklagen, dass sie nicht mitreden dürfen.

Viele Menschen verstehen Bürgerbeteiligung so: Die Politik ist dafür da, das zu machen, was meinen Vorstellungen entspricht. Eine Bürgergesellschaft muss aber im Auge haben, was das Beste für alle ist. Wo ist der Kompromiss? Franz Josef Strauß hat von der Lufthöhe über die Stammtische gesprochen. Das drückt für mich sehr gut aus, worum es geht. Nicht

„Ich halte das für brandgefährlich“

Gemeindegatspräsident Uwe Brandl ist der Lautsprecher der Bürgermeister. Ein Gespräch über riskante Asylpläne seines CSU-Kollegen Söder, planlose Krankenhauspolitik – und seine Zweifel, ob sich der Freistaat kleine Schulklassen und Kita-Gruppen noch leisten kann.



Uwe Brandl fordert vom Bund und von den Ländern eine Politik auf Augenhöhe mit den Kommunen ein.
FOTO: HUBERT GRUNDNER

darum, den Einzelnen abzuholen. Sondern die Vielfalt der Meinungen aufzunehmen und zu erkennen, wo der Mehrheitskonsens ist. Dafür muss man auch mal etwas artikulieren, das unbequem ist.

Ist es also falsch, wenn Söder die Menschen jetzt besänftigt, indem er mehr Geflüchtete in die Städte schicken möchte? Wenn sich Politik auf dieses Spiel einlässt, gibt sie Führungsmacht ab. Sie sagt: Wir machen das, was ihr wollt. Das gibt es auf kommunaler Ebene auch. Ich halte das für brandgefährlich.

Sie sind seit 23 Jahren Gemeindegatspräsident. Hatten Sie früher mehr Rückhalt aus der Landespolitik?

Das hängt immer von den Persönlichkeiten der Minister, Innenminister oder der Ministerpräsidenten ab. Davon, wie diese

„Ich bin ab und an entsetzt, wie weit da der Eingriff in die kommunale Entscheidungsfreiheit geht.“

Personen sozialisiert sind, wie stark ihr kommunaler Bezug ist. Wenn jemand alleine entscheiden möchte und andere nur noch umsetzen lässt, ob es ihnen passt oder nicht, dann ist es schwierig.

Darf sich Söder da mitgemeint fühlen?

Die Gespräche mit der Bundesebene sind oft genauso enttäuschend. Stichwort Kinderbetreuung: Wir adressieren seit Jahren, dass wir die Ziele nicht erreichen werden. Und da geht es nicht ums Wollen, sondern um faktische Hemmnisse: Wo kriegt ich Grundstücke her, vor allem in Großstädten? Woher das Personal? Wie finanziere ich das alles? Und dann heißt es vom Bund: Das müssen Sie mit der Landesebene ausmachen.

Es ist also schwieriger geworden.

Die Ziele sind oft gut gemeint, man muss aber sehr genau überlegen, ob man das, was man den Menschen verspricht, auch leisten kann. Wenn Versprechen nicht eingelöst werden, werden die Menschen ja nicht nur grantig auf die Bundes- oder Landespolitik, die den Zorn verursacht hat – sondern insbesondere auf Landräte und Bürgermeister.

Es gibt immer mehr Bürgermeister, die deshalb hinschmeißen. Und immer mehr Gemeinden, die keine Bürgermeisterkandidaten mehr finden. Ich erlebe junge Kolleginnen und Kollegen, die überlegen, nach ihrer ersten Wahlperiode schon wieder aufzuhören. Die sagen: Es ist alles zu sperrig geworden, zu kompliziert. Es gibt immer mehr Klagen gegen kommunale Entscheidungen. Die Menschen tun sich schwerer damit, demokratische Entscheidungen zu akzeptieren, wenn sie persönlich eine andere Meinung haben. Und es gibt Richter, die sehr eigene Ermessensauffassungen haben. Ich bin ab und an entsetzt, wie weit da der Eingriff in die kommunale Entscheidungsfreiheit geht. Das alles frustriert einen Bürgermeister, der gestalten und nicht endlos debattieren will.

Söder findet, dass Bürgerentscheide immer öfter wichtige Infrastrukturprojekte blockieren, etwa den Bau von Windrädern. Er möchte die Bürgerbeteiligung reformieren.

Schauen wir mal, wie weit sein Mut geht. Wenn wir die Kultur der falsch verstandenen Bürgerbeteiligung weiter praktizieren oder noch forcieren, dann wird dieses Land irgendwann nicht mehr entscheidungsfähig sein. Man muss sich nur den Bereich der Krankenhäuser anschauen. Da haben wir ein System groß werden lassen, das heute nicht mehr finanzierbar ist. Und, noch wichtiger: das die Qualität nicht mehr abbilden kann, die wir den Patienten schulden. Trotzdem ist da erst mal der Reflex: Wir wollen unser Krankenhaus um jeden Preis behalten. Und dann werden Unterschriften beim Bäcker gesammelt.

Klinikplanung ist Ländersache. Müssen die Staatsregierung nicht langsam mal ein Zukunftskonzept vorlegen? Die ambulante und die stationäre Versorgung müssen anders verzahnt werden, das System ist sonst nicht mehr leistungsfähig. Natürlich sollen die Kommunen betei-

ligt sein, aber der Freistaat muss jetzt in eine strukturierte Planung einsteigen: die Standorte analysieren und die Auswirkungen einer Reform auf die regionale Wirtschaftskraft und Medizinversorgung. Nur dann bekommt man ein Bild, wo graue Bereiche sind. Es geht ja auch um Infrastruktur: Wo habe ich die beste Verkehrsanbindung? Wo komme ich gut mit dem Helikopter hin? Welche medizinischen Schwerpunkte müssen wo angesiedelt werden. Das ist für einen Flächenstaat wie Bayern alles andere als einfach. Aber natürlich brauchen wir da eine verbindliche Strukturplanung. Und dafür ist der Freistaat zuständig.

Die Gesundheitsministerin.

Ja, das ist der Job von Judith Gerlach. Natürlich ist es anstrengend, weil ich viel erklären muss. Und ich muss den Medizinern und dem Pflegepersonal Perspektiven über die eigenen regionalen Bereiche hinaus eröffnen. Aber ich muss da bereit sein loszulassen und den Menschen offenlegen, warum ich glaube, dass ein anderes System im Sinne der Allgemeinheit besser ist. Das scheut die Politik. Was ich schade finde, weil es ja auch um Versorgungs- und Berufsfragen geht. Wir müssen den Leuten sagen: Unter dem Strich kriegt ihr ein Plus. Und Ärzte und Pfleger haben ganz andere Möglichkeiten, wenn sie in einem 500-Betten-Haus arbeiten.

„Wenn ich auf Zuruf alle Kliniken rette, die jetzt in Schieflage sind, dann springt das zu kurz.“

Die Zeit drängt. Immer mehr Kliniken müssen zusperrten, weil Geld fehlt, auch in Bayern.

Ein Abwarten ist brandgefährlich. Wir haben ein Zeitfenster von drei bis fünf Jahren, mehr nicht. Wenn wir nicht reagieren, werden die Pläne von Bundesgesundheitsminister Karl Lauterbach zu einer kalten Strukturreform führen. Der Freistaat wäre schlecht beraten, sich da rauszuhalten. Was ich wiederum an Lauterbach kritisiere, das habe ich ihm auch gesagt: Wenn er eine Reform aufsetzt, die fachlich berechtigt ist, dann muss er auch dafür sorgen, dass genug Geld im System ist, um die Umstrukturierung durchzuführen.

Müsste der Freistaat finanziell einspringen, damit nicht noch mehr Kliniken pleitegehen?

Ja, aber das setzt eben eine Grundstrukturanalyse voraus. Wenn ich auf Zuruf alle Kliniken rette, die jetzt in Schieflage sind, dann springt das zu kurz. Ich muss wissen, welches Haus überhaupt in der Lage ist, nachhaltigt Qualität auf die Straße zu bringen.

Von einem CSU-Politiker hört man heute nur noch selten Kritik an den eigenen Leuten. Wie sehr genießen Sie dieses Privileg als Gemeindegatspräsident?

Genießen? Nein. Meine Deutlichkeit ist vielleicht meiner Sozialisierung geschuldet oder meinem Charakter. Ich habe mich auch als Bürgermeister nie verbiegen lassen. Das hat mir nicht immer Freunde eingebracht. Aber ich behaupte, dass ich mein Ohr sehr weit offen habe für die Kollegen in den Kommunen. Und da stelle ich eben eine sehr breite Deckung der Dinge fest, die mir selbst im Magen liegen.

Auch gegen Söders Pläne zur Entbürokratisierung haben Sie heftig protestiert.

Mit den Kommunen hat ja vorher keiner geredet. Wir wollen natürlich Bürokratieabbau. Aber diese Pläne konterkarieren teilweise die eigenen Ziele der Staatsregierung. Wir haben mit Mühe und Not ein Volksbegehren für mehr Biodiversität auf Gleis gesetzt und versprochen, uns um die Vielfalt der Arten zu kümmern ...

„Das war schon das Adenauersche Prinzip: Erhöhe die Rente, dann gewinnst du die Wahlen.“

... und nun sollen Hauseigentümer ihre Gärten plötzlich anlegen dürfen, wie sie möchten. Was weniger Grün und mehr Schottergärten bedeuten könnte.

Und die Leute sollen ihre Dächer auf eigene Faust ausbauen dürfen. Da geht es ja auch um Brandschutz. Oder die Stellplatzfrage. Wenn keine Stellplätze mehr vorgeschrieben sind und dann fünf Autos auf der Straße stehen, dann werden sich die Nachbarn herzlich bedanken. Natürlich kann man vieles einfacher machen, aber nicht gleich komplett alles freigeben. Selbstverwaltung abzusuchen ist keine Entbürokratisierung.

Die größte Sorge der Kommunen ist eine andere: Es fehlt überall Geld.

Wer sich die politische Weltlage anschaut und die Börsenbewegungen der letzten Tage, kann mittelfristig nicht mit einer stabilen Situation rechnen. Dazu kommt die Politik der vergangenen Jahre, vor allem das Thema Energiekosten, was dazu geführt hat, dass wir bei Produktion und Arbeit eher abbauen als zulegen. Wir werden uns darauf einstellen müssen, dass wir maximal ein Seitwärtswachstum haben. Aber das Patale ist: Die Politik ist immer noch in dem Modus, im Sozialbereich ständig nachzubessern. Das war schon das Adenauersche Prinzip: Erhöhe die Rente, dann gewinnst du die Wahlen.

Heißt also: Leistungen kürzen?

Jenseits der Frage, wo ich mehr Geld herbeikomme, sollte diese Frage mehr Bedeutung gewinnen, ja. Wir müssen über Ausgaben reden, nicht nur über Einnahmen. Wir haben ja viele Bereiche, in denen Sozialleistungen ohne Anrechnung von Einkommen und Vermögen zur Verfügung gestellt werden. Wer keine Arbeit annimmt, kann nicht unbeschränkt von der Allgemeinheit alimentiert werden.

Weniger Sozialstaat, hieße das für Sie auch: größere Schulklassen, niedrigere Kita-Betreuungsschlüssel?

Ja. Beim Betreuungsschlüssel haben wir immer schon darauf hingewiesen, dass es nicht ohne neue Fachkräfte geht.

Dann haben Sie jetzt die Chance, Ihre Fachkräftestrategie vorzustellen.

Da braucht es keinen Plan, sondern Ehrlichkeit. Man muss sagen: Es war gut gemeint, wir wollten wirklich, dass jedes Kind ab 2030 verbindlich betreut wird. Aber wir werden es nicht schaffen. Nicht, weil die Bürgermeisterinnen und Bürgermeister es nicht wollen. Sondern weil es faktische Hemmnisse gibt, insbesondere fehlendes Personal. Wenn ich allein soziale Infrastruktur, Kinderbetreuung, Straßen, Kanal und Wasser nehme, sind die Kostenentwicklungen so eklatant, dass das nahezu keine deutsche Kommune über höhere Gewerbesteuererinnahmen ausgleichen kann. Dafür ist die Konjunktur- und Infrastrukturkosten sind zu sehr nach oben gerutscht. Was wir vom Staat an Zuschüssen bekommen, hat ja bei Weitem nicht mehr den Deckungsgrad, den wir vor fünf Jahren noch hatten.

Braucht es mehr Menschen mit kommunalpolitischer Erfahrung in der Landes- oder Bundespolitik?

Wenn diese Menschen ihre ursprüngliche kommunalpolitische Sozialisierung dann nicht an den Nagel hängen: ein klares Ja.

► **Kommentar**

Forscher impfen Bäume mit seltenen Pilzen

Bayreuth/Bayerisch Eisenstein – Seltene und zum Teil stark bedrohte Pilzarten sollen wieder im Nationalpark Bayerischer Wald angesiedelt werden. Dazu werden derzeit Bäume mit diesen Pilzen geimpft, wie die Uni Bayreuth und der Nationalpark mitteilen.

Und das funktioniert so: Die im Labor gezüchteten Pilze werden mithilfe von Holzdübeln in vorgebohrte Löcher der Wirtsbäume gesetzt. 400 Fichten, Buchen und Tannen sollen so geimpft werden. Die Deutsche Bundesstiftung Umwelt (DBU) unterstützt das Projekt finanziell und spricht von echtem Neuland: Erstmals würden gezielte Artenschutzmaßnahmen für seltene Pilze in der Praxis erprobt, sagte DBU-Generalsekretär Alexander Bonde laut Mitteilung. Trotz der wichtigen Funktion von Pilzen in Waldökosystemen gebe es dazu bisher fast keine Erfahrungen.

„Ich bin sicher, dass wir in spätestens zwei Jahren erste Fruchtkörper entdecken werden“, sagte Mykologe Peter Karasch vom Nationalpark Bayerischer Wald. Die Wichtigkeit des Projekts für den Artenschutz sei groß. „Von der Bedeutung her kann man das durchaus mit der Auswilderung der Bartgeier im Nationalpark Berchtesgaden vergleichen.“

Zu den Pilzen, die im Nationalpark angesiedelt werden sollen, gehört etwa der Duftende Feuerschwamm, dessen Fruchtkörper nach Rosen riecht. Der Ästige Stachelbart hat einen besonders filigranen Fruchtkörper. Die geimpften Bäume werden in den kommenden Jahren regelmäßig überprüft, um zu sehen, wie schnell sich die Pilzarten ausbreiten können und welche Bedingungen vorherrschen.

DPA

Männer aus Bergnot am Watzmann gerettet

Berchtesgaden – Zwei Männer haben eine Nacht lang am Watzmann festgesessen. Das Duo wurde am Dienstagmorgen von einem Gewitter überrascht und kam vom Weg ab. Sie wurden am nächsten Morgen per Hubschrauber geholt, wie die Polizei mitteilte. Die Ehefrau eines der Männer hatte die beiden als vermisst gemeldet, nachdem sie sie telefonisch nicht mehr erreichen konnte.

Rettungskräfte orteten den 50-jährigen Ehemann aus dem Landkreis Kulmbach und den aus dem Landkreis Fürstentum stammenden 41 Jahre alten Bruder der Frau in den frühen Morgenstunden vom Hubschrauber aus. Die Männer hatten ein Lichtsignal gegeben. Wegen des Unwetters konnten sie in der Nacht nicht mehr aus ihrer Lage befreit werden.

DPA

Endspurt für den Mikrozensus

Fürth – Noch 50 000 Menschen müssen beim bayerischen Mikrozensus bis Ende des Jahres zu ihren Arbeits- und Lebensbedingungen befragt werden. Bei der jährlich stattfindenden „kleinen Volkszählung“ benötigt man im Freistaat die Auskünfte von 120 000 Personen, also rund ein Prozent der Bevölkerung. Damit soll ein Gesamtbild der wirtschaftlichen und sozialen Lage der Haushalte gezeichnet werden können, teilte das Landesamt für Statistik am Donnerstag mit. 70 000 Interviews habe man bereits geführt. Wer mittels Zufallsverfahren für die Befragung ausgewählt werde, sei zur Antwort gesetzlich verpflichtet.

Der Mikrozensus soll eine Entscheidungsgrundlage für die Politik liefern. Nur durch „verlässliche qualitativ hochwertige Daten“ könnten politische Entscheidungen „faktenbasiert und zielgerichtet“ getroffen werden – um Armut zu bekämpfen, Kinderbetreuung zu fördern oder Rentnerinnen und Rentner zu unterstützen.

EPD

Bayern und Wirtschaft
Telefon: 089/21 83-437, Fax -83 81
bayernredaktion@sz.de
wirtschaft-region@sz.de

www.sz.de/bayern
www.twitter.com/SZ_Bayern



FOTO: PATRICK PLEUL/DPA

Blutspenden sind jetzt besonders wichtig

München – Mit Blick auf die Ferienzeit wirbt Bayerns Gesundheitsministerin Judith Gerlach (CSU) für das Blutspenden: Besonders in den Sommermonaten komme es urlaubsbedingt häufig zu einem Rückgang des Spendenaufkommens. Deshalb seien die Blutspendedienste verstärkt auf die Unterstützung der Bevölkerung angewiesen. „Wer Blut spendet, kann das Leben eines schwer kranken oder verletzten Menschen retten. Nur durch das selbstlose Handeln in Form von Blutspenden können die medizinischen Behandlungen von chronisch Kranken und Schwerverletzten sichergestellt werden“, sagte Gerlach laut Mitteilung. In Bayern würden im Schnitt täglich 2000 Blutkonserven gebraucht, sagte Gerlach. Einen Engpass habe es bisher noch nicht gegeben. „Wichtig ist aber, dass die Menschen frühzeitig mithilfe von Blut spenden.“ Mit einer Blutspende könne man bis zu drei kranken oder verletzten Menschen helfen. Der Blutspendedienst des Bayerischen Roten Kreuzes (BSD) musste bereits in den vergangenen Monaten mit Herausforderungen klarkommen. Geschäftsführer Georg Götz sagte laut Mitteilung: „Entfallene Termine durch die Flutkatastrophe, viele Feiertage und Brückentage im Mai sowie zuletzt die Fußball-EM bei hohen Temperaturen und bestem Wetter ließen die Spendenbereitschaft spürbar sinken.“ Umso wichtiger sei es, dass die Blutspendetermine in den kommenden Wochen gut besucht werden.

DPA

Viele Juden verspüren wieder Angst

Die Zahl antisemitischer Vorfälle, darunter Volksverhetzung, Bedrohung und Beleidigung, hat sich deutlich erhöht. Und der Großteil aller Straftaten aus Hass wurde von Rechtsextremen begangen.

Von Johann Osel

München – Es ist Ludwig Spaenle, der Antisemitismus-Beauftragte der Staatsregierung, der am Donnerstag die eindringlichen Worte findet. Der Rubikon sei überschritten, sagte der CSU-Politiker bei der Vorstellung des Lagebilds Hasskriminalität in Bayern 2023: „Jüdische Menschen in diesem Land haben Angst.“ Demnach meiden Studenten jüdischen Glaubens ihre Hochschule, in deren Umfeld sogar zu offener Gewalt aufgerufen werde; jüdische deutsche Staatsbürger seien in ihrem Leben eingeschränkt, zögen sich zurück bei all dem Hass im Alltag und im Netz. Es werde nicht mehr gefragt und diskutiert, ob Israel Kriegsverbrechen begeht, so Spaenle, sondern Israel „als das Böse schlechthin“ sei Ausgangsbasis für Judenhass in kaum vorstellbarer Dimension.

589 antisemitische Fälle von Hasskriminalität im Jahr 2023 verzeichnet das Lagebild der Sicherheitsbehörden, Volksverhetzung, Bedrohung und Beleidigung, Sachbeschädigung, Androhung von Straftaten, vereinzelt Körperverletzung. Das ist ein Sprung im Vergleich zum Vorjahr und fast eine Verdoppelung gegenüber 2019. Generell nehmen sogenannte Hassverbrechen zu, die Gesamtzahl der so deklarierten

Die Zahl der Gewaltdelikte hat sich binnen vier Jahren verdoppelt

Straftaten betrug vergangenes Jahr 1867 Fälle. Von 2019 bis 2023 registrierte die Polizei im Freistaat damit ein Plus von rund 84 Prozent. Die Zahl der Gewaltdelikte darunter hat sich binnen vier Jahren verdoppelt; gut jede dritte Straftat fand 2023 im Internet statt. Das alles geht aus einem Lagebild hervor, das Innenminister Joachim Herrmann, Sozialministerin Ulrike Scharf und Justizminister Georg Eisenreich (alle CSU) und eben Spaenle im Innenministerium in München vorgestellt haben.

Laut Definition handelt es sich um politisch motivierte Straftaten, bei denen nach Würdigung der Umstände Anhaltspunkte vorliegen, dass der Täter oder die Täterin aus Vorurteilen gehandelt hat – zum Beispiel wegen der Nationalität, ethnischen Zugehörigkeit und Hautfarbe, Religion oder Weltanschauung, sexueller und geschlechtlicher Identität oder etwa Behinderung. Herrmann sprach in dem Zusammenhang von einer „besonders verwerfliche Form von Straftaten“. Ermittlungen mit dem Verdacht gibt es viel mehr, in der Statistik tauchen am Ende Fälle auf, wo nachweislich diese Motivlage vorlag.

Der Anstieg der antisemitischen Delikte ist laut dem Bericht im Wesentlichen mit dem Angriff der Terrororganisation Hamas auf Israel im Oktober 2023 erklärbar. Doch auch in der rechtsextremistischen Szene stelle Antisemitismus „seit jeher eines der bedeutendsten ideologischen Bin-

deglieder dar und findet sich regelmäßig auch in Verschwörungserzählungen wieder.“ Hier nennt das Lagebild auch die Anknüpfungspunkte zur Corona-Pandemie. Ein Großteil der Straftaten aus Hass insgesamt ist von Rechtsextremen (69 Prozent) begangen worden. Die fallzahlenstärkste Untergruppe betrifft auch nach wie vor das Motiv Fremdenfeindlichkeit. Gestiegen sind aber auch Straftaten in den „Phänomenbereichen“ ausländische und religiöse Ideologie – sie machen gut ein Drittel konkreter antisemitischer Delikte aus.

Hasskriminalität gegen homosexuelle und queere Menschen hat ebenfalls zugenommen – 190 registrierte Straftaten 2023, im Vorjahr waren es 96, 2019 lediglich 29. Die Autoren des Lagebilds notieren aber, dass sich in dem Zeitraum sowohl das Anzeigeverhalten als auch die behördliche Erfassung verändert hätten. 14 Körperverletzungen zeigt die Statistik im Detail auf.

68 Prozent der Hass-Delikte konnten aufgeklärt werden. Unter 1372 ermittelten Tatverdächtigen waren die überwiegende Mehrheit Männer und deutsche Staatsbürger. Herrmann sagte: „Zu bedenken ist: Die Zahlen geben nur die Fälle wieder, die der Polizei bekannt sind. Wir müssen im Bereich Hasskriminalität immer noch von einer hohen Dunkelziffer ausgehen.“

Gesellschaftlich müsse gelten: „keine Macht diesen Dumpfbacken“

„Hasskriminalität ist keine Bagatelle“, ergänzte Justizminister Eisenreich, man baue die Strukturen der Strafverfolgung dazu aus. Eine bei der Generalstaatsanwaltschaft München angesiedelte Zentralstelle widme sich Verfahren von herausgehobener Bedeutung, an allen 22 Staatsanwaltschaften aber habe man Sonderdezernate für Hasskriminalität. Auch jede Polizeieinheit hat laut Innenministerium einen Ansprechpartner in dem Bereich. Eisenreich äußerte Kritik an Betreibern sozialer Netzwerke. Die Kooperation der Konzerne bei Ersuchen der Staatsanwälte sei nicht ausreichend, „man kann nicht Gewinne einstreichen und die Probleme sozialisieren“. Der Minister rief alle Bürgerinnen und Bürger zum Einschreiten bei Hassrede im Alltag auf, am Gartenzaun, im Büro oder am Stammtisch – Zuspätkommen bekanntlich, Widerspruch bremse.

Sozialministerin Scharf berichtete, ihr Haus fördere und erprobe mit der Polizei einen „proaktiven Beratungsansatz“ für Opfer; also gezielte Vermittlung an Beratungsstellen. Gesellschaftlich müsse gelten: „keine Macht diesen Dumpfbacken“. Grünen-Fraktionschefin Katharina Schulze teilte als Reaktion auf das Lagebild mit, trotz der guten Ermittlungsarbeit der Polizei seien die Gegenmaßnahmen der Staatsregierung nicht ausreichend. Sie forderte unter anderem noch leichtere Anzeigemöglichkeiten in einer „virtuellen Polizeiwache“.



In Bayern haben die Fälle von Hasskriminalität, darunter viele antisemitische Vergehen, stark zugenommen. FOTO: PAUL ZINKEN/DPA

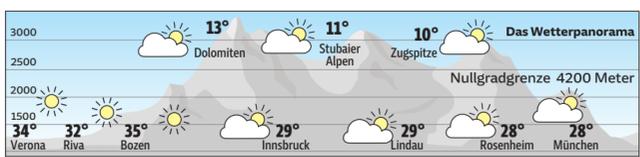
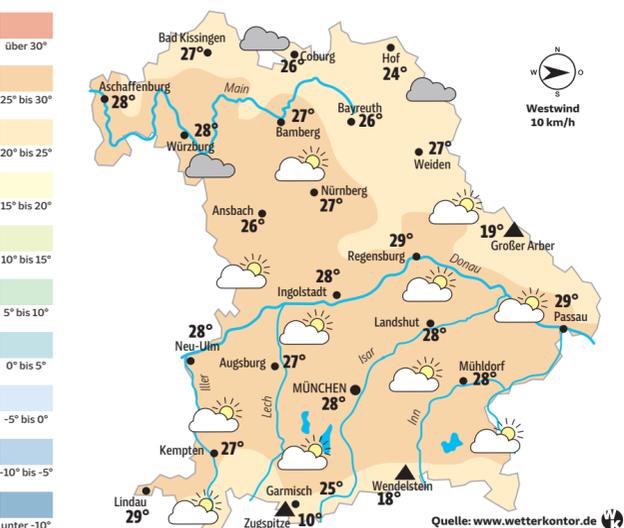
DAS WETTER

In der Frühe zum Teil Nebel, sonst Sonne und Wolken

In den Bergen: Sonnenschein und Wolken, anfangs örtlich Hochnebel. In 2000 Metern Höhe um 16 Grad. **Alpenvorland:** In der Frühe gebietsweise neblig-trüb, sonst Sonnenschein und zeitweise mal mehr, mal weniger Wolken. Erwärmung auf 25 bis 29 Grad. **Donaugebiet:** Morgens örtlich Nebel, tagsüber mehr Sonne als Wolken. Nachmittags 27 bis 29 Grad. **Oberfranken, Oberpfalz und Bayerischer Wald:** Viele Wolken, auch Sonne. In Oberfranken Schauer möglich. 19 bis 29 Grad. **Unter- und Mittelfranken:** Heiter bis wechselnd bewölkt. Örtlich mitunter Schauer. Sommerlich warme 26 bis 28 Grad.

Biowetter: Die derzeitige Wetterlage belastet vor allem das Herz und den Kreislauf. Außerdem kommt es bei vielen Menschen verstärkt zu Kopfschmerzen. Asthmatiker und Personen mit chronischer Bronchitis müssen sich heute auf vermehrte Atembeschwerden einstellen.

Wassertemperaturen: Ammersee 24°, Brombachsee 25°, Chiemsee 23°, Schliersee 24°, Staffelsee 21°, Starnberger See 24°, Tegernsee 22°, Walchensee 21°, Würthsee 24°



Samstag	Sonntag	Montag	Dienstag
28°/15°	30°/17°	32°/19°	32°/18°
Nordbayern			
29°/14°	31°/16°	32°/18°	32°/18°
Mittelbayern			
30°/17°	31°/18°	32°/19°	32°/18°
Südbayern			

Das Wetter gestern Mittag:
München: stark bewölkt, 22 Grad
Nürnberg: bedeckt, 22 Grad
Regensburg: bedeckt, 22 Grad
Würzburg: bedeckt, 22 Grad
Augsburg: stark bewölkt, 22 Grad

Österreich: Mix aus Sonne und Wolken vorwiegend trocken. An den Karawanken örtlich Schauer möglich. Nachmittags 24 bis 30 Grad.

Südtirol: In den Tälern viel Sonne, kaum Schatten. In den Bergen heiter bis wolbig und trocken. Höchstwerte von 27 bis 34 Grad.

Italien: Überwiegend sonnig, vereinzelt heiter, über den Bergen am Nachmittag auch wolbig. Überwiegend trocken. 28 bis 36 Grad.

IMPRESSUM

ANSCHRIFT: Hultschiner Straße 8, 81677 München
Telefon (089) 2183-0, Telefax (089) 2183-8295
RESSORTLEITER:
Ulrike Heidenreich, René Hofmann
STELLVERTRETER:
Katja Auer, Karin Kampwirth
MRB - DEK: Isabel Bernstein, Lisa Sonnabend
MÜNCHEN (CV): David Cossann
Martin Hammer, Thomas Kneuwiler, Martin Moser,
Thomas Schmidt (-7512)
BAYERN: Dennis Aykan
LANDKREIS MÜNCHEN: Lars Brunckhorst (-7984)
BAYERN UND SZ EXTRA: Susanne Hermanski (-8235);
Bernhard Blöchl (-9158)
LESERBRIEFE: Thomas Soyler (-475)
LAYOUT: Christian Tönemann, Stefan Dimitrov
FOTO: Jörg Buchmann, Petra Payer
BAD TÖLZ-WOLFRATSHAUSEN: Claudia Koestler,
Untermarkt 2, 82515 Wolfratshausen, Tel. (08171) 4316-0,
DACHAU: Thomas Radlmaier, Fährbergstraße 4, 85231 Dachau,
Tel. (08131) 5885-0, EBERSBERG: Barbara Mosser, Ulrichstraße 1,
82560 Ebersberg, Tel. (08925) 8266-0,
FREISING UND ERDING: Kerstin Vogel, Johannistraße 2, 85354
Freising, Tel. (08181) 9687-0, Dorfener Straße 7, 85435 Erding,
Tel. (08122) 9730-0, FÜRSTENFELDBRUCK: Christian Hufnagel,
Schönheinginger Straße 38-40, 82256 Fürstfeldbruck,
Tel. (08141) 6114-0, STARNBERG: Florian Zick,
Gautinger Straße 9, 82319 Starnberg, Tel. (08151) 3605-0
AUGSBURG: Florian Fuchs, Philippine-Weiser-Straße 13,
86050 Augsburg, Tel. (0821) 57025, NÜRNBERG:
Olaf Przybilla, Kaiserstraße 23, 90403 Nürnberg, Tel. (0911) 2055503,
REGENSBURG: Lisa Schmelz, Prüfeninger Straße 20,
93049 Regensburg, Tel. (09141) 586125-20
OBJEKTLEITUNG MÜNCHEN UND REGION: Mario Lauer
LESERMARKT MÜNCHEN UND REGION: Stefanie Maier
ANZEIGEN REGIONAL UND THEATER:
Christine Tolkadorf (verantwortlich),
Süddeutsche Zeitung GmbH, Hultschiner Straße 8, 81677 München
Privatanzagen: Tel. (089) 2183-1030; Gewerliche Anzeigen:
Tel. (089) 2183-9591; anmedia.bayern@sz.de; sz-media.de
Es gilt die Anzeigenpreisliste Nr. 86 – gültig ab 1. Januar 2024
ABO-SERVICE: Telefon 089/2183-8080, Internet: www.sz.de/abo

Von Benedikt Heider

Passau – Es riecht nach Lagerfeuer. Funken schießen unter die Decke und weißgrauer Ruß schwebt auf die silberfarbenen Schutzanzüge der Arbeiter. Im Hintergrund brummt ein Gebläse, Werkzeuge klirren und Schweiß läuft. An diesem Vormittag brodeln in der Glockengießerei Perner im Passauer Stadtteil Hacklberg knapp acht Tonnen Kupfer im Ofen. Aus seiner Seite schießen gelb-grüne Flammen. Ihr Schein spiegelt sich in silberglänzenden Zinnbarren, die auf dem Sandboden der Werkshalle gestapelt sind.

„Aus Zinn und Kupfer wird die Glockenbronze gemacht“, sagt Simon Lang. Der gelernte Maler und Bautechniker arbeitet in der Passauer Glockengießerei Perner – „eigentlich im Büro“, sagt er. Wenn aber wie heute ein größerer Glockenguss ansteht, heißt es für die gesamte Belegschaft: rein in die Hitzeschutzanzüge und mithilfe. Das passiert vier bis fünf Mal im Jahr.

Am Tag zuvor haben Lang und seine Kollegen begonnen, den Ofen langsam anzuziehen. Bringen sie ihn zu schnell auf Temperatur, könnte er explodieren, erklärt Lang. Seit Mitternacht wird richtig eingehitzt. Jetzt, gut zehn Stunden später, hat der Ofen fast 1500 Grad. Ein bisschen Temperatur braucht es noch, dann kommt das Zinn zum Kupfer und der Guss kann beginnen.

„Vom Wunsch eine Glocke zu gießen bis zum Guss können Jahre vergehen“, sagt Rudolf Perner. Er leitet den Familienbetrieb und ist stolz auf dessen rund 300-jährige Tradition. Vor allem die Finanzierung der Glocke, die Auswahl der passenden Technik und Berechnungen zur Statik im Glockenturm bräuchten vor einem Guss viel Zeit. Sind diese Fragen geklärt, beginnt die handwerkliche Arbeit in Passau. Perner berechnet als Erstes den Glockenton für die neue Glocke. Nach ihm richten sich Höhe, Umfang und Dicke der Glocke. Aus seinen Berechnungen zeichnet er die Schablone für die Glocke – die Rippe. Sie dient bei allen folgenden Schritten als Form und Maß.

„Die Naturgewalten müssen im Griff gehalten werden.“

Dann wird in Perners Werkstatt der Glockenkern gemauert und mit Lehm ummantelt. Auf diesen Kern wird eine Schutz- und Trennschicht aus Rindertalg aufgetragen. Darauf wird die sogenannte falsche Glocke modelliert. Auf ihr sind aus Wachs die Verzierungen und Beschriftungen der späteren Glocke geklebt. Anschließend kommt eine äußere Hülle aus Lehm um die falsche Glocke.

Danach heizen die Glockenbauer dem dreischichtigen Gebilde mit Feuer ordentlich ein. Dabei trocknet es komplett aus, die Wachsverzierungen der falschen Glocke schmelzen unter der Hitze und übrig bleiben nur die negativen Abdrücke der Verzierungen im äußeren Glockenmantel. Der Mantel wird angehoben, die falsche Glocke entfernt und zerschlagen. Glockenkern und Glockenmantel werden wieder übereinander gestülpt und die Glockenform wird zum Guss verwahrt.

Wenn Perner über Glocken spricht, kommt er ins Schwärmen. Er erzählt von mehr als 400 Arbeitsschritten, einzelnen Pinselstrichen, Schneidespuren des Waxes und der Würde des Handwerks. Glockenbau sei eine Philosophie, sagt er schweißgebadet in seiner Gießhalle.

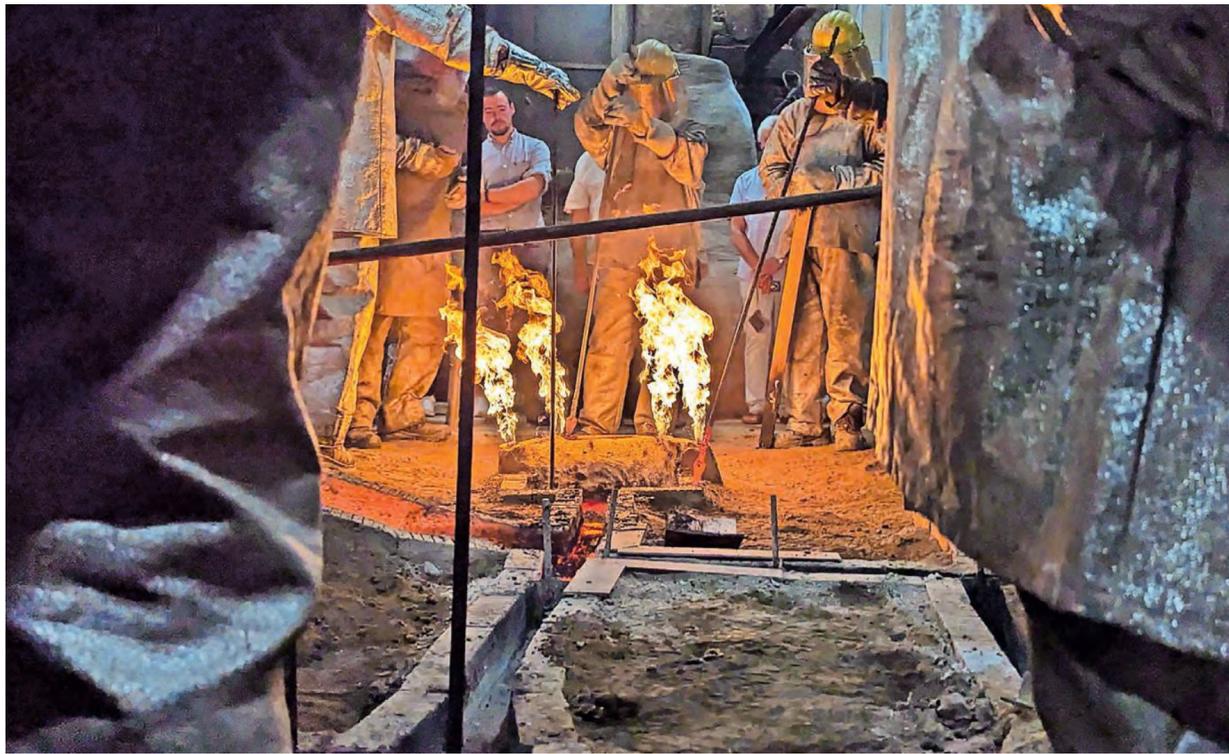
Wie der eigentliche Glockenguss abläuft? „Wie bei Schiller“, sagt er. In dessen „Lied von der Glocke“ wird ausführlich ein Glockenguss beschrieben. „Nehmet Holz vom Fichtenstamme, doch recht trocken laßt es seyn, daß die eingepreßte Flamme schlage zu dem Schwalch hinein“, heißt es beispielsweise in der dritten Strophe und so wird auch heute noch bei Perner der Ofen befeuert.

Vor diesem großen Ofen befindet sich die sogenannte Gießgrube. Darin haben Perner und sein Team in den vergangenen anderthalb Wochen die Glockenformen mehr als zwei Meter tief versenkt und mit Sand bedeckt. Auf den Sand haben sie kleine Rinnen gemauert, in denen beim Guss das glühende Metall vom Ofen zu den einzelnen Gießstellen laufen wird.

Neun Glocken sollen heute gegossen werden. Die größte Glocke hat ein Gewicht von 2,5 Tonnen, die kleinste wiegt 60 Kilo. Die Glocken sind für Kirchen in Schongau und Győr und die Dormitio-Abtei in Jerusalem bestimmt. Aus diesen Orten kamen einige Verantwortliche und Gemeindeglieder nach Passau, um beim Guss ihrer Glocken dabei zu sein. Gespannt tuschelnd stehen sie jetzt in der Hitze der Gießhalle und warten bis der Guss beginnt.



Vor jedem Glockenguss wird gebetet, dann geht's los: Die Glockenbronze läuft aus dem Schmelzofen über gemauerte Kanäle zu den einzelnen Gießstellen und fließt von dort in die Form. Dabei steigen Gase auf, die verbrennen.



„Eigentlich ist Glockenbronze ein gutmütiges Metall“

Wenn Rudolf Perner über seinen Beruf spricht, kommt er ins Schwärmen. Der Glockengießer aus Passau steht an der Spitze eines 300 Jahre alten Familienbetriebs. Nun stand mal wieder ein größerer Guss an.



Kurz vor dem Glockenguss (links) wird noch einmal abgeschlakt. Unterdessen werden schon die nächsten Glockenformen vorbereitet. Rudolf Perner (rechts) leitet den rund 300 Jahre alten Familienbetrieb.

FOTOS: BENEDIKT HEIDER

Plötzlich wird es merklich ruhiger. Perner hat die Fenster und Tore der Halle schließen lassen und das Gebläse abgestellt. „Eigentlich ist Glockenbronze ein gutmütiges Metall“, sagt er, „und trotzdem kann beim Guss einiges schiefgehen.“ Luftstöße könnten das Metall beispielsweise abkühlen – dann gäbe es Probleme beim Guss. „Die Naturgewalten müssen im Griff gehalten werden.“ Deswegen wird bei Perners vor jedem Guss gebetet – „auch wenn keine Gäste da sind“, betont der Glockengießer.

Nach dem Gebet wird es ganz still. Perner nimmt einen Hammer, geht über die Grube zum Ofen, schlägt auf den Auslass und spricht ein letztes Stoßgebet. „In Gottes Namen!“ Dann fließt das gelb-goldene, rote Metall aus dem Ofen zur ersten Glockenform. Wenn das Metall erst ein-

mal läuft, könne der Guss nicht mehr gestoppt werden, sagt er. Es blubbert, zischt und spritzt. Perner gibt seinen Mitarbeitern Anweisungen, wie sie das 1500 Grad heiße Metall regulieren sollen. „Mehr Druck!“ „Weniger!“ „Weiter!“, ruft er immer wieder in die Halle.

Dann gibt Perner das Kommando: „Anzündeln!“ Einer seiner Mitarbeiter hält ein brennendes Holzstück über das Gießloch der ersten Glocke. Sofort schlagen Flammen aus dem Boden, die sich in den Aluminium-Anzügen der Glockengießer spiegeln. „Da verbrennen Gase, die von der Glockenbronze aus dem Hohlraum zwischen Glockenkern und Glockenmantel verdrängt werden“, sagt Mitarbeiter Lang. Wenn die Flammen kleiner werden und

ausgehen, ist das ein Zeichen dafür, dass die Form voll ist und der Kanal zur nächsten Glocke geöffnet werden kann.

Nach dem Guss müssen die Glocken noch gut zwei Wochen unter der Erde bleiben und auskühlen, bevor sie geborgen werden. Auch dann seien sie noch sehr heiß, sagt Lang. Anschließend wird die Glocke zum ersten Mal angeschlagen – dann zeigt sich, ob Perners Arbeit gelungen ist. Vieles im Gießhandwerk beruht auf Tradition und Erfahrung und weniger auf exakter Berechnung. „Ob der Guss gelingt oder nicht, liegt eben nicht komplett in der Hand des Menschen“, sagt Perner. Er ist schon gespannt, in einigen Tagen das Ergebnis des jüngsten Gusses zu begutachten.

Leichter Besucherzuwachs

Das Fränkische Seenland ist sehr beliebt. Doch das durchwachsene Wetter trübt die Zwischenbilanz.

Gunzenhausen – Das Fränkische Seenland als Tourismusregion verzeichnet nach einem überaus erfolgreichen Jahr 2023 heuer bislang nur einen leichten Zuwachs. Die Zahl der Übernachtungen seit Jahresbeginn betrug im Juni rund 540 000 – ein Anstieg um 1,5 Prozent im Vergleich zum Vorjahreszeitraum. Auch bei der Zahl der Ankünfte verzeichnet die Region einen Zuwachs um 1,2 Prozent auf 176 000, wie aus Daten des Landesamts für Statistik hervorgeht. Bis einschließlich Mai fiel das Wachstum im Vorjahresvergleich noch deutlich höher aus. Als Grund sieht Hans-Dieter Niederprüm, Geschäftsführer des Tourismusverbands mit Sitz in Gunzenhausen, dass 2023 viele Feiertage im Mai lagen, was dieses Jahr nicht so sei. Auch das „bescheidene Wetter“ habe sich auf die Besucherzahlen ausgewirkt.

Bei den Tagesausflüglern stehe das Fränkische Seenland bislang deshalb nicht so gut da. „Einzelne Betriebe berichten über Umsatzrückgänge, da die Tagesausflügler an den Wochenenden nicht in gewohntem Umfang an die Seen kamen“, sagt Niederprüm. Konkrete Zahlen liegen ihm dazu aber noch nicht vor. 2023 hatte das Fränkische Seenland nach eigenen Angaben ein Rekordjahr zu verzeichnen: 1,32 Millionen Übernachtungen und damit ein Plus von 9,9 Prozent im Vergleich zum Vorjahr lautete die Bilanz.

Im Landkreis Weißenburg-Gunzenhausen wurden zudem erstmals mehr als eine Million Übernachtungen verzeichnet. Das Fränkische Seenland lockt unter anderem mit dem Altmühlsee, den beiden Brombachseen und dem Dennewaldsee jedes Jahr zahlreiche Urlauberinnen und Urlauber sowie Tagesausflügler nach Franken. Die Möglichkeit zu baden, zu campen oder die Landschaft mit dem Rad zu erkunden, lockt in die Region. **DPA**

Betrüger nehmen Ehepaar zweimal aus

Garmisch-Partenkirchen/Ingolstadt – Gleich zweimal haben Telefonbetrüger von einem Ehepaar aus Oberbayern Gold, Schmuck und Geld erschlichen. Der Gesamtwert der Beute lag bei mehreren Zehntausend Euro. Dafür hätten die Kriminellen den 79-Jährigen und seine 74 Jahre alte Frau aus dem Landkreis Bad Tölz-Wolfratshausen an unterschiedliche Orte gelotst, teilte die Polizei mit.

Während der Mann am Mittwoch in Garmisch-Partenkirchen einer Abholerin Wertgegenstände gab, sei seine Frau erneut angerufen und nach Ingolstadt beordert worden. Dort gab sie einem Abholer Münzen in fünfstelligem Wert.

Die Betrüger gaben demnach im Gespräch mit der 74-Jährigen vor, dass weiteres Geld nötig sei, um die Kautions für eine Tochter des Paares zu zahlen, weil diese einen tödlichen Unfall verursacht habe. Erst nachdem beide wieder zu Hause angekommen waren, merkten sie den Angaben zufolge, dass sie gleich doppelt betrogen worden waren. Die Polizei ermittelt. **DPA**

Gewitter bringt Wassersportler in Not

Bernau – Ein plötzliches Unwetter hat mehrere Wassersportler auf dem Chiemsee in Seenot gebracht. Wie die Polizei berichtet, unterschätzten die Betroffenen die Gefahr der aufziehenden Gewitterfront.

Am Mittwochnachmittag kenterte im Bereich der Feldwieser Bucht eine Segeljolle mit zwei Personen an Bord. Die Besatzung konnte nach etwa 30 Minuten von der Wasserwacht Bernau aus dem Wasser gerettet werden. Beide Männer waren den Angaben zufolge stark unterkühlt und wurden zur weiteren Untersuchung in ein Krankenhaus gebracht. Parallel dazu wurde die Wasserschutzpolizei Prien auf zwei Stand-up-Paddler aufmerksam, die zwischen Herreninsel und Bernau ostwärts trieben und offensichtlich die Kontrolle über ihre Boards verloren hatten. Auch sie wurden von den Rettungskräften an Land gebracht. Sie blieben unverletzt. **DPA**



SZ Erleben

Neue Leseabenteuer für Ihren Sommer

Entdecken Sie unser neues Buchsortiment: kuratierte Lesewelten für jeden Geschmack. Ob Bestseller, Krimi oder Klassiker – finden Sie Ihr perfektes Sommerbuch für unvergessliche Lesemomente zuhause, am Strand oder unterwegs.



Jetzt entdecken unter: sz-erleben.de/sommerbuch ☎ 089 2183-1810

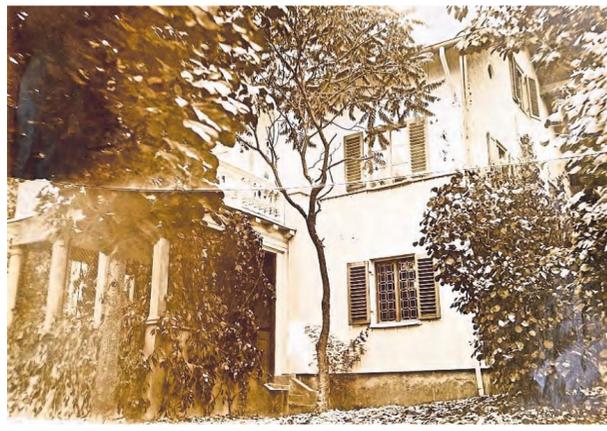
Jetzt neu im Shop

Ein Angebot der Süddeutsche Zeitung GmbH, Heilbrunnener Str. 6, 81677 München



Der Maler Gabriel von Max hatte unter anderem mit Affenbildern großen Erfolg. 1875 kaufte er sich in Ammerland eine Villa, die heute mehr und mehr verfällt. Helena Blavatsky und Henry Steel Olcott (rechts) gründeten im selben Jahr die Theosophical Society; bei einem Besuch der Geheimgesellschaft am Starnberger See 1884 trat Gabriel von Max als Mitglied ein.

FOTOS: PRIVAT, WIKIPEDIA



Die Geisterbeschwörer

Manche nannten Gabriel von Max den „Seelenmaler“, andere gruselten sich vor seiner Schädelnsammlung. Für die Mitglieder der Theosophischen Gesellschaft war er im August 1884 in Ammerland der perfekte Gastgeber.

Von Katja Sebald

An einem sonnigen Tag im August des Jahres 1884 saß der amerikanische Wunderheiler Henry Steel Olcott unter einem Baum im Garten des Malers Gabriel von Max in Ammerland – und heilte sich selbst. Es waren alles andere als gewöhnliche Sommerfrischler, die aus Wuppertal kommend über Dresden, München und Bayreuth an den Starnberger See gereist waren und sich am 8. August 1884 zu einem Abendessen im Speisezimmer der Max'schen Sommervilla versammelten.

Zwei Wochen zuvor war Olcott höchstpersönlich in Elberfeld zugegen gewesen, als im Haus der Fabrikantenfamilie Gebhard die „Theosophische Sozietät Germania“ gegründet worden war. Von dort aus hatte man ihn zusammen mit einem „Comité“ nach München entsandt, „woselbst mit anderen Persönlichkeiten die fernere Gestaltung dieser Zweig-Gesellschaft sowie die Mittel und Wege zur Förderung ihrer Arbeit weiter berathen werden sollen“.

Henry Steel Olcott, 1832 in New Jersey geboren und aufgrund seines im Sezessionskrieg erworbenen militärischen Rangs später als „Colonel Olcott“ betitelt, war Präsident der „Theosophical Society“. Er selbst hatte diese Geheimgesellschaft 1875 in New York zusammen mit der russlanddeutschen Okkultistin Helena Petrovna Blavatsky gegründet.

Blavatsky, eine ebenso fragwürdige wie charismatische Persönlichkeit, hatte ihre esoterische Lehre 1877 unter dem Titel „Isis entschlüchert“ veröffentlicht. Sie stützte sich auf europäische Traditionen wie Neuplatonismus, Gnosis und Rosenkreuzertum ebenso wie auf indische Religiosität und Spiritualität. Mithilfe der klassischen Geheimwissenschaften sollten die im Menschen verborgenen okkulten Kräfte geweckt, übersinnliche Wahrnehmungen ermöglicht und nicht zuletzt die Naturgesetze entschlüsselt werden.

Man glaubte an Heilung mit der Kraft des Geistes und an ein universales göttliches Bewusstsein. Blavatsky und Olcott, der ab etwa 1882 mit hypnotischen Heilungen von Kranken in Erscheinung trat, hatten zusammen Indien bereist. 1879 verlegten sie das Hauptquartier der „Theosophical Society“ nach Mumbai und 1882 ein weiteres Mal nach Adyar bei Chennai. Wo sie auftraten, sammelten sie Spenden, verbreiteten ihre Lehre – und wurden nicht selten von Skandalen verfolgt.

Nun aber war Olcott auf Einladung der Seidenfabrikanten-Gattin Mary Gebhard, die sich seit dem tragischen Tod ihres

jüngsten Sohns mit Spiritismus beschäftigte, nach Elberfeld bei Wuppertal gekommen. Am 27. Juli 1884 wurde dort in einer „Feierstunde“, so das Protokoll, eine deutsche Zweigvereinigung der Theosophischen Gesellschaft gegründet. Zum Vorsitzenden wählte man den Kolonialpolitiker Wilhelm Hübbe-Schleiden, Mary Gebhard übernahm das Amt der Vizepräsidentin, ihr Mann Gustav wurde Schatzmeister.

Wenige Tage später, am 1. August, brachen Hübbe-Schleiden und Olcott nach Dresden auf, wo sie sich im Hotel „Weißer Hirsch“ einmieteten. Ihre Reise quer durch Deutschland zur Anwerbung neuer Mitglieder ist sehr genau in Olcotts Tagebuchaufzeichnungen dokumentiert, die er 1895 unter dem Titel „Old Diary Leaves. The Only Authentic History of the Theosophical Society“ veröffentlichte.

In Dresden trafen sie andere Geistheiler und Hypnotiseure, in Bayreuth sahen sie Wagners „Parzifal“, auch der aus Elberfeld nachgereiste Rudolph Gebhard sowie der amerikanischen Naturforscher Elliot Coues stießen hier zur Reisegruppe. Am 5. August traf man abends in „Münich“, wie Olcott schreibt, ein, und verbrachte den Abend im Hotel. Am nächsten Tag besichtigte die kleine Reisegesellschaft die Münchner Kunstmuseen und führte weitere Gespräche mit Gleichgesinnten, um schließlich am 7. August auf Einladung des zu seiner Zeit sehr bekannten Tierversuchsexperten Ernst von Weber einen Tagesausflug an den Starnberger See zu machen.

Gabriel von Max sah sich mehr als Forscher denn als Künstler

Dort war Olcott ganz und gar hingerissen von der Schönheit der Landschaft und erst recht von der schmucken Sommervilla des Malers Gabriel von Max, dem sie an diesem Tag einen ersten Besuch abstatteten. Sie wurden für den nächsten Tag, einen Freitag, zum Abendessen eingeladen. Vorher besuchten sie noch den Schriftsteller Carl du Prel, der in Ambach zur Sommerfrische weilte und dort an seinem Buch „Philosophie der Mystik“ schrieb.

Mit seinen düster-geheimnisvollen Gemälden hatte der 1840 in Prag geborene Maler Gabriel von Max den Nerv der Zeit getroffen. Noch während des Studiums bei Carl von Piloty war er mit dem Bild „Die Märtyrerin am Kreuze“, das er 1867 zuerst im Münchner Kunstverein und im selben Jahr auf der Weltausstellung in Paris zeigte, schlagartig berühmt geworden. Die

Presse bezeichnete ihn als „Sensationsmaler“, das Publikum, vor allem das weibliche Publikum, verehrte ihn als „Seelenmaler“. Zunächst waren es vor allem Figurenbilder mit christlichen, literarischen und mythologischen Inhalten, für die er bewunderten wählte man den Kolonialpolitiker Wilhelm Hübbe-Schleiden, Mary Gebhard übernahm das Amt der Vizepräsidentin, ihr Mann Gustav wurde Schatzmeister.

Wenige Tage später, am 1. August, brachen Hübbe-Schleiden und Olcott nach Dresden auf, wo sie sich im Hotel „Weißer Hirsch“ einmieteten. Ihre Reise quer durch Deutschland zur Anwerbung neuer Mitglieder ist sehr genau in Olcotts Tagebuchaufzeichnungen dokumentiert, die er 1895 unter dem Titel „Old Diary Leaves. The Only Authentic History of the Theosophical Society“ veröffentlichte.

Er schreibt: „[...] wenn auch die Neigung der Theosophen zur Schaffung einer Theorie und die etwas voreilige Freude daran, bald Antwort auf die Stelle des ewigen immensen Fragezeichens stellen zu können, leicht den Beobachter etwas skeptisch stimmen kann, so bleibt doch die große, doch geistige Bewegung da, welche in der geistigen Atmosphäre ein starkes Agens ist und die auch in dieser Form als Erlösungsklang zu manchem verzweifelten in Finsternis und Nacht gehüllten Herzen gelangt wird, doch erscheint damit eine Hand, die zeigt und Hilfe bietet.“

Gabriel von Max sah sich mehr als Forscher denn als Künstler. Seine Beschäftigung mit Parapsychologie, Geisterbeschwörung und später auch Darwinismus bestimmte zunehmend die Bildinhalte. Mehr und mehr konzentrierte er sich auf seine wissenschaftlichen Interessen und eine Serie von Affenbildern, mit denen er große Erfolge feierte. Später diente ihm der Verkauf von Bildern vor allem zur Finanzierung seiner ebenso umfangreichen wie kostspieligen Sammlungen zur Vor- und Frühgeschichte, zu Anthropologie, Zoologie oder Ethnologie. So soll er unter anderem die größte jemals von einer Privatperson zusammengetragene Sammlung menschlicher Schädel besessen haben. „Die Frage, woher der Mensch kommt, ließ meine Sammlungen entstehen“, notierte er zuletzt in seinem Tagebuch.

Aber so weit war es noch lange nicht, als der exzentrische Maler, rasch zu Ruhm und Geld gekommen, 1875 in Ammerland ein Sommerhaus kaufte, das er für seine Bedürfnisse umbauen und erweitern ließ. Innerhalb weniger Jahre vergrößerte er den ursprünglich bescheidenen Besitz durch Zukäufe und ließ auf dem zuletzt fast 30 000 Quadratmeter großen Grundstück mit dem schönen alten Baumbestand einen Park anlegen.

Im Jahr 1890 lautete der Eintrag im

Grundbuch: „Haus (Villa) mit Veranda und Sommerhäuschen, dann Blockhaus mit Keller und Waschküche, Holzlege und Hofraum.“ Schon im Jahr 1882 hatte Gabriel von Max für seine Schwägerin das prächtige Ammerländer Speisezimmer mit der alten Kassettendecke, der umlaufenden Wandvertäfelung, dem grünen Kachelofen und den schönen dunklen Möbeln gemalt. Am Tisch sitzend sind die Kinder Cornelle, Ludmila und Colombo dargestellt, auf dem Boden liegt der Hund der Familie, eine große graue Dogge.

Das Wochenende war „ein höchst bezauberndes und unvergessliches Erlebnis“

Der Amerikaner Olcott kommt am Starnberger See mit den sehr ähnlich klingenden Ortsnamen am Ostufer durcheinander, mehrmals verwechselt er in seinen Notizen „Ammerland“ und „Ambach“. Er schreibt fälschlicherweise, man habe Gabriel von Max in seiner Sommervilla in Ambach besucht und sei am darauffolgenden Tag zu dem Philosophen Carl du Prel nach Ammerland gefahren, das sei ein „anderes Stück vom Paradies am Seeufer“. Wenn er also weiter schreibt, man habe das Wochenende in Ambach verbracht, muss man wohl eher davon ausgehen, dass die illustre Gesellschaft der Geisterbeschwörer nach dem Essen am Freitagabend im Haus von Gabriel von Max übernachtete und bis zum Sonntag dort blieb.

Der „Gastwirth & Fischmeister“ Michael Bierbichler in Ambach stellte dem Herrn Professor alljährlich am Ende des Sommers eine Rechnung. Die des Jahres 1884 hat sich leider nicht erhalten, aber man darf vermuten, dass er an auch diesem Augustwochenende wie in den Vorjahren die Fahrten „von und nach München“ übernommen und dazu Forellen, Waller und Wildpret für das Festmahl geliefert hat.

Rückblickend notierte Olcott über das Wochenende: „Es war durch und durch ein höchst bezauberndes und unvergessliches Erlebnis. Man füge der ehrwürdigen Gesellschaft von Geistesgrößen noch einen perfekten sonnigen Tag, einen klaren Himmel, ein Seeufer mit samtenem Rasen, malerische Villen und frische Waldluft hinzu – und vor uns, wie ein himmlischer Spiegel von Wolken und Ufer die stille Weite des Starnberger Sees.“

In dieser herrlichen Umgebung habe er, Olcott, am 9. August bei der offiziellen zweiten Versammlung der „Theosophischen So-

zietät Germania“ als neue Mitglieder Gabriel von Max, seine Frau Emma und deren Schwester Mimmi Kitzing, Carl du Prel samt seiner Frau Albertine, außerdem Adolf und Caroline von Sprei sowie Ernst von Weber und Hauptmann Franz Urban aufgenommen.

Es gehörte zu den Statuten der Geheimgesellschaft, dass Ehepaare nur gemeinsam eintreten konnten. Im Nachlass von Gabriel von Max, der im Deutschen Kunstarchiv in Nürnberg liegt, findet sich nicht nur die Quittung über 20 Mark „Eintrittsgeld“ und 2 Mark „Beitrag für die Centrale der Theosophischen Gesellschaft in Madras“, sondern auch ein Mitgliedsausweis für die 1875 gegründete „Theosophical Society and Universal Brotherhood“, ausgestellt „in the ninth month of its ninth year“ und unterschrieben von Helena Blavatsky und Henry Steel Olcott.

Olcott konnte am Sonntagabend nicht nur mit der durchaus stattlichen Anzahl der neu angeworbenen Mitglieder zufrieden sein, er profitierte auch ganz persönlich von seinem Kurzurlaub am Starnberger See. Vor der Rückkehr nach München und der Weiterreise nach Stuttgart, Kreuznach und Heidelberg hatte er noch Zeit, sich unter den hohen Bäumen im Garten der Villa Max ein wenig auszuruhen. Dort, hinter dem Haus, habe es einige „majestätische alte Kiefern“ gegeben, notiert er. Es sei angenehm gewesen, in ihrem Schatten zu liegen und auf den See zu schauen. Und da habe er sich an die Erzählung eines Adepten in Tibet erinnert, der mit dem Rücken an eine Kiefer gelehnt die heilende Aura des Baums aufgenommen habe.

Er selbst, so schreibt Olcott weiter über das Wochenende in Ammerland, habe sich zu dieser Zeit sehr erschöpft gefühlt, schließlich habe er zuvor Tausende kranker Menschen behandelt, und sein Nervensystem habe sich auch nach einer fünfmonatigen Ruhepause nicht davon erholt. Kurzerhand beschloss er also, das beschriebene „Baumexperiment“ anzuwenden. Und: „Es funktionierte wie Zauberei, die Aura des Baums ging auf mich über und nach zwei Tagen fühlte ich mich so gut wie nur irgend möglich.“

Am Ort des Geschehens erinnert heute nichts mehr an diesen denkwürdigen August vor 140 Jahren. Auch die bronzene Gedenktafel, die einst auf den berühmten Bewohner der Villa Max verwies, ist längst abmontiert. Das denkmalgeschützte Gebäude selbst steht seit Jahrzehnten leer und verfällt zusehends. Von bösen Geistern aber wird es keineswegs heimge-sucht, obwohl das manche behaupten.

Hilfe gegen die Armut

Paul-Klinger-Künstlersozialwerk: Seit 50 Jahren unterstützt es Künstler in Fragen aller Art.

München – „Du machst die Kunst, wir die Beratung!“ Dieser Satz steht Weiß auf Rot auf einer Werbe-Tasche des Paul-Klinger-Künstlersozialwerk e.V. geschrieben. Und er fasst recht bündig das zusammen, worin die Arbeit des gemeinnützig arbeitenden Vereins seit 50 Jahren besteht. Dort bekommen alle Künstler, egal welcher Sparte, kostenlose Antworten, was Fragen zur Künstlersozialkasse, Rente, Sozialhilfe, Steuern, allgemeine Rechtsfragen oder Versicherungen angeht. Auch ein grundlegendes Coaching bei den ersten Schritten in die künstlerische Selbstständigkeit gehört zum Angebot. Dass es dieses Angebot gibt, ist nicht nur für die Künstler eine große Hilfe. Aber trotz der langen Vereinsgeschichte wissen viele nichts davon. Und auch sonst ist es in der Öffentlichkeit nur Wenigen bekannt.

Jetzt, zum 50. Geburtstag, der am 20. Juni in der Münchner Mohr-Villa mit einem Fest gefeiert wurde, soll sich das ändern, wie man von der Geschäftsführerin des Vereins, Ute Belting, erfährt. Denn das, was das Paul-Klinger-Künstlersozialwerk in Zukunft brauche, sei „mehr Öffentlichkeit. Es weiß keiner, was wir tun.“ In den vergangenen 50 Jahren sei das insofern kein größeres Problem gewesen, als sich der weitgehend ehrenamtlich geführte Verein seit seiner Gründung am 15. März 1974 allein durch Mitgliedsbeiträge und Spenden getragen habe. Heute, in Zeiten der Inflation und aufgrund des Rückgangs von Spenden und Mitgliederzahlen, sei das anders. Tatsächlich seien sie schon „auf die Bremse getreten“ und hätten etwa die jährlich erscheinende Mitgliedszeitschrift eingestellt.

Mitglieder sind Uschi Glas oder Konstantin Wecker

Was ihnen helfen würde? Zum Beispiel eine „städtische Förderung“, wie sie Ute Belting, wie sie sagt, von anderen sozialen Vereinen oder Verbänden her kennt. Und die könnte etwa so aussehen, dass die Stadt die Finanzierung der in der Winzererstraße 32 gelegenen Büroräume übernimmt. Dort arbeitet Belting seit fast 15 Jahren in einer Halbzweitzelle. Das Büro ist eine ehemalige Wohnung, die sich der Verein mit einem Grafiker teilt. Jeden Dienstag und Donnerstag finden dort die Beratungsgespräche statt. Auf der Webseite paulklinger-ksw.de gibt es die Kontaktdaten. Es gibt auch eine Radiosendung, die jeden vierten Freitag auf Radio Lora läuft und auf Youtube zu finden ist. Und in der etwa Mitglieder über ihren Alltag sprechen.

Rund 1100 Mitglieder sind es aktuell, etwa 750 stammen aus Bayern und rund 600 davon aus München. Darunter sind bekannte Namen wie Uschi Glas, die Kessler-Zwillinge, Konstantin Wecker oder Claus von Wagner. Mit 70 Euro ist der Jahresbeitrag sehr moderat. Sie hätten auch kurz überlegt, ihn zu erhöhen, so Belting. Aber das sei irgendwie „linke Tasche, rechte Tasche“, schließlich solle die Hilfe ja an die Künstler gehen. Als der Verein von Weggefährten des 1971 verstorbenen Schauspielers und Synchronsprechers Paul Klinger gegründet wurde, habe dieser auch „viele Darlehen“ an Künstler vergeben. Heute sei das aufgrund der Gemeinnützigkeit aber schwierig.



Die Köpfe hinter dem Werk: Der Stellvertretende Präsident Peter W. Strux, Geschäftsführerin Ute Belting, Stadtrat Lars Mentrup und Präsidentin Renate Hausdorf. FOTO: PAUL-KLINGER-KÜNSTLERSOZIALWERK

Stattdessen sei die Hauptaufgabe eben die Sozialberatung. Mit dem Ziel, dass Künstler nicht irgendwann in völliger Armut landen. Insofern profitieren am Ende auch die Stadt und der Staat, die sonst einspringen müssten, von ihrem Engagement. Und deshalb auch die Hoffnung auf eine Förderung. Aber da sich dieses Engagement genau im Dazwischen bewegt, hätte man sie, erzählt Belting, schon mehrfach zwischen Kultur- und Sozialreferat hin- und hergeschickt. Von den aktuellen städtischen Sparmaßnahmen überall, klar, davon wüssten sie aber auch. Auf dem Jubiläumsfest wurde das Künstlersozialwerk vom Münchner Kulturreferenten Anton Biebl jedenfalls als „ein wirklicher Segen für die Stadt“ gewürdigt.

Alternativen? Mehr Mitglieder. Im Moment machten die Beiträge auch 70 Prozent des Budgets aus. Und die gegenseitige Hilfe, die spartenübergreifende Gemeinschaft, das sei ja auch eine der zentralen Ideen. Und sonst? Vielleicht mehr Kooperationen, ein Beratungscafé, bezahlte Vorträge und andere Angebote, da sei man gerade am Brainstorming im Vorstand und im Beirat, die übrigen auch komplett aus Künstlern bestehen. Auch das ist eine Besonderheit des Paul-Klinger-Künstlersozialwerks, dem man zum Jubiläum mehr Wertschätzung wünscht, mehr öffentliche, städtische und staatliche Anerkennung. **Jürgen Moises**